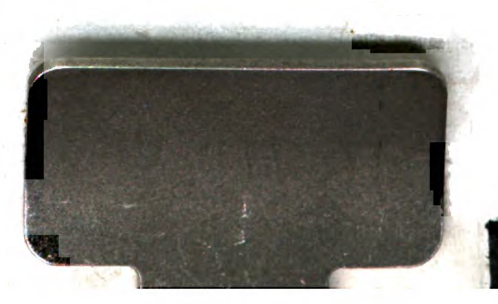
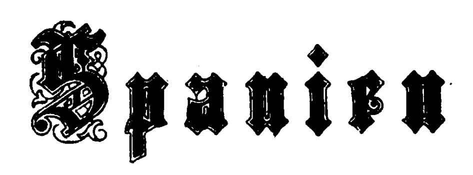

1000466441
AP


NOVI EBORACI SIGILLUM COLLEGII COLUMBIAE
In Lumine Tuo Videbimus Lumen





Spanien

von

Edmondo De Amicis.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1880.

Inhalt.

	Seite
Barcelona	1
Zaragoza	34
Burgos	75
Valladolid	108
Madrid	129
Aranjuez	265
Toledo	271
Cordova	305
Sevilla	345
Cadiz	391
Malaga	406
Granada	414
Valencia	491

Vorwort.

Der große Anklang, welchen alle Werke von Edmondo De Amicis, des sehr begabten Schülers Manzoni's und eines der bedeutendsten lebenden Vertreter der klassischen italienischen Sprache, in Italien gefunden haben und die Begeisterung, welche dieselben bei ihren Lesern hervorgerufen, sowie die günstige Aufnahme, welche die Uebersetzungen einiger darunter in andere Sprachen fanden, erweckten in mir die Ueberzeugung, daß diesem italienischen Lieblingsschriftsteller bei näherem Bekanntwerden auch in Deutschland sein Weg gebahnt werden könne. Hiezu schien mir la Spagna, eines seiner vorzüglichsten Werke, am besten geeignet. Meine Aufgabe war jedoch keine leichte; denn der das Buch beherrschende Geist ist so grunditalienisch, daß es oft sehr schwierig war, Gedanken und

Worte mit absoluter Treue wieder zu geben. Dennoch hoffe ich, daß auch der deutsche Leser, von den lebhaften südlichen Schilderungen angezogen, gar bald an der heiteren Diktion Gefallen finden und mit steigendem Interesse dem Verfasser auf seiner Reise folgen werde, wenn auch dessen phantasiereiche Schilderungsweise der nüchterneren Anschauung des Deutschen manchmal übertrieben erscheinen mag.

De Amicis' Reisebeschreibungen, deren er bereits eine hübsche Anzahl herausgegeben hat, dienen gleichmäßig der Belehrung wie der Unterhaltung; sie sind nicht streng wissenschaftlich geschrieben, aber sie geben dem Leser einen lebhaften, richtigen und vollständigen Begriff des betreffenden Landes und seiner Eigenthümlichkeiten. „Spanien" vor Allen bietet besonders in Naturschilderung eine Fülle hinreißender Poesie. Geistvolle Kritiken über Denkmäler und Kunstwerke wechseln ab mit meisterhaften, eingehenden und treffenden Schilderungen aus dem so charakteristischen spanischen Volksleben.

So übergebe ich denn dieses Buch allen Freunden des Wahren, Guten und Schönen mit der Bitte, einige Nachsicht zu üben gegen Mängel in der Uebersetzung,

welche bei der großen Verschiedenheit des Geistes der beiden Sprachen nicht zu vermeiden waren.

Mailand, November 1879.

Der Uebersetzer
L. N. A.

Barcelona.

Es war ein regnerischer Februarmorgen, und noch dazu eine Stunde vor Sonnenaufgang; dennoch geleitete mich meine Mutter bis an die Treppe und wiederholte noch in der Eile alle guten Rathschläge, welche sie mir seit einem Monat zu geben pflegte; dann umarmte sie mich noch einmal, brach in Thränen aus und ging. Mit schwerem Herzen blieb ich einen Augenblick stehen und sah nach der Thüre, hinter welcher sie verschwunden war. Beinahe hätte ich ausgerufen: Oeffne mir! Ich gehe nicht fort! ich bleibe bei Dir! — Doch rasch entschlossen stürzte ich die Treppe hinunter, und einmal in der Straße, war es als lägen schon Meer und Pyrenäen zwischen mir und meinem Daheim. Obwohl ich seit langer Zeit jenen Tag mit fieberhafter Ungeduld erwartet hatte, war ich nichts weniger als fröhlich. Bei einer Wendung der Straße begegnete ich einem meiner Freunde, den ich zufällig seit mehr als einem Monat nicht gesehen hatte. Er war Arzt und war gerade auf dem Wege zum Spital. „Wo gehst du hin?" fragte er. „Nach Spanien" war die Antwort, aber mein niedergeschlagener, trauriger Ausdruck paßte so schlecht zu einer Vergnügungsreise, daß er

mir kaum glauben wollte. Auf dem ganzen Wege zwischen Turin und Genua dachte ich nur an meine Mutter, mein leeres Zimmer, meine kleine Bibliothek und an die mir lieb gewordenen Gewohnheiten des häuslichen Lebens, denen ich auf viele Monate Lebewohl sagte. Heiterkeit und Frohsinn kehrten erst beim Anblick des Meeres und der Acquasolagärten, sowie durch die Gesellschaft eines meiner Freunde zurück.

Als ich in das Boot stieg, welches mich zum Dampfschiff führen sollte, überreichte mir der Lohndiener eines Gasthauses einen Brief, welcher nur die wenigen Worte enthielt: „Schlechte Nachrichten aus Spanien. Während eines Streites wider den König dürfte die Anwesenheit eines Italieners in Madrid gefährlich sein. Beharrst du darauf, abzureisen? — Denke darüber nach.“ Doch ohne weiteres Bedenken sprang ich ins Boot und fort gings. Kurz vor Abfahrt des Dampfschiffes kamen zwei Offiziere an Bord, um sich von mir zu verabschieden; in Gedanken sehe ich sie noch heute, wie sie aufrecht im Boote standen, während der Dampfer sich in Bewegung setzte.

„Bringe uns einen Degen von Toledo!“ riefen sie.

„Mir eine Flasche Xeres!“

„Mir eine Guitarre, einen andalusischen Hut, einen Dolch!“

Dann sah ich nur noch ihre weißen Taschentücher und hörte ihre letzten Glückwünsche; ich wollte antworten, die Stimme versagte mir; ich lachte und fuhr mit der Hand über die Augen. Bald darauf kroch ich in meine Koje und, in den tiefsten Schlaf versunken, träumte ich von den guten Ermahnungen meiner Mutter und meinem

Geldbeutel, von Frankreich und von den Andalusierinnen. Der Morgen graute, als ich wieder auf Deck stieg: wir befanden uns unweit der Küste. Es war die französische Küste und zugleich der erste Strich fremden Landes, den ich sah: dies kam mir so merkwürdig vor, daß ich mich nicht satt sehen konnte; tausend schöne Gedanke bestürmten mich, und ich fragte mich immer wieder: Ist dies wirklich Frankreich? und mir ist die Freude beschieden, es zu sehen? Fast zweifelte ich an meiner Idendität. Endlich gegen Mittag tauchte Marseille am Horizont auf. Der erste Anblick dieser großen Seestadt war für mich schwindelerregend und machte mir durch seine Neuheit keine Freude. Noch sehe ich im Geiste einen großen Mastenwald, einen Schiffer, der mir die Hand reicht und mich mit der Himmel weiß was für einem unverständlichen Kauderwelsch anspricht, einen Zollbeamten, der mir kraft eines unbekannten Gesetzes deux sous pour les Prussiens verlangt; dann ewig lange Straßen und endlose Plätze, eine große Menge von Menschen und Wagen, Zuavenregimenter und andere unbekannte Uniformen, aber alles ist halb verwischt und mit Tausenden von Lichtern und einem betäubenden Stimmengebrause vermengt, so daß ich mich eigentlich nur meiner großen Müdigkeit und tiefen Schwermuth deutlich erinnere, welche in einem dunkeln Gasthauszimmer mit einem unerquicklichen Schlafe endeten.

Den nächsten Morgen befand ich mich vor Sonnenaufgang in einem Wagen der Eisenbahn, die von Marseille nach Perpignan geht, in Gesellschaft von beiläufig zehn Zuavenoffizieren, welche Tags zuvor von Afrika angekommen waren. Dieser ging mit Krücken, jener mit

einem Stock, der dritte trug den Arm in der Schlinge und doch waren sie so lustig und ausgelassen, wie Schuljungen. Die Reise war lang, man mußte sich doch unterhalten; aber nach allem, was ich von dem Haß der Franzosen gegen uns gehört hatte, wagte ich kaum den Mund aufzuthun. Wie albern! Einer von ihnen wandte sich an mich und als ich die Frage: „Italiener?“ bejahte, freuten sich Alle darüber. Nur Einer von ihnen hatte nicht in Italien gekämpft, und Einer war sogar bei Magenta verwundet worden. Ein lebhaftes Gespräch entspann sich; sie erzählten Anekdoten von Genua, Turin und Mailand, dann frugen sie mich allerhand und beschrieben mir das Leben, das sie in Afrika führten. Es war mir unlieb, daß einer der Offiziere auch auf den Pabst zu sprechen kam, doch zu meinem großen Erstaunen war er fast ein größerer Antipapist als ich selbst; denn er meinte: wir sollten trancher le noeud de la question der Sache auf den Grund gehen und keine Rücksicht auf die niedere Klasse nehmen. Unterdessen näherten wir uns den Pyrenäen und ich unterhielt mich damit, den fortschreitenden Veränderungen des Volkes an den neu einsteigenden Reisenden zu folgen; ich beobachtete, wie die französische Sprache so zu sagen in der spanischen ausstirbt; und merkte die Annäherung Spaniens lange ehe ich zu meiner großen Freude im Eilwagen in Perpignan die ersten Buenos dias und Buen viase [1]) klar und deutlich hörte. In Perpignan spricht man jedoch noch nicht spanisch, sondern ein theilweise französisches,

---

[1]) Guten Tag und Glückliche Reise.

marseillerisches und catalonisches Kauderwelsch, das dem Ohre weh thut. Der Postwagen setzte mich vor einem Gasthofe nieder, und mitten in einem Gedränge von Offizieren, Damen, Engländern und Koffern nöthigte mich ein Kellner, an einem gedeckten Tische Platz zu nehmen; doch kaum saß ich und hatte einige Bissen hinunter geschlungen, so wurde schon wieder zur Abfahrt gedrängt, so daß ich halb erwürgt in einen anderen Postwagen sprang, der sich sogleich in Bewegung setzte.

Ach! ich schwärmte seit so langer Zeit vom Uebergange der Pyrenäen und nun mußte ich ihn des Nachts machen. Ehe wir die ersten Ausläufer der Berge erreichten, war es schon stockfinster, und während der ewig scheinenden Nachtstunden, in denen mir nur wenig und häufig unterbrochener Schlaf vergönnt war, sah ich außer dem Stückchen Landstraße, welches die Laternen des Postwagens beleuchteten, höchstens irgend einen schwarzen Bergabhang oder einen vorstehenden Felsen, den ich durchs Fenster mit der Hand hätte ergreifen können; dazu hörte ich nichts anderes als den Taktschlag der Pferdehufe, und das Pfeifen und Sausen eines unausstehlichen und unaufhörlichen Windes. Neben mir saß ein junger Amerikaner aus den Vereinigten Staaten, welcher zwar Stunden lang den Kopf auf meine Schulter gestützt schlief, aber doch von Zeit zu Zeit aus dem Schlafe fahrend mit kläglicher Stimme rief: »Ah quelle nuit! Quelle horrible nuit!« und nicht bemerkte, daß er mir mit seinem Kopfe viel mehr Ursache zu dieser Klage gab. Bei der ersten Station stiegen wir Beide aus und traten in eine kleine Schenke, um uns mit etwas Branntwein zu erquicken. Hier fragte

mich mein Reisegefährte, ob ich eine Geschäftsreise mache. „Nein," antwortete ich, „ich reise zu meinem Vergnügen. Und Sie, wenn ich fragen darf?" — „Ich," sagte er mit ernster Miene, „ich reise aus Liebe." „Aus Liebe?" — Aus Liebe! Und dann erzählte er mir, ohne daß ichs verlangte, die lange Geschichte von einer unglücklichen Leidenschaft, einer verfehlten Heirath, Entführungen, Duellen u. A. m. Der langen Rede kurzer Sinn war, daß er reiste, um sich zu zerstreuen, und die Geliebte zu vergessen. Er zerstreute sich auch in der That so viel er konnte, denn in allen Schenken, in denen wir auf der Reise bis Girona abstiegen, neckte er, ohne den Ernst seiner Mienen zu verändern, jede Kellnerin mit einer Dreistigkeit, welche der einfache Wunsch sich zu zerstreuen, nicht ganz rechtfertigte.

Um drei Uhr Morgens kamen wir an die Grenze: — Estamos en España! [1]) — rief eine Stimme; die Post hielt an; der Amerikaner und ich stiegen aus und traten sehr neugierig in ein kleines Wirthshaus, um die ersten Söhne Spaniens zwischen ihren vier Wänden zu sehen. Wir trafen ein halbes Dutzend Zollbeamte, den Wirth, seine Frau und Kinder, Alle um ein Kohlenbecken gedrängt; sogleich sprachen sie uns an; ich stellte viele Fragen und sie antworteten mir so lebhaft und unumwunden, wie ich es von Kataloniern, welche in den Reisebüchern als schwerfällig und schweigsam geschildert sind, kaum erwartet hatte. Auf unsere Frage, was es zu essen gebe, brachte man uns den berühmten Morizo, eine Art

---

1) Wir sind in Spanien.

Wurst, die mit ihrem allzuvielen Pfeffer Hals und Magen verbrennt, eine Flasche süßen Weines und etwas trockenes Brod. „Nun, was macht euer König?“ frug ich einen Zollbeamten, nachdem ich die ersten Bissen ausgespuckt hatte. Der Angeredete schien etwas verlegen, sah mich an, dann die Andern und gab mir schließlich die merkwürdige Antwort: — Està reinando[1]). — Alle lachten, und als ich gerade eine eingehendere Frage stellen wollte, flüsterte mir Einer ins Ohr: — Es un republicano[2]) — Ich wandte mich rasch um und bemerkte hinter mir den Wirth, welcher nach der Decke starrte, als nähme er keinen Antheil am Gespräch. „Ich verstehe,“ antwortete ich, und fing von etwas Anderem an. Aber als wir wieder in den Postwagen stiegen, lachte mein Gefährte und ich herzlich über die Warnung des Wirthes, denn wir waren Beide erstaunt, daß ein Mann von dieser Klasse die politischen Meinungen der Zollbeamten so zu Herzen nähme. In den Schenken jedoch, wo wir später abstiegen, machten wir noch ganz andere Beobachtungen. In allen trafen wir Einen, der die Zeitung vorlas, gewöhnlich der Wirth selbst oder ein Freund des Hauses, und um diesen drängte sich ein halbes Dutzend aufmerksamer Zuhörer. Von Zeit zu Zeit unterbrachen sie den Leser und dann entspann sich eine politische Erörterung, die ich nicht verstand, weil sie catalonisch geführt wurde aber deren Hauptgegenstand ich mit Hülfe der Zeitung welche sie lasen, doch begriff. Und ich bemerkte zu meinem

---

1) Er regiert.

2) Er ist ein Republikaner.

Bedauern, daß in allen diesen Zusammenkünften eine republikanische Luft wehte, welche den unerschrockensten Anarchisten beängstigt hätte. An einer Station traf ich unter Anderen einen großen Mann mit stolzem, finsterem Blicke und einer tiefen Stimme, welcher, nachdem er lange zu einem Kreise schweigender Zuhörer gesprochen hatte, sich zu mir wandte, da er mich wegen der unrichtigen castilischen Aussprache, für einen Franzosen hielt, und mit großer Feierlichkeit sagte: „Ich will Ihnen etwas sagen, caballero!" — „Nun? — »Le digo,« antwortete er, »que España es mas desgraciada que Francia;« [1]) und daraufhin ging er mit gesenktem Haupte und gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab. Wieder Andere hörte ich durch einander von Kortes, Minister, Ehrgeiz, Verrath u. s. w. sprechen. Eine einzige Person, ein Mädchen in einer Schenke in Figueras, sagte lächelnd zu mir als es hörte, ich wäre Italiener: »Ahoa tenemos un rey italiano. [2]) — Und dann beim Weggehen fügte es mit reizender Einfachheit hinzu: — A mi me gusta. [3])

Noch war es Nacht, als wir nach Girona kamen, nach Girona, wo König Amadeus festlich empfangen worden war, und wo er in dem Hause, welches der General Alvarez während der berühmten Belagerung von 1809 bewohnt hatte, eine Inschrift setzen ließ. Die Fahrt durch die Stadt kam uns unendlich lang vor, denn wir waren

---

[1]) Ich sage Ihnen, daß Spanien unglücklicher ist als Frankreich.

[2]) Jetzt haben wir einen italienischen König.

[3]) Mir gefällt er.

sehr müde und ungeduldig in einem Eisenbahnwagen schlafen zu können; endlich kamen wir an die Station und mit dem Morgengrauen reisten wir weiter nach Barcelona,

Schlafen? wie hätte ich schlafen können, da die Sonne mir zum ersten Mal in Spanien aufging? Bis Barcelona sah ich unaufhörlich zum Fenster hinaus. Oh! die unvergleichliche Freude ohne schwere Gedanken, ohne Sorgen in ein fremdes Land zu treten, wenn die Einbildungskraft nur neue und staunenswerthe Dinge erwartet, und uns die Erinnerungen an phantastische Beschreibungen bestürmen. Zuerst möchten wir mit den Augen gierig Alles umfassen, um nur Etwas zu finden, was uns die unbegreifliche Freude bestätigte, daß wie uns wirklich am Ziele unserer Wünsche befinden. Nach und nach wird es uns klar, hier durch eine Bauerntracht, dort durch eine Pflanze oder ein Haus und weiter vermehren sich diese Zeichen, Farben und Formen, bis wir Alles mit dem Bilde vergleichen können, das wir uns vorher gemacht hatten. Nun befriedigen wir unsere Neugierde in Allem, was wir sehen und hören. Die Gesichter der Einwohner, die Bewegungen, die Gespräche, die Ausdrücke, Alles ist interessant. Unser Erstaunen nimmt kein Ende. wir fühlen, wie der Geist sich erweitert und erhellt, und hegen zugleich die Wünsche, schnell und doch niemals anzukommen. Wir wollen Alles sehen und fragen die Nachbarn tausenderlei Dinge, wir skizziren ein Dorf oder eine Bauerngruppe und rufen zehn Mal in einer Stunde aus: — Endlich bin ich da! und schließlich freuen wir uns auf den Tag, wenn wir zu Hause Alles erzählen werden. Wer eine Reise so mit ganzer Seele genießt, der empfin-

det das lebhafteste und abwechselndste Vergnügen, das dem Menschen vergönnt ist. Der Amerikaner schnarchte.

Das Stück Katalonien zwischen Girona und Barcelona ist mannigfaltig, fruchtbar und vortrefflich bebaut. Es besteht aus einer Reihe kleiner Thäler, welche von hübsch geformten Hügeln, dichten Wäldern, Wildbächen, Gebirgspässen und alten Schlössern eingerahmt sind. Ueberall herrscht eine kräftige, üppige, herrliche Vegetation, ein lebhaftes Grün, welches an den lachenden Anblick der Alpenthäler erinnert. Durch die malerische Tracht der Bauern, welche ausgezeichnet zum stolzen Charakter der Katalonier paßt, wird die Gegend noch verschönert. Die Ersten, die mir unter die Augen traten, waren von Kopf bis zu Fuß in schwarzem Sammt gekleidet, um den Hals trugen sie ein roth und weiß gestreiftes Tuch oder Schärpe und auf dem Kopfe eine scharlachrothe Zuavenmütze, die ihnen auf die Schultor herabhing. Einige trugen ein Paar bis zum Knie geschnallte Ledergamaschen, Andere ein Paar leinene Schuhe, eine Art Pantoffeln aus Bindfaden, vorn offen und mit schwarzen gekreuzten Bändern um den Fuß gebunden. Auf alle Art fand ich die Tracht stattlich, gut kleidend und doch würdevoll. Obwohl es nicht kalt war, hatten sich Alle in ihre Schärpen gehüllt, so daß nur die Nasen und Cigarritospitzen zu sehen waren und sahen aus, wie Herren, die aus dem Theater kommen. Die Schärpe allein giebt ihnen dieses Ansehen nicht, den Haupteindruck machte mir die Art und Weise, wie sie dieselbe tragen: auf der einen Seite hängt sie herab, auf der anderen wird sie befestigt, aber ohne

Mühe, wie sie beim Umschlagen fällt und die flatternden natürlichen Falten geben ihr den Reiz einer Mantille und das Ansehen einer Toga. Bei allen Eisenbahnstationen sah ich verschiedene Bauern, Jeder trug eine anders gefärbte Schärpe, nicht Wenige feine neue Kleider, fast Alle waren sehr sauber und mit einer gewissen ihre malerische Tracht hebenden Würde angethan. Wenige waren von brauner Gesichtsfarbe, die Meisten waren blaß mit lebhaften schwarzen Augen, aber ohne das Feuer und die Beweglichkeit der andalusischen Blicke.

Die Dörfer, Häuser, Brücken, Wasserleitungen, kurz Alles, was die Nähe einer reichen, bevölkerten Handelsstadt anzeigt, folgten sich immer rascher. Granollers, Sant' Andrea de Palomar, Clot sind von Fabriken, Villen, Gemüse- und Blumengärten umgeben; die Straße entlang zogen lange Karrenreihen, Schaaren von Bauern und viele Heerden; die Eisenbahnstationen waren überfüllt und die Gegend erinnerte eher an eine englische, als an eine spanische Provinz. Nach Clot, der letzten Station vor Barcelona, reihen sich große rothe Ziegelgebäude, lange Grenzmauern, Haufen von Baumaterialien, rauchende Schlotthürme und Werkstätten ohne Unterbrechung an einander. Das Ganze ist von unzähligen Arbeitern belebt und von einem dumpfen, allgemein verbreiteten, stets wachsenden Lärm, so zu sagen der schwere Athem dieser bewegten und arbeitenden Stadt, durchtönt. Endlich kam der Augenblick, da ich ganz Barcelona, den Hafen, das Meer und einen Kranz von Hügeln mit einem Blick umfaßte. Aber Alles erschien und verschwand im selben

Augenblicke, und mit kochendem Blute und verwirrtem Kopfe befand ich mich unter dem Dache der Station.

Ein Omnibus, so groß wie der Eisenbahnwagen selbst, führte mich in das nächste Gasthaus, in welchem ich, kaum eingetreten, italienisch sprechen hörte. Ich gestehe, daß mir dies eine so große Freude verursachte, als wäre ich ewig weit von Italien entfernt und mindestens seit einem Jahre auf Reisen gewesen. Aber die Freude war wieder von kurzer Dauer. Ein Kellner, derselbe den ich hatte sprechen hören, wies mir ein Zimmer an, und als er an meinem Lächeln merkte, daß ich einer seiner Landsleute sein müsse, fragte er mich recht höflich:

Finisce di arrivare? [1]) —

Finisce di arrivare? — fragte auch ich ihn groß ansehend, was sprechen denn Sie für ein Italienisch? —

Der gute Mensch schien sehr verlegen. Später hörte ich, daß sich eine Menge piemontesischer Kellner, Köche, Hausknechte und sonstige Bediente in Barcelona befinden; die Meisten sind aus der Provinz Novara, aber seit frühester Jugend in Spanien eingesiedelt, weshalb sie dieses schreckliche Kauderwelsch zwischen Französisch, Italienisch, Castilianisch, Catalonisch und Piemontesisch sprechen; selbstverständlich nicht mit den Spaniern, denn Spanisch haben Alle gelernt, aber mit den italienischen Reisenden so zum Spaß, um zu zeigen, daß sie ihre Muttersprache nicht vergessen haben. Deshalb hörte ich viele Catalonier

---

[1]) Beenden Sie anzukommen? — Welches auf Italienisch so falsch klingt wie auf Deutsch. Es ist eine Uebersetzung des spanischen acabar (beenden), welches dem französischen Ausdruck veni de paire un entspricht.

sagen: — Zwischen Eurer und unserer Sprache ist wenig Unterschied! — Ich glaube es gern! Sie könnten auch finden, wie jener castilische Chorsänger, der mir fünf Monate später auf dem Schiff, das mich nach Marseille führte, mit herablassendem Stolze sagte: — die italienische Sprache sei der schönste Dialekt, welcher sich aus der spanischen gebildet habe.

Kaum war ich die Spuren der horrible nuit unseres Pyrenäen-Ueberganges los geworden, als ich auch nichts Eiligeres zu thun hatte, als das Gasthaus zu verlassen, um nun die Straßen zu beschauen. Dem Ansehen nach ist Barcelona die wenigst spanische Stadt Spaniens. Die großen Gebäude, von denen die Wenigsten alt sind, bilden lange Straßen und regelmäßige Plätze, überall Buden, Theater, großartige Kaffeehäuser, und die Fluth der Menschen, Wagen und Karren vom Meeresbusen nach der Mitte der Stadt und von hier bis in die äußersten Quartiere, nimmt kein Ende, gerade wie in Genua, Neapel oder Marseille. Eine sehr lange und breite, von zwei Baumreihen beschattete Straße, Rambla genannt, durchkreuzt fast die halbe Stadt und führt vom Meere nach einem höher gelegenen Viertel; jenem entlang zieht sich eine großartige, von neuen Häusern umgebene Promenade, wie eine Terasse auf einem hohen gemauerten Damm gebaut, an dem sich die Wellen des Meeres brechen. Im Norden breitet sich eine sehr große Vorstadt aus, welche an sich allein den Namen einer Stadt verdient, und ringsum ist die frühere Grenzlinie durch neue Häuser durchbrochen; die Felder sind damit übersät und die nächsten Dörfer dadurch mit der Stadt

verbunden. Villen, Schlößchen und Fabriken erheben sich auf allen Hügeln der Umgegend und machen sich, so zu sagen, den Boden streitig, indem sie sich über einander thürmen, gegenseitig fast erdrücken, und zusammen einen großartigen Kranz um die Stadt bilden. Ueberall wird gebaut, geändert, erneuert; das Volk arbeitet und gedeiht; Barcelona blüht.

Zufällig kam ich gerade in die letzten Tage des Carnevals. In den Straßen bewegten sich lange Züge von Riesen, Teufeln, Prinzen, Mauren und Kriegern. Dazwischen machten sich gewisse gelbgekleidete Persönlichkeiten mit einem langen Stockwerke, an dessen Spitze ein Beutel befestigt war, bemerkbar, und ich hatte das Unglück, sie alle Augenblicke anzutreffen; ich sage das Unglück, denn der Beutel wurde Allen unter die Nase gehalten, in die Buden, die Fenster gesteckt, sogar auf die Terrassen der ersten Stöcke gehoben, und so baten sie, in, der Himmel weiß wessen Namen, um ein Almosen; ich vermnthe, der Erlös galt einer Fastnachtsmummerei. Aber das Merkwürdigste ist doch die Maskerade der Kinder: alle Kinder unter acht Jahren werden verkleidet; die Einen als Erwachsene im französischen Ballkostüme, mit weißen Handschuhen, großen Schnurrbärten und einer Perücke; Andere als spanische Granden mit Bändern und Verzierungen bedeckt; wieder Andere als katalonische Bauern mit Mütze und Mantel. Die kleinen Mädchen stellen ihrerseits Hofdamen, Amazonen oder Dichterinnen mit Leyer und Lorbeerkranz dar; Knaben sowohl wie Mädchen sind auch hie und da in den Trachten der verschiedenen Provinzen gekleidet; Gärtner von Valenza, anda-

lusische Zigeunerinnen und baskische Sennhirten, kurz die außergewöhnlichsten malerischsten Trachten sind hier vertreten. Stolz führen die Eltern ihre Kleinen an der Hand spazieren und die ganze Stadt nimmt Antheil an diesem Wetteifer des guten Geschmackes, der Fantasie und des Ueberflusses und hat seine Freude daran.

Als ich den Weg zur Domkirche suchte, traf ich ein Regiment spanischer Soldaten an. Ich blieb stehen, um sie zu betrachten und sie mit denjenigen in der Schilderung des Baretti zu vergleichen; dieser italienische Schriftsteller erzählt, sie hätten ihn in einem Gasthause angegriffen und Einer habe ihm den Salat vom Teller genommen, der Andere ein Hühnerbein aus dem Munde gerissen u. s. w. Ich denke mir, seit jener Zeit müssen sie sich sehr verändert haben. Auf den ersten Blick könnten sie für französische Soldaten gelten, mit ihren rothen Hosen und grauen bis an die Kniee reichenden Kaputröcken. Der einzige merkliche Unterschied ist in der Kopfbedeckung. Die Spanier tragen eine ganz eigenthümliche Kappe, am Hinterkopfe ist sie plattgedrückt, vorne gewölbt, mit einem die Stirne beschattenden Schilde versehen, sie ist aus grauem Tuche verfertigt, fest, leicht und gefällig und trägt den Namen ihres Erfinders Ros de Olano. Dieser war Dichter und General zugleich, und nahm seine Jagdkappe als Muster zu seiner Erfindung. Unter den Soldaten, welche ich sah, es waren lauter Infanteristen, waren die meisten jung, klein von Gestalt, braun, lebhaft, reinlich, kurz, wie die Soldaten einer Armee sein sollten, welche einst das leichteste, tapferste Fußvolk Europas hatte. Noch heute hat die spanische

Infanterie den Ruf, die unermüdlichsten Fußgänger und schnellsten Läufer zu besitzen. Sie sind mäßig, gescheidt, und tragen einen Nationalstolz in sich, von dem man sich schwer eine richtige Vorstellung machen kann, ohne denselben aus eigener Anschauung kennen gelernt zu haben. Die Offiziere tragen, wie die italienischen, einen kurzen schwarzen Waffenrock, welchen sie außer Dienst öffnen, und darunter eine Weste zeigen, die bis an den Hals zugeknöpft ist; außer Dienst tragen sie keinen Säbel und während den Märschen, wie die Gemeinen, ein Paar Tuchkamaschen, die bis ans Knie reichen. Ein ganzes Infanterieregiment in vollkommener Feldausrüstung ist gleichzeitig ein hübscher und kriegerischer Anblick.

Die Domkirche von Barcelona darf sich mit ihrem gothischen Stile und ihren kühnen Thürmen neben die schönsten Spaniens stellen. Das Innere ist von zwei Reihen hoher, schlanker und schöner Säulen in drei große Schiffe getheilt; der Chor, in der Mitte der Kirche, ist reich an Basreliefs, Spitzenarbeit und kleinen Bildsäulen und unter dem Heiligthum befindet sich eine unterirdische, immer erleuchtete Kapelle, welche das durch einige kleine, im Heiligthum angebrachte Fenster sichtbare Grab der heiligen Eulalia enthält. Da die Heilige, so erzählt die Ueberlieferung, wunderschön war, so wollten ihre Mörder sie vor dem Todesstoße nackt sehen; aber, als sie ihr die letzte Hülle abnahmen, umgab ein dichter Nebel die Heilige und verbarg sie den lüsternen Blicken. Ihr Körper ist unangetastet und frisch wie lebendig geblieben und kein menschliches Auge kann dessen Anblick ertragen. Am

Ende des vorigen Jahrhunderts öffnete ein unvorsichtiger Bischof das Grab, um die heilige Leiche zu sehen, und erblindete im Augenblicke, da er sie erblickte. In einer kleinen, von vielen Flämmchen erleuchteten Kapelle zur Rechten des Hochaltars, steht ein gekreuzigter Christus aus farbigem Holz, der sich etwas nach einer Seite hinüberbeugt; er soll auf einem spanischen Schiffe bei der Schlacht von Lepanto gewesen sein und sich von selbst so gebeugt haben, um einer Kugel auszuweichen, welche er auf sein Herz gerichtet sah. An der Decke derselben Kapelle hängt eine kleine Galeere mit allen Rudern, ein Modell derjenigen, auf welcher Don Juan d'Austria gegen die Türken stritt. Unter der gothischen, ganz mit gemalten Teppichen bedeckten Orgel, hängt ein riesenhafter Saracenenkopf mit offenem Mund, aus dem den Kindern früher Zuckerwerk herunterregnete. In den andern Kapellen ist noch manch schönes Marmorgrab und werthvolle Bilder des barcelonischen Malers Villadomat, aus dem XVII. Jahrhundert. Die Kirche ist dunkel und geheimnißvoll. Neben derselben erhebt sich ein Kloster auf großartigen Pfeilern, welche sämmtlich aus dünnen Säulen bestehen, deren Kapitäle mit kleinen Bildsäulen, die Geschichten beider Testamente darstellend, überladen sind. Im Kloster, in der Kirche, auf dem Platze vor derselben und sogar in den nächsten Gäßchen, weht eine sonderbar melancholische, friedliche Luft, die zugleich erfreut und traurig macht, wie der Anblick eines Friedhofs. Drei oder vier häßliche, bärtige alte Weiber bewachen die Thüre.

Nach der Domkirche sind in der Stadt keine andern sehenswerthen Gebäude, außer zwei Palästen auf dem

Konstitutionsplatze: die Casa de la Deputacion und die Casa Concistorial; der erste aus dem sechzehnten, der zweite aus dem vierzehnten Jahrhundert. Jeder derselben enthält ein Kunstwerk: an diesem ist das Thor, an jenem der Hof sehenswerth und auf der einen Seite der Casa de la Deputacion noch die reiche gothische Vorderseite der Sant Georgen-Kapelle. Barcelona hat auch einen Inquisitionspalast mit einem engen Hofe, stark vergitterten Fenstern und geheimen Thürchen, welcher jedoch fast ganz erneuert ist. In der Paradiesstraße stehen, zwischen lauter modernen Häusern mit engen Treppen und dunkeln Zimmern, einige ungeheure römische Säulen. Außerdem zieht Nichts die Aufmerksamkeit des Künstlers an. Dagegen besitzt die Stadt Brunnen mit Gedenksäulen, Pyramiden, Statuen; Alleen mit Villen, Gärten, Kaffeehäusern und Gasthöfen; auch einen Stiercircus, in welchem zehntausend Zuschauer Platz haben, und draußen auf einer Landenge, die den Hafen schließt, erhebt sich eine Vorstadt, die so symetrisch wie ein Schachbrett gebaut ist und etwa zehntausend Schiffer beherbergt. Dann gibt es verschiedene Bibliotheken, ein reiches, naturgeschichtliches Museum und ein Archiv, welches eine der größten Sammlungen geschichtlicher Documente seit dem IX. Jahrhundert, also seit den ersten Grafen von Catalonien bis zum Unabhängigkeitskriege, ist.

Eine halbe Stunde vor der Stadt, in Mitten einer großen Ebene, liegt der Kirchhof, welcher sehr bemerkenswerth ist. Von Außen, auf der Seite des Einganges, sieht er aus wie ein Garten und der Besucher beschleunigt den Schritt mit einer fast fröhlichen Neugierde. Kaum

hat er aber die Schwelle betreten, so steht er vor einem neuen, unbeschreiblichen Schauspiel, gänzlich verschieden von dem, was er erwartete. Er befindet sich in einer todtenstillen Stadt; lange, gerade, einsame, von gleichhohen Mauern umgebene und am Ende von andern Mauern geschlossene Straßen durchkreuzen sich. Weiter gehend kommt er an einen Kreuzweg und hier zweigen sich wieder neue Straßen und Endmauern ab und entferntere Kreuzwege werden sichtbar. Man könnte sich in Pompeji wähnen. Die Todten befinden sich in den Mauern, wie die Bücher einer Bibiothek, der Länge nach liegen sie in übereinander stehenden Reihen. Jedem Sarge entspricht eine kleine Niesche an der Mauer, in welcher der Name des Beigesetzten steht; wo noch Niemand liegt, steht in der betreffenden Nische das Wort: Propriedad, was so viel bedeutet als, der Platz sei gekauft. Die meisten Nischen sind mit Glas bedeckt, einige auch mit einem Gitter oder einem dünnen Drahtnetze und enthalten eine Anzahl einfacher Gegenstände, welche die Hinterlassenen, aus Ehrerbietung für die Todten, hintragen, z. B. Photographien, kleine Altäre, Bilder, Stickereien, künstliche Blumen und oft auch sonstige Kleinigkeiten, welche die dort Ruhenden im Leben geliebt: Bänder, Frauenschmuck, Kinderspielzeug, Bücher, Nadeln, Kissen; tausenderlei Dinge, welche an Heim und Familie erinnern und den Stand derjenigen anzeigen, denen sie gehörten. Niemand wird sie ohne Rührung betrachten. Von Zeit zu Zeit steht eine dieser Nischen offen, und das dunkle Loch dahinter ist sichtbar, welches anzeigt, daß an demselben Tage ein Sarg hineingelegt werden soll. Die Familie des Tod-

ten muß alle Jahre eine gewisse Summe für diesen Raum zahlen, wenn sie es unterläßt, so wird der Sarg hinweggetragen und im Armenkirchhofe in die allgemeine Gruft versenkt. Während ich dort weilte, fand gerade eine Beerdigung statt, und als ich von Ferne die Leiter anlegen und den Sarg heben sah, eilte ich hinweg. Ein Verrückter versteckte sich eines Nachts in eine dieser leeren Maueröffnungen und als ein Aufseher mit der Laterne vorbeiging, stieß der Verrückte einen Schrei aus, um ihn zu erschrecken, der arme Mann fiel wie vom Blitz getroffen zu Boden und wurde daraufhin tödtlich krank. In einer dieser Nischen sah ich eine schöne blonde Flechte, die einem Mädchen von fünfzehn Jahren gehörte, welches ertrunken war, und daran hing ein Kärtchen mit dem Worte: — Querida! [1]). — Bei jedem Schritt erscheint etwas Rührendes für Herz oder Sinn und alles macht den Eindruck als hörte man undeutlich Stimmengemurmel von Müttern und Frauen, Kindern und alten Leuten, die dem Vorübergehenden leise zurufen: — Ich bin es! Siehst du mich nicht? — Bei jedem Kreuzweg erheben sich Bildsäulen, Tempel, Obelisken mit Inschriften zu Ehren der Bewohner Barcelona's, welche sich während des gelben Fiebers in den Jahren 1821 und 1871 barmherzig gezeigt hatten.

Dieser wie eine Stadt gebaute Theil des Gottesackers gehört der mittleren Klasse an, und grenzt an zwei andere große Friedhöfe; Einer davon ist sehr einfach, nur mit großen schwarzen Kreuzen bedeckt: es ist der Ruhe-

---

1) Vielgeliebte.

platz der Armen. Derjenige der Reichen auf der andern Seite ist noch größer und wie ein reicher, prächtiger, von Kapellen umgebener Garten angelegt. In Mitten eines Waldes von Cypressen und Trauerweiden, erheben sich überall ganze und gebrochene Säulen, mit Bildnerei überladene Kapellen, Engel, welche die Arme gen Himmel erheben, Pyramiden, Marmorgruppen und steinerne Mausoleen, von denen einige so groß wie Häuser sind und die höchsten Bäume überragen. Dazwischen liegen viele blühende Beete und Gebüsche und Gitter theilen die verschiedenen Gräber ab. Beim Eingang, zwischen diesem und dem anderen Friedhofe, erhebt sich eine prächtige kleine Marmorkirche. In gediegenem Style gebaut und umgeben von schönen Säulen, liegt dieses kleine Kunstwerk halb hinter Bäumen versteckt und indem es den Geist des Besuchers erhebt, bereitet es ihn auf das wunderbare Schauspiel des Innern vor. Beim Ausgang dieses lieblichen Gartens scheinen ihm die einsamen Straßen der Todtenstadt, welche er wieder durchschreiten muß, noch stiller und trauriger als vorher und hat er endlich diese Heimath der Verstorbenen verlassen, so scheint es ihm, als müßte er beim Anblick der im Feld zerstreuten vielfarbigen Häuser der Vorstädte Barcelona's, dieser Vorposten einer bevölkerten Stadt in der Alles lebt, sich vergrößert und ausbreitet, tief aufathmen.

Vom Friedhof zum Kaffeehaus ist ein großer Sprung, aber auf der Reise kommen oft noch größere vor. Die Kaffeehäuser in Barcelona bestehen, wie fast alle dergleichen Räume in Spanien, aus einem einzigen großen Saale mit großen Spiegeln. Darin stehen so viele Tisch-

chen, als nur Platz haben; und doch bleibt kein einziges während einer halben Stunde des Tages leer; des Abends aber sind alle dicht besetzt und man muß oft lange warten, um neben der Thüre ein Plätzchen zu finden. Um jedes Tischchen sitzen fünf bis sechs caballeros mit der Cappa [1]) um die Schultern und spielen Domino, das in Spanien am meisten verbreitete Spiel. — Mit der Dämmerung beginnt in allen Kaffeehäusern ein unaufhörlicher dumpfer, dem Hagel ähnlicher Lärm, welcher bis gegen Mitternacht dauert und von tausend und aber tausend Dominosteinen herrührt, welche von vielen hundert Händen in Bewegung gesetzt werden, so daß Einer sein eigenes Wort nicht hört. Das allgemeinste Getränke ist die Chokolade, welche in Spanien ausgezeichnet ist; sie wird in dickflüssigem Zustande siedend heiß in kleinen Täßchen aufgetragen. So eine Tasse mit etwas Rahm und ein gewisses weiches Gebäck, bollo [2]) genannt, dazu, ist ein lukullisches Frühstück. Zwischen jedem bollo machte ich meine Bemerkungen über den catalonischen Charakter, indem ich mit jedem Don Fulano [3]) anknüpfte, welcher die Güte hatte, mich nicht für einen aus Madrid gesandten Spion zu halten.

Die Politik regte Alle auf. Oft wenn ich ganz unschuldig mit dem caballero, der mich ins Kaffeehaus, in einen Laden oder ins Theater begleitete, von irgend einer Zeitung, einer Persönlichkeit oder sonst von Thatsachen sprach, trat mir dieser auf den Fuß und flüsterte

---

1) Ein Mantel aus grauem Tuch mit großem Kragen, der statt eines Ueberziehers getragen wird.

2) sp Bolio.

3) Bedeutet so viel als: Der Erste Beste, irgend Jemand.

mir ins Ohr: Geben Sie Acht, dieser Herr zur Rechten ist ein Karlist. — Stille, Jener ist ein Republikaner. — Dieser neben uns ein Anhänger Sagasta's. — Der da drüben ist radikal u. s. w. — Alles politisirte. Sogar ein Barbier enthüllte sich mir als rabiater Karlist, und als er an meiner Aussprache merkte, daß ich ein conciudadano del Rey[1]) sei, versuchte er mich auf Umwegen in ein Gespräch zu verwickeln. Ich antwortete nicht, denn er rasirte mich und der Unwille meines verletzten Nationalstolzes hätte das erste Blutvergießen des Bürgerkrieges verursachen können. Aber er fuhr fort und da er keinen andern Weg offen sah, sagte er mit höflicher Stimme: — Sabe Usted, caballero, si hubiera la guerra entre Italia y España; España no tuveria miedo.[2]) — Davon bin ich überzeugt, antwortete ich und beobachtete das Rasirmesser. Dann versicherte er mir, daß Frankreich Italien den Krieg erklären würde, sobald es Deutschland bezahlt hätte; no hay escapatoria.[3]) Da ich nicht antwortete, schwieg er einen Augenblick nachdenklich und setzte dann pfiffig hinzu: — Cosas grandes van à acontecer dentro depoco.[4])

Den Barcelonern gefiel es aber doch, daß der König sich ihnen freundlich und vertrauensvoll vorgestellt hatte und das Volk erinnert sich mit Bewunderung seines Einzugs in die Stadt. Ich fand auch Sympathie für den König bei

---

[1]) Landsmann des Königs.

[2]) Wissen Sie, caballero, wenn es zwischen Italien und Spanien zum Kriege käme, so hätte Spanien keine Angst.

[3]) Es kann nicht fehlen.

[4]) In Kurzem werden große Dinge vorfallen.

solchen, die murrten: — No es español,[1]) — oder wie mich Einer frug: — Glauben Sie, daß in Rom oder Paris un rey castellano[2]) gut empfangen würde? Eine Frage, auf die ich antwortete: — No entiendo de politica,[3]) — und damit war das Gespräch aus.

Wirklich unversöhnlich sind nur die Karlisten. Von unserer Revolution sagen sie in gutem Glauben den größten Unsinn, denn die Meisten sind überzeugt, daß der einzig wahre König von Italien der Pabst sei, daß Italien ihn wolle und daß es sich nur unter Viktor Emanuel gebeugt habe, weil es nicht anders gekonnt; daß es aber nur die Gelegenheit abwarte, um sein Joch abzuschütteln, wie das der Bourbonen und Anderer. Und um dies zu bezeugen, will ich folgende Anekdote erzählen, wie ich sie gehört habe, ohne jedoch die Hauptperson beleidigen zu wollen. Ein junger Italiener, den ich sehr gut kenne, wurde einmal einer der geachtetsten Damen der Stadt vorgestellt, und von dieser mit großer Höflichkeit empfangen. Es waren verschiedene Italiener zugegen. Die Dame sprach mit großer Bewunderung von Italien, und dankte dem jungen Manne für den Enthusiasmus, den er für Spanien hegte, mit einem Worte, sie führte fast den ganzen Abend lebhafte, heitere Gespräche mit ihrem dankbaren Gaste. Schließlich fragte sie: — Und wenn Sie wieder nach Italien gehen, in welcher Stadt lassen Sie sich nieder?

---

[1]) Er ist kein Spanier.

[2]) Kastilischer König.

[3]) Ich verstehe mich nicht auf Politik.

— In Rom, antwortete der junge Mann.

— Um den Pabst zu vertheidigen? fragte die Dame mit unumwundener Aufrichtigkeit.

Der junge Mann sah sie an und antwortete unschuldig lächeln: — Nein, gewiß nicht.

Dieses Nein war die Ursache eines wahren Sturmes. Die Dame vergaß, daß der junge Mann Italiener und ihr Gast war, und brach in so zornige Schmähungen gegen den König Viktor Emanuel und Italien aus und schimpfte derart über die piemontesische Regierung, indem sie alle Thatsachen von dem Einzuge der Armee in Rom bis zum Kriege in den Marken und Umbrien zurückgehend aufzählte, daß der unglückliche Fremde kreideweiß wurde. Aber sich bezwingend, antwortete er nicht, und überließ es den andern Italienern, welche sämmtlich alte Hausfreunde waren, ihr Vaterland zu vertheidigen. Der scharfe Wortwechsel dauerte lang, bis die Dame merkte, daß sie zu weit gegangen war, worüber sie viel Bedauern zeigte; aber das hatte man ihren Worten deutlich entnehmen können, daß sie überzeugt war (und mit ihr wie viele!), daß die Einheit Italiens gegen den Willen des Volkes zu Stande gebracht worden war, und zwar vom Könige aus Herrschsucht und Religionshaß.

Das Volk jedoch ist republikanisch gesinnt, und da es den Ruf hat, mit der That bei der Hand zu sein und nicht viel Worte zu machen, so ist es allgemein gefürchtet. Wenn sich in Spanien das Gerücht einer baldigen Revolution verbreitet, so weiß Jeder, daß sie in Barcelona ausbrechen wird, wenn sie nicht, wie es häufig vorkommt,

in dieser Stadt schon angefangen hat, ehe die andern Provinzen etwas ahnten.

Die Katalonier bedanken sich zu den übrigen Spaniern gerechnet zu werden. Wir sind Spanier, sagen sie, aber natürlich von Katalonien, d. h. ein Volk, das arbeitet und denkt und lieber den Lärm einer Maschine, als den Ton einer Guitarre hört. Wir beneiden Andalusien nicht im Mindesten um seinen romantischen Ruf, um das Lob der Dichter und die Bilder der Maler; es genügt uns, das ernsteste, fleißigste Volk Spaniens zu sein. Von ihren südlichen Brüdern sprechen sie wie früher die Piemontesen von den Neapolitanern und Toskanern: — Ja, ja, sie haben Talent und Einbildungskraft, sie sprechen gut und haben auch mehr Unterhaltungsgabe als wir, aber wir haben dagegen mehr Willenskraft, mehr wissenschaftliche Neigungen, mehr Volksbildung . . . . und dann . . . . mehr Charakter! — Ich hörte einen gescheidten, gebildeten Katalonier sich beklagen, daß der Unabhängigkeitskrieg die verschiedenen Provinzen Spaniens zu sehr vereinigt habe, denn es folge daraus, daß die Katalonier die Fehler der Südländer annehmen, ohne daß diese sich durch das nördliche Beispiel bessern. Wir sind, sagte er mas ligeros de casco [1]) geworden, und dies ließe ihm keine Ruhe. Als ich einen Krämer fragte, was er über den Charakter der Kastilier denke, antwortete er in barschem Ton, daß seiner Ansicht nach es für Katalonien ein Glück wäre wenn zwischen Barcelona und Madrid keine Eisenbahn liefe, denn der Umgang mit jenen Leuten verderbe den

---

1) Leichtsinniger.

Charakter und die Sitten der Katalonier. Wenn man von einem zungenfertigen Abgeordneten spricht, so heißt es: — Natürlich er ist eben ein Andalusier! — Und dann wird über die poetische Sprache, den kindlichen Frohsinn und die namenlose Eitelkeit dieses Volkes gespottet, die weiche Aussprache und das allgemein verbreitete weibische Gemüth wird ins Lächerliche gezogen. Auf der andern Seite sprechen Jene von den Kataloniern, wie ein capriziöses Fräulein, das studirt und malt, von einem Landpomeränzchen spricht, welches lieber im Kochbuch blättert, als George Sand's Romane liest. Es sind plumpe, harte Leute, sagen sie, welche an nichts anders als an Arithmetik und Mechanik denken können; Barbaren, die aus einer Statue von Montanes eine Oelpresse, und aus einem Gemälde von Murillo ein Wachstuch machen würden, die wahren Böotier Spaniens, und unausstehlich sind sie mit ihrem Kauderwelsch, ihrem Mißtrauen und ihrem pedantischen Ernste.

In Wahrheit ist Katalonien von allen Provinzen Spaniens vielleicht diejenige, welche am wenigsten für die Kunstgeschichte gethan hat. Der einzige, nicht große aber berühmte Dichter, welcher in Barcelona das Licht der Welt erblickt, ist Johann Boscan, welcher am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte und die elfsilbige Strophe die Canzone, das Sonett und alle Formen italienischer Lyrik, für die er schwärmte, in die spanische Literatur einführte. Von einem Zufall hing diese große Aenderung in der Literatur eines Volkes ab: Boscan ging nach Granada, als der Hof Karls V. sich dort befand und lernte daselbst einen Gesandten der Republik Venedig, Andreas Navagero, kennen. Dieser wußte Pe=

trarcas Lieder auswendig, machte ihn damit bekannt und fügte hinzu: — Es scheint mir, Ihr könntet das auch machen; versucht es einmal. — Boscan versuchte es in der That, aber alsobald schrieen alle spanischen Literaten gegen ihn. Der italienische Vers habe keinen Klang, Petrarcas Dichtung sei weibisch, süßlich und Spanien brauche nicht anderer Leute Suppe auszuessen. Aber Boscan bestand darauf. Garcilase von Vega, der tapfere Ritter der später den glorreichen Titel, Spaniens Malherbes verdiente, war sein Freund und Nachfolger, das Häuflein der Reformatoren vergrößerte sich und ward zu einer Armee, welche siegte. Der eigentliche Reformator war freilich Garcilase, aber Boscan hat das Verdienst der ersten Idee, und somit gebührt Barcelona die Ehre, Spanien denjenigen gegeben zu haben, welcher die ganze Literatur des Landes in neue Bahnen lenkte.

Während der kurzen Zeit, welche ich in Barcelona verbrachte, spazierte ich alle Abende mit einigen jungen Cataloniern bis spät in die Nacht hinein bei Mondschein am Ufer des Meeres auf und ab. Alle konnten ein wenig Italienisch und liebten unsere Dichtungen. Stundenlang konnten wir uns gegenseitig Verse deklamiren; sie von Zorilla, Espronceda und Lopez de Vega, ich von Foscolo, Berchet und Manzoni, und dabei wetteiferten wir, wer die schönsten auswendig wisse. Ein neues, köstliches Gefühl ergriff mich, als ich hier zum ersten Male die Werke unsrer Dichter in einem fremden Lande vortrug. Einst gab ich meinen spanischen Freunden die Schilderung der Schlacht von Maclodio [1]) zum Besten.

[1]) Manzoni (Conte di Carmagnola).

Sie hörten aufmerksam zu und waren so ergriffen, daß Einer mich vor Begeisterung beim Arme packte und mit seinem kastilianischen Accent ausrief: — Schön! Herrlich! — Da fühlte ich mein Blut stocken, ich zitterte, und wenn es Tag gewesen wäre, so hätten sie mich erbleichen sehen, denn ich war tief gerührt! Meine Freunde trugen mir auch Verse in catalonischer Sprache vor. Ich sage Sprache, denn sie hat eine Geschichte und ihre eigene Literatur und wird nur von der politischen Uebermacht, welche Castilien erlangte und welche dem Staate die castilianische als Gemeinsprache aufdrängte, Dialekt genannt. Und obwohl es eine harte Sprache mit lauter abgebrochenen Worten ist, und Jedem, der ein feines Ohr hat, unangenehm tönt, so besitzt sie dennoch große Vorzüge, welche die Volksdichter geschickt zu benützen wissen, da sie sich für die Lautmalerei vorzüglich eignet. So entlockte mir ein Gedicht, dessen erste Strophe den Lärm eines Eisenbahnzuges nachahmt, einen Ausruf der Verwunderung. Was das Verstehen betrifft, so ist dieses sogar für einen, der im Spanischen zu Hause ist, sehr schwer. Die Catalonier sprechen schnell durch die Zähne und ohne eine Miene zu verziehen, und so ist es schwer, auch nur einen einfachen Satz zu verstehen; es will schon viel heißen, wenn man so im Flug einige Worte auffaßt. Zwar spricht das ganze Volk castilianisch, aber mühsam und ohne Anmuth, doch immer besser als das niedere Volk in Norditalien italienisch spricht; aber ganz ohne Fehler spricht nicht einmal der gebildete Catalonier die Nationalsprache, und der Castilianer erkennt ihn sogleich, nicht nur an der Aussprache, sondern auch an der Stimme und hauptsächlich

an den abgebrochenen Sätzen. Deshalb bildet sich mancher Fremde ein, er spräche ordentlich Spanisch, solange er nur in Catalonien gereist ist; aber diese Illusion verschwindet schnell, wenn er nach Castilien kommt und zum ersten Male diesen von Witz übersprudelnden Wortschwall hört; die Menge Sprichwörter und Citate, welche Jedem auf der Zunge schweben, die anmuthigen Satzbildungen und hauptsächlich gewisse sinnreiche, wirksame Eigenheiten der spanischen Sprache, welche jeden Augenblick an sein Ohr schlagen, sind ihm so neu, daß er sich vor Staunen nicht fassen kann.

Am letzten Abend besuchte ich das Lyceumstheater, das den Ruf hat, eines der schönsten und vielleicht das größte Theater Europas zu sein. Vom Parterre bis zur obersten Galerie war es so überfüllt, daß keine hundert Menschen mehr Raum gefunden hätten. Von meiner Loge sahen die Damen gegenüber wie Puppen aus und wenn ich die Augen zur Hälfte schloß, schienen sie mir viele, lange, thaubedeckte, vom Westwinde bewegte Camelien-Guirlanden. Die geräumigen Logen sind durch Bretterwände je in zwei Hälften getheilt; gegen den Rand werden diese Zwischenwände so niedrig, daß die vordersten Zuschauer frei sitzen und die Logenreihen wie Galerien erscheinen, was dem Theater ein leichtes Ansehen gibt und sehr schön aussieht. Alles ist erhaben, offen und gut beleuchtet, so daß jeder einzelne Zuschauer alle Uebrigen sehen kann. Die Gänge sind geräumig und gestatten einen freien lebhaften Verkehr; die Damen können von allen Seiten bewundert werden; Jeder gelangt mit Leichtigkeit in die Logen und von hier wieder

zurück und kann sogar den ganzen Abend im Theater herumspazieren, ohne eine Seele im Vorbeigehen zu berühren. Die andern Theile des Gebäudes stehen im Verhältnisse mit der Hauptabtheilung: die Gänge, Treppen, Hallen und Vorgebäude sind wie diejenigen eines großen Palastes. Die Tanzsäle, welche auch nicht fehlen, sind so groß und schön, daß in jedem ein ganzes Theater Platz hätte. Und dennoch, hier, wo die guten Barceloner an nichts denken und im Anblicke ihrer schönen, prächtigen Frauen von den Mühen des Tages sich erholen sollten, auch hier kaufen, verkaufen, spielen, handeln sie, als lastete seit Menschengedenken ein Fluch auf ihnen. Deßhalb laufen fortwährend Bankagenten, Kommis und Depeschenträger in den Gängen herum, nnd machen so viel Lärm, wie auf einem Markte. Welche Barbaren! Sind denn diese lieblichen Antlitze, diese schönen großen Augen und prächtigen schwarzen Haare nicht mehr werth, als ihre Millionen? Früher war es Sitte, daß sich ein junger verliebter Catalonier in die Brüderschaft der Flagellanten einschrieb und, um das Herz seiner Geliebten zu erobern, sich unter deren Fenster begab und sich vor ihren Augen blutig geißelte; und die Schöne am Fenster rief ihm ermuthigende Worte zu: — Schlage dich noch mehr! — So, nun liebe ich dich und bin dein! — Wie oft hätte ich an jenem Abende ausrufen mögen: Oh, gebt auch mir eine Geißel!

Den nächsten Morgen reiste ich vor Sonnenaufgang nach Zaragossa ab. Obschon ich mich nur wenige Tage in Barcelona aufgehalten hatte, that mir der Abschied von dieser Stadt doch wehe, denn obwohl sie nichts weniger

als: la flor de las bellas ciudades del mundo [1]), ist, wie sie Cervantes nannte, so hatte diese arbeitende handelnde Stadt, welche von Malern und Sängern verabscheut wird, mit ihrem fleißigen Volke, das jedem Ehrfurcht einflößen muß, doch einen gewissen Reiz für mich. Und dann ist es immer traurig, sogar eine fremde Stadt auf Nimmerwiedersehen zu verlassen. Es geht dem Menschen hier wie wenn er einem Reisegefährten Lebewohl sagt, mit dem er glückliche vierundzwanzig Stunden verbracht hat; es ist nicht unser Freund, und doch scheint es uns, als liebten wir ihn wie einen Freund, und vielleicht erinnern wir uns durchs ganze Leben mit mehr Sehnsucht seiner, als Mancher, die wir Freunde nennen. Als ich durchs Fenster des Eisenbahnwagens die Stadt zum letzten Male sah, fielen mir die Worte des Don Alvaro Tarfe im Don Guijote ein: Adios, Barcelona, archivo de la cortesia, albergue de los extrangeros, patria de los valientes, adios! [2]) Und dann fügte ich traurig hinzu: So, nun ist die erste Seite aus meinem fröhlichen Reiseplan gerissen! So vergeht Alles! . . . Jetzt kommt eine zweite Stadt, und wieder eine andere, und noch eine . . . und dann . . . kehre ich zurück und die Reise wird wie ein Traum gewesen sein, wie wenn ich mein Daheim nie verlassen hätte . . . und dann? . . . eine andere Reise . . . und wieder Städte und manch trauriges Lebewohl und

---

[1]) Die schönste der schönen Städte der Welt.

[2]) Lebewohl Barcelona, Archiv der Höflichkeit, Aufenthalt der Fremden, Heimath der Tapfern, Lebewohl!

von Neuem eine verwischte Erinnerung, wie die eines Traumes . . . und dann? Wehe, wenn uns auf der Reise solche Gedanken überfallen! Dann müssen wir den Himmel und die Gegend betrachten, uns Verse vorsagen und rauchen.

Adios Barcelona, archivo de la cortesia!

Zaragoza.

Schon wenige Meilen nach Barcelona zeigen sich in der Ferne die zackigen Felsen des Montserrats, dieses merkwürdigen Gebirges, dessen erster Anblick auf eine optische Täuschung schließen läßt, denn die Ausschweifung, welche die Natur sich hier erlaubte, ist anfangs unglaublich. Eine von Kindern gezeichnete Bergkette, welche aus lauter nebeneinander gereihten Dreiecken besteht, eine Spitzenkrone, die wie eine Säge ausgebreitet ist, oder auch eine Reihe von Zuckerhüten wären Vergleiche, welche dem Leser einen entfernten Begriff des Montserrats geben könnten. Viele ungeheure Kegel erheben sich neben- und übereinander und bilden sozusagen einen großen, aus hundert kleinen Bergen zusammengesetzten Berg. Dieser ist bis zu einem Drittel seiner Höhe gespalten und um seine beiden Hauptspitzen reihen sich alle Uebrigen. Die höheren Regionen sind unfruchtbar und nur mit Mühe zu erreichen; weiter unten wachsen Pinien, Eichen, Heidekraut und Ginster; hie und da ist die Pflanzenwelt von ungeheuren Höhlen und furchtbaren Schluchten unterbrochen. Auf den hohen Gipfeln und in den tiefen Felsspalten erheben sich viele weiße Einsiedeleien und mitten

im Hauptrisse des Berges, zwischen den beiden höchsten Spitzen, das Benedictinerkloster, in dem Ignaz von Lojola in seiner Jugend meditirte. Fünfzigtausend Pilger und Neugierige besuchen jährlich das Kloster und die Höhlen und am achten September wird dort ein Fest gefeiert, zu welchem unzählige Theilnehmer von allen Seiten Cataloniens herbeiströmen.

Kurz vor der Station, bei welcher die Besucher des Berges den Zug verlassen müssen, stieg eine ganze Bande Knaben in meinen Wagen. Diese, Schüler eines Pensionates aus einem Dorfe der Umgegend, machten, von einem Geistlichen begleitet, einen Ausflug zum Kloster des Montserrats. Es waren lauter Catalonier, hübsche rothe und weiße Gesichtchen mit großen Augen. Jeder hatte einen kleinen Korb mit Brod und Obst; einige trugen Zeichenbücher, andere Ferngläser; sie schwatzten und lachten alle zu gleicher Zeit, rutschten auf den Bänken hin und her und machten einen unbändigen Lärm. So viel ich mich auch anstrengte, konnte ich kein Wort ihres Kauderwelsches verstehen. Ich wandte mich darum an den Geistlichen. Nach den ersten Worten sagte dieser: Mire Usted und zeigte mir einen der Knaben; aquel niño sabe de memoria toda la poetica de Oracio [1]) . . . Jener ist ein kleines Genie in der Arithmetik; dieser ist für die Philosophie geboren, — und so zählte er mir die Anlagen eines Jeden auf. Plötzlich unterbrach er sich und rief: Beretina! [2]) Alle Knaben zogen das rothe

---

1) Sehen Sie, dieser Knabe weiß die ganze Dichtung des Horaz auswendig.

2) Mützchen.

catalonische Mützchen aus der Tasche und, indem sie ein Freudengeschrei erschallen ließen, setzten sie es auf, die Einen ganz nach hinten, daß es ihnen in den Nacken fiel, die Andern so weit auf die Stirne hinab, daß der Zipfel ihnen über die Nase hing. Auf die erneuten Zeichen des Pfarres zogen die, welche es im Nacken sitzen hatten, über die Nase, und diejenigen, denen es das Gesicht bedeckte, schüttelten es wieder zu weit zurück; dabei lachten und schrieen sie und klatschten vor Vergnügen in die Hände. Ich näherte mich einem Knaben und, sicher daß er mich nicht verstehen würde, fragte ich zum Spaß auf Italienisch: Ist es das erste Mal, daß du einen Spaziergang nach dem Montserrat machst? — Der Knabe dachte einen Augenblick nach, dann sagte er sehr langsam: Ci so—no già sta—to altre volte. [1]) — O du liebes Kind! rief ich ihm mit einer unbeschreiblichen Freude zu, wo hast du denn Italienisch gelernt? — Hier nahm der Pfarrer das Wort und sagte mir, daß der Vater des Knaben viele Jahre in Napoles war. Gerade als ich mich an meinen kleinen Catalonier wandte, um ein Gespräch anzufangen, pfiff es, und der Ruf: Olesa — das Dorf in dem sie aussteigen mußten — unterbrach mich. Der Geistliche grüßte mich, die Knaben eilten von dannen und der Zug fuhr fort. Ich beugte den Kopf zum Fenster hinaus, um meinen kleinen Freund zu grüßen. — Ich wünsche dir einen schönen Spaziergang! — rief ich, und er antwortete, indem er jede Silbe betonte: — A—di—o! — Du lachst wohl, geneigter

---

[1]) Ich war schon andere Male dort.

Leser, daß ich diese Dummheiten erzähle, und doch sind es für mich die lebhaftesten Freuden einer Reise.

Die Eisenbahn nach Arragonien durchkreuzt den bevölkertsten Theil der Provinz Catalonien. Die blühenden Städte und Dörfer sind sämmtlich von Industriegebäuden, Fabriken und neuen Bauten umgeben, weßhalb überall Rauchsäulen hinter den Bäumen aufsteigen und an jeder Station sich Bauern und Kaufleute bei Ankunft des Zuges versammeln. Bis zum Dorfe Cervera bietet die Gegend angenehme Abwechselungen: angepflanzte Ebenen, anmuthige Hügel, kleine malerische Thäler und düstere Wälder, in denen sich alte Schlösser erheben, zeigen sich nach einander den entzückten Blicken des Naturfreundes. Dann folgen große unfruchtbare Strecken, auf denen nur hie und da ein Haus steht, und deuten dem Fremden durch ihre Eintönigkeit die Nähe Aragoniens an. Plötzlich jedoch kommt ein lachendes Thal: Weinreben, Oliven-, Maulbeer- und Obstbäume umgeben in reicher Fülle die reizend gelegenen Dörfer und Villen; auf einer Seite erheben sich die hohen Gipfel der Pyrenäen, auf der andern die aragonischen Berge. In diesem anmuthigen Thale, am Ufer der Segre, auf dem Abhang eines Hügels, liegt Lerida, die berühmte Stadt der zehn Belagerungen. Welch prächtigen Anblick bietet sie mit dem sie umgebenden reichen Pflanzenwuchse, welcher die Lieblichkeit ihrer Lage noch erhöht! Mit ihr verabschiedet sich Catalonien, denn einige Minuten darauf fährt der Zug über die aragonische Grenze.

Aragonien! Wie viel schöne Geschichten von Kriegen, Räubern, Königinnen, Sängern, Helden und berühmten Liebschaften erweckt nicht dein Name in meinem Gedächtnisse! Und neben ihnen welch tiefes Gefühl der Zuneigung und Ehrfurcht! Das alte, edle, stolze Aragonien, auf dessen Stirne der schönste Strahl des spanischen Ruhmes glänzt! Auf dessen Wappen die Jahrhunderte die Worte: Freiheit und Tapferkeit! mit Blut geschrieben haben. — Als die Welt sich noch unter dem Joche der Tyrannen beugte, sagte das aragonische Volk durch den Mund des Oberrichters zu seinen Königen: Wir sind so viel werth, wie Ihr, und auch so mächtig wie Ihr, wir haben Euch zu unserem Herrn und Könige erwählt, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr unsere Rechte und unsere Freiheit achtet; wollt Ihr das nicht, so sagen wir: Nein! Und ihre Könige neigten sich vor der Majestät der Volksobrigkeit und schwuren bei der heiligen Formel. Mitten unter der Tyrannei des Mittelalters kannten die Aragonier keine Folter, kein Vehmgericht; alle Einrichtungen vertheidigten die Freiheit des Volkes und das Gesetz hatte unumschränkte Macht. Doch unzufrieden, stiegen sie von ihren heimatlichen Bergen hernieder, von Sobrarbe nach Huesca, von Huesca nach Zaragoza und traten dann als Sieger im Mittelmeere auf. Vereint mit dem starken Catalonien befreiten sie die Balearen und Valencia von der maurischen Herrschaft und bei Muret kämpften sie für das bedrückte Recht und bedrängte Gewissen. Dann bezwangen sie die Abenteurer aus dem Hause Anjou, welche sie aus Italien jagten; brachen die Ketten des Hafens von Marseille, welche noch heute ihre Kirchen

schmücken und beherrschten schließlich mit den Schiffen des Ruggero von Lauria das Meer vom Golf von Taranto, bis zum Quadalquivir. Den Bosporus eroberten sie mit der Flotte des Ruggero von Flor und durchflogen nun das Mittelmeer von Rosas bis Catanien auf den Flügeln des Sieges. Das Abendland schien zu eng für ihre Größe; auf die Spitze des Olymps gelangten sie und auch dort, auf die Steine des Pyräus, auf die mächtigen Felsen, welche sozusagen die Pforte Asiens bilden, schrieben sie den unsterblichen Namen ihrer Heimath.

Aehnliche Gedanken — wenn auch nicht genau dieselben — weil ich ein gewisses Büchlein von Emilio Castelar damals nicht vor Augen hatte, beschäftigten mich, als ich in Aragonien eintrat. Das erste, was sich meinen Blicken zeigte, war das Dörfchen Monzon, am Ufer des Cinza, wo einige berühmte Cortesversammlungen stattgefunden hatten, und um das sich, sowie fast um alle Dörfer der Umgegend, Spanier und Franzosen, während der Unabhängigkeitskriege, in abwechselnden Angriffen gestritten hatten. Monzon liegt zu Füßen eines hohen Berges, auf welchem sich ein großes, schwarzes finsteres Schloß erhebt, ein Schloß, wie es nur der grausamste Raubritter erbauen konnte, um den Einwohnern eines verhaßten Dorfes das Leben durch Furcht und Schrecken zu verbittern. Sogar mein Reisebuch erwähnt dieses ungeheuerlichen Gebäudes mit Ausdrücken von Furcht und Bewunderung. Ich glaube in ganz Spanien gibt es kein anderes Dorf, keinen anderen Berg, keine andere Burg, welche so gut wie diese die demüthige Angst eines unterdrückten Volkes und die fortwährenden Drohungen eines grausamen Herrn darstellt. Ein Riese, der das Knie auf

die Brust eines kleinen Kindes drückt, ist ein schwacher Vergleich, um die Sache augenscheinlich zu machen; und der Eindruck, den ich empfand, war der Art, daß ich, obwohl kaum im Stande ein Bleistift kunstgerecht zu halten, doch versuchte, die Gegend so gut es ging zu skizziren, um sie ja nicht zu vergessen.

Nach Monzon besteht das Land aus großen Ebenen, welche in weiter Ferne von langen, röthlichen Hügelketten umschlossen sind, auf denen sich nur wenige elende Dörfer, und hie und da ein einsamer Hügel mit den schwarzen Ruinen eines alten Schlosses erheben. Aragonien, das zur Zeit seiner Könige ein blühendes Land war, ist heute eine der ärmsten spanischen Provinzen. Nur am Ufer des Ebro und an dem berühmten, achtzehn Meilen langen Kanal, welcher von Tudela bis fast nach Zaragoza geht und zugleich zum Bewässern der Felder und Fortschaffen der Einkäufe dient, blüht noch etwas Handel, sonst stockt er überall. Die Eisenbahnstationen sind leer; wenn der Zug stille steht, erschallt höchstens die Stimme eines alten Sängers, der auf seiner Guitarre klimpert und dazu dasselbe eintönige Lied singt, das an allen Stationen und sogar in den aragonischen Städten ertönt, manchmal mit andern Worten, aber immer in derselben Weise. Da mir nun das Land keine Unterhaltung mehr bot, so begann ich meine Reisegefährten zu mustern.

Da die Wagen zweiter Classe in Spanien keine Abtheilungen haben, so waren wir unser vierzig beisammen, worunter Geistliche, Nonnen, Kinder, Mägde und gewisse zweifelhafte Individuen, welche sowohl Kaufleute, als Angestellte, oder geheime Bevollmächtigte des Don Carlos

sein konnten. Die Priester rauchten, so erlaubt es die spanische Sitte, ihr cigarrito und boten sehr höflich den Nachbarn Dose und Papierstreifen an. Andere aßen mit beiden Kiefern und ließen dabei den üblichen mit Wein gefüllten Schlauch kreisen, welcher beim Trinken mit beiden Händen gedrückt werden muß. Wieder andere lasen die Zeitung, und wer sie genau beobachtete, sah, daß sich von Zeit zu Zeit ihre Stirne verfinsterte, was nichts Gutes bedeuten konnte. Wenn ein Spanier sich in Gesellschaft befindet, ißt er keinen Orangenschnitz, keine Käseschnitte, nicht einmal ein Stückchen Brod, ohne vorher Alle gebeten zu haben, mit ihm zu speisen; und somit wurde auch mir Obst, Brod, Sardellen, Wein u. A. angeboten, jedesmal mit einem freundlichen — Gusta Usted comer conmigo! [1]) — auf das ich stets Gracias! [2]) antworten mußte (denn so gehört es sich), obwohl ich es mit schwerem Herzen that, denn was meinen Hunger betraf, so konnte ich bald mit dem Grafen Ugolino wetteifern. Mir gegenüber saß eine Nonne; nach dem Kinn zu urtheilen, denn mehr vom Gesichte konnte ich wegen ihres Schleiers nicht sehen, und einer Hand, die nachlässig auf ihrem Schooße lag, mußte sie noch ziemlich jung sein. Ich beobachtete sie mehr als eine Stunde und hoffte, sie würde aufblicken, aber sie blieb unbeweglich wie eine Bildsäule; und doch verrieth ihr Ausdruck, daß sie ihre natürliche Neugierde bezwang und es ihr Mühe kostete, nicht um sich zu blicken; ich mußte sie wirklich bewundern.

---

1) Belieben Sie mit mir zu speisen?

2) Ich danke.

Welche Ausdauer — dachte ich — welche Willenskraft, wie viel Aufopferung auch in den kleinsten Dingen, welch edle Verachtung der menschlichen Schwächen. — Bei diesen Gedanken fielen meine Augen auf die Hand — es war ein niedliche weiße Hand und es schien mir, sie bewegte sich; bei genauerer Beobachtung sehe ich zu meinem Erstaunen, daß die Hand sich langsam aus dem Aermel streckt und mit ausgebreiteten Fingern einen Augenblick halb auf dem Knie ruhend, anmuthig herabhängt, dann sich seitwärts wendend zusammenzieht, wieder ausbreitet . . . . Götter! Ist das die Verachtung der menschlichen Schwächen, die ich so bewunderte? Zweifelsohne gingen alle diese Bewegungen darauf hinaus, die Hand in besserem Lichte zu zeigen. Und dabei hob sie den Kopf nicht eine Sekunde und zeigte das Gesicht nicht einmal beim Aussteigen. Unergründliche Tiefe der Frauenseele!

Es war als sollt ich auf jener Reise nur mit Geistlichen anknüpfen. Ein alter Priester mit freundlichem Aussehen wandte sich an mich und wir fingen ein Gespräch an, das fast bis Zaragoza dauerte. Anfangs als ich sagte ich sei ein Italiener, schwieg er einen Augenblick, als dächte er, ich könnte auch einer von denen sein, welche die Schlösser des Quirinals erbrochen hatten, aber als ich ihm sagte, daß ich mich nicht mit Politik beschäftige, klärte sich seine Miene auf und er sprach ganz frei. Da wir bald anfingen, von Literatur zu sprechen, sagte ich ihm Manzoni's ganze „Pfingsten“ her und machte ihm hierdurch eine große Freude; seinerseits trug er dann ein Gedicht des berühmten Luis de Leon, eines Kirchendichters des sechzehnten Jahrhunderts, vor und so wurden wir bald die besten Freunde. Als

wir nach Zoara, die letzte Station vor Zaragoza, kamen, stand er auf, grüßte mich und nachdem er den Fuß schon auf das Trittbrett gesetzt hatte, wandte er sich plötzlich noch einmal und flüsterte mir ins Ohr: — Cuidado con las mujeres, que tienen muy malas consecuenencias en España. [1]) — Dann stieg er aus, aber da er noch stehen blieb, um den Zug fortfahren zu sehen, hob er die Hand, als wollte er mir seinen väterlichen Segen geben, und rief mir noch ein Mal nach: — Cuidado!

Spät in der Nacht kam ich nach Zaragoza und während ich ausstieg, bemerkte ich schon bei den Kutschern, Lohndienern und Gassenjungen, welche sich um meinen Koffer stritten, die Eigenthümlichkeit der aragonischen Aussprache. Eigentlich sprechen die Aragonier castilianisch, denn der Unterschied zwischen ihrer Sprache und der von Madrid besteht nur in einigen Verdrehungen und fehlerhaften Wortbildungen, dennoch genügt dem Einwohner von Madrid ein halbes Wort, um einen Aragonier zu erkennen, dessen Betonung jeder Castilianer nachahmen kann, um ihn gelegentlich ins Lächerliche zu ziehen, wie die Toskaner den eintönigen plumpen Dialekt von Lucca.

Ein Gefühl von Furcht und Verehrung ergriff mich, als ich die Stadt betrat; Zaragoza's schrecklicher Name übte seine mächtige Wirkung auf mich aus; mein Gewissen ermahnte mich, wie oft ich in der Schule ihren Namen entweiht hatte, wenn ich ihn als Fehdehandschuh den Tyrannen ins Gesicht schleuderte. Die Straßen waren

---

1) Nehmt Euch vor den Frauen in Acht, sie bringen in Spanien schlechte Folgen mit sich.

dunkel, und ich sah nichts als den schwarzen Umriß der Dächer und Giebel gegen den gestirnten Himmel und hörte dabei den Lärm der sich entfernenden Wagen. An gewissen Straßenecken schien es mir, als sehe ich Gewehre und Dolche an den Fenstern leuchten, und als hörte ich den fernen Schrei von Verwundeten. Ich weiß nicht, was ich gegeben hätte, um den Tag heraufzubeschwören, denn ich verging beinahe vor Ungeduld, diese Straßen, Plätze und Häuser, welche ihre Berühmtheit verzweifelten Kämpfen und gräßlichen Mordthaten verdanken, in Wirklichkeit zu sehen. Wie viele Maler haben sie gezeichnet, wie viele Dichter haben sie besungen, und wie oft hatte ich davon geträumt und mir mit Freuden wiederholt: — Auch du wirst sie sehen. — Endlich erreichte ich mein Gasthaus; freundlich lächelnd sah ich den Kellner an, während er mich in mein Zimmer führte, denn es schien mir, als müßte ich ihm versichern, ich sei kein Eindringling und er solle mich verschonen. — Doch nachdem ich ein großes Bild des Don Amadeo bemerkt hatte, welches vielleicht den italienischen Reisenden zum Troste in einer Ecke des Flures hängt, ging ich zu Bette, denn ich war so müde wie irgend einer meiner Leser sein kann.

Kaum graute im Osten der nächste Morgen als ich auch schon mit schnellen Schritten den Gasthof verließ. Es war noch kein Laden, kein Thor, kein Fenster offen, aber kaum war ich in der Straße, so entglitt meinen Lippen ein Ausruf der Verwunderung. Erst glaubte ich einen Maskenzug vor Augen zu haben, dann dachte ich an eine Schauspielerbande und schließlich kamen mir die guten

Leute rein wie Narren vor. Sie trugen statt des Hutes ein rothes Tuch, das wie ein Turban um den Kopf geschlungen war, aus welchem je oben und unten ein Büschel zerzaustes Haar hervorquoll. Ueber die Schultern hing ihnen wie ein Mantel oder eine römische Toga eine weiß und blau gestreifte, weite, fast auf den Boden reichende Wolldecke. Um den Leib trugen sie eine breite blaue Schärpe, dazu ein paar kurze enganschließende schwarzsammtene Kniehosen, darunter weiße Strümpfe und an den Füßen eine Art Sandalen mit gekreuzten schwarzen Bändern. Trotz ihrem malerischen Anzug sahen sie recht elend aus, und trotz dem sichtbaren Elend waren alle ihre Bewegungen theatralisch, stolz, majestätisch, so daß ich sie gerne für heruntergekommene spanische Edelleute gehalten hätte und nicht recht wußte, ob ich bei ihrem Anblick lachen oder weinen sollte, ob sie ein Almosen oder eine Verbeugung erwarteten. Nicht minder war mein Erstaunen als ich erfuhr, es seien Bauern aus der Umgegend von Zaragoza, denn was ich oben beschrieben, ist nur eine von den tausend Arten derselben Tracht; beim Weitergehen traf ich alle Augenblicke eine neue. Es gibt alt- und neumodische, elegante und einfache Sonn- und Werktagskleider, aber die verschiedenartigen Schärpen, Tücher, Strümpfe, Halsbinden und Wämse gehören immer dazu; die Frauen tragen noch den Reifrock, ganz kurze Röcke und gepolsterte Hüften; auch die Knaben tragen gestreifte Mäntel und ein Tuch um den Kopf und wie die Männer haben auch sie schon ihre theatralisch stolzen Geberden. Auf dem ersten Platze, den ich erreichte, sah ich eine Menge solcher Leute; in

Gruppen vertheilt, saßen sie auf den Stufen vor den Häusern, oder lehnten sich an die Ecken der Mauern, einige spielten Guitarre, andere sangen, viele liefen umher und bettelten; auch diese trugen den Kopf hoch und blickten stolz um sich, trotz ihrer geflickten und zerrissenen Kleider, sie sahen aus wie Leute, die eben von einem Maskenballe kommen, wo sie einen wilden Menschenstamm vorgestellt hatten. Nach und nach öffneten sich die Häuser und die Läden und das Volk von Zaragoza verbreitete sich in den Straßen. Die Städter kleiden sich wie in Italien, nur ihr Gesichtsausdruck hat etwas besonderes, denn mit dem Ernste der Catalonier verbinden sie die Lebhaftigkeit der Castilianer, und machen dazu eine stolze Miene, die den Aragoniern ganz eigen ist.

Ich fand die Straßen von Zaragoza ernst und traurig, gerade so wie ich sie mir vorgestellt hatte. Ein großer Theil der Stadt ist im Halbkreis von einer breiten Straße, dem Coso, durchschnitten, welche im Alterthum wegen der Wettrennen, Waffenspiele und Turniere, die an öffentlichen Festen dort stattfanden, berühmt war. Außer dieser schönen und heiteren Straße und einigen wenigen neueren, welche denjenigen einer französischen Stadt gleichen, sind alle anderen krumm, eng und von hohen, dunkeln Häusern begrenzt, die mit ihren wenigen Fenstern wie alte Festungen aussehen. Der Charakter, ich möchte fast sagen die Physiognomie dieser Straßen ist ihnen so eigen, daß, wer sie einmal gesehen, sie nicht wieder vergißt. Auch nach Jahren wird er immer, wenn von Zaragoza die Rede ist, diese Mauern, diese Thore, diese Fenster in Gedanken vor sich sehen. Während ich schreibe,

sehe ich im Geiste den Platz des neuen Thurmes; ich könnte jedes Haus zeichnen und mit der richtigen Farbe malen; ja es scheint mir als athmete ich jene Luft, so lebhaft ist das Bild, und ich wiederhole, was ich damals ausrief: — Welch unheimlicher Platz! — Vielleicht war es nur meine Einbildung, denn mit den Städten geht es wie mit den Gesichtern, Jeder sieht sie anders an, aber die Straßen und Plätze Zaragoza's imponirten mir dergestalt durch ihre Größe, daß ich bei jedem Schritte ausrief: — Dieser Ort scheint wie zum Kämpfen gemacht; — und ich sah mich um, als fehle mir etwas wie Barrikaden, Schießscharten, Kanonen. Ich fühlte wieder die tiefe Rührung, welche mir einst als Knabe die Erzählung der fürchterlichen Belagerung erweckt hatte und es war mir, als sähe ich Zaragoza im Jahre 1809. Dabei lief ich Straße auf, Straße ab mit immer wachsender Neugierde, als könnte ich die Spuren jenes titanischen Kampfes, der ganz Europa erschüttert hatte, wiederfinden. Hier, dachte ich, und bezeichnete mir die Straße, muß die Abtheilung Grandjean vorbeigezogen, und dort wird Musnier mit der seinigen hervorgebrochen sein; da ist der Ort, wo die Division Morlot sich ins Gefecht stürzte und dort bei jener Straßenecke hat sicherlich der Angriff der Voltigeure von der Weichsel stattgefunden. Bei der Wendung einer düsteren Gasse gedachte ich des muthigen Widerstandes der polnischen leichten Jäger und unweit davon erreichte ich einen Platz, auf welchem möglicherweise die dreihundert Spanier ihren Tod gefunden hatten. Auf einem anderen mochte die große Mine geplatzt sein, welche einen Theil des Regiments von Valencia in die

Luft sprengte, und im Winkel jenes engen Gäßchens starb wohl der General Lacoste, nachdem ihn eine Kugel in die Stirn getroffen hatte. Auf meinen Wanderungen kam ich durch die berühmten Straßen von Sancta Engracia, Sancta Monica und Sanct Augustin, durch welche sich die Franzosen damals dem Coso genähert hatten. Haus um Haus mußte mit Hilfe von Minen und Gegenminen genommen werden und über die Trümmer der Mauern und rauchenden Balken, unter einem Hagel von Steinen, Kugeln und Granaten, kamen sie Schritt für Schritt vorwärts. Rechts und links davon entdeckte ich dunkele Räume, düstere Plätze und unheimliche Höfe, wo damals die schrecklichsten Einzelkämpfe stattgefunden hatten, in welchen Mann gegen Mann gefochten und mit Bayonet, Säbel, Fäusten, ja selbst mit den Zähnen sich vertheidigt hatte; dann sah ich die Häuser, in denen sich, den Flammen und den einstürzenden Balken zum Trotz die Belagerten verbarrikadirt hatten und den eindringenden Eroberern Zimmer um Zimmer streitig machten, die engen Treppen, auf denen das Blut in Strömen floß, und die düsteren Höfe, welche vom Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung derer wiederhallten, welche dort unter einem Haufen zerstümmelter Leichen, durch die Greuel der Pest und des Hungers starben.

Immer so vorwärts gehend gelangte ich endlich vor die Kirche von Nuestra Señora del Pilar, jener schrecklichen Madonna, welche die bleiche Menge der Soldaten, Bürger und Frauen um Schutz und Muth anflehte, ehe sie auf den Ruinen ihrer Stadt starben. Das Volk von Zaragoza hat für sie den alten Fanatismus beibehalten

und betet sie mit furchtsamer Liebe an; und dieses Gefühles können sich selbst diejenigen nicht erwehren, welche sonst eigentlich an nichts mehr glauben. Doch rathe ich Jedem, welcher diesen Platz zum ersten Male betritt, so lange seine Augen auf die Kirche gerichtet sind, ja nicht zu lächeln, noch sonst eine Bewegung zu machen, welche ehrfurchtslos aussehen könnte, denn irgend Jemand bemerkt es immer und könnte es sehr übel nehmen. In wem schon längst der Glaube erloschen ist, der bereite sich, ehe er die heilige Schwelle überschreitet, auf ein verwirrtes Erwachen kindlicher Scheu vor, denn wenige Kirchen in der Welt haben wie diese die Macht, sie in den kältesten, stärksten Herzen zu erwecken.

Auf der Stelle, wo der Grundstein dieser Kirche im Jahre 1686 gelegt wurde, erhob sich früher eine Kapelle, welche der heilige Jakobus errichtet hatte, um das wunderthätige Bildniß der heiligen Jungfrau, das sich jetzt in der Kirche befindet, aufzubewahren. Es ist ein großes, viereckiges Gebäude, mit elf verschiedenfarbigen Kuppeln, welche ihm ein hübsches maurisches Aussehen geben, mit glatten dunkeln Mauern. Beim Eintritt sieht der Besucher eine große, dunkle und einfache kalte Kirche, die in drei Schiffe eingetheilt und von bescheidenen Kapellen umgeben ist. Zuerst fallen seine Blicke auf das Heiligthum in der Mitte, in welchem sich die Bildsäule der heiligen Jungfrau befindet; dieses bildet eine Kirche für sich und könnte sehr gut allein auf dem Platze stehen, wenn ringsum das Gebäude heruntergerissen würde. Ein Kranz schöner Marmorsäulen, die eine ellyptische Linie bilden, tragen eine reich verzierte Kuppel, welche oben offen und ringsum die

Oeffnung mit kühnen Engels- und Heiligenfiguren geschmückt ist. In der Mitte befindet sich der Hochaltar; rechts das Bild des heiligen Jakobus, links, weiter hinten, unter einem silbernen Baldachin, der sich über einem weiten mit Sternen besäten Vorhange erhebt, von tausend glänzenden Widmungen umgeben und unzähligen Lampen erleuchtet, steht die berühmte Bildsäule der Jungfrau. Es sind bald neunzehn Jahrhunderte, daß der heilige Jakobus sie dort aufstellte. Das Holz, aus dem sie geschnitzt, ist mit der Zeit schwarz geworden, jedoch ist außer ihrem Kopfe und demjenigen des Christuskindes nichts davon zu sehen, da sie ganz in ein orientalisches Kleid gehüllt ist. Aber vorn zwischen den Säulen und um das Heiligthum herum, bis weit hinten, tief in den Schiffen der Kirche, in jedem Winkel, aus dem das verehrte Bildniß sichtbar ist, liegen die Gläubigen mit gefalteten Händen auf den Knieen, das Haupt zur Erde geneigt: Frauen aus dem Volke, Arbeiter, Damen, Soldaten, Kinder; und von den verschiedenen Eingängen der Kirche strömen fortwährend neue Menschen herbei, welche langsam, auf den Fußspitzen, mit ernstem Antlitze wandeln. Tiefes Schweigen herrscht in diesem Raume, von keinem Murmeln, keinem Rauschen, keinem Seufzer unterbrochen, als sei das Leben der anwesenden Menge gelähmt, als erwarteten sie eine göttliche Erscheinung, eine geisterhafte Stimme, oder sonst eine furchtbare Offenbarung dieses geheimnißvollen Heiligthums. Und wer nicht glaubt und nicht betet, muß doch nach dem Punkte hinsehen, der alle Blicke fesselt, und seine Gedanken stocken, als erwarte auch er mit Ungeduld ein großes Etwas. O ertönte doch diese Stimme! dachte ich, erfolgte doch

nur diese Erscheinung! wäre es auch ein Wort, oder ein Anblick, der mir im Augenblick die Haare vor Schrecken weiß färbte, und mich einen nie gehörten Schrei ausstoßen ließe; wenn es mich doch nur erlöste von diesem schrecklichen Zweifel, der mir im Gehirne nagt, und mir das Leben verbittert!

Ich versuchte zu dem Heiligthum zu gelangen, es war mir nicht möglich, ich hätte müssen über Hunderte von Gläubigen schreiten, von denen mich einige schon mißtrauisch ansahen, weil ich mit einem Buche und einem Bleistifte umherging. Ich trachtete hierauf in die unterirdische Cripta zu gelangen, wo die Gräber der Erzbischöfe sind und die Urne, welche das Herz des zweiten Don Juan von Oesterreich, natürlicher Sohn Philipp's IV., enthält; es wurde mir aber nicht erlaubt. Ich fragte, ob ich die Kleider, das Gold und die Steine sehen könnte, welche die Prinzen, Könige und großen Herren aller Länder und aller Zeiten der Jungfrau zu Füßen legten; man antwortete mir, es sei nicht die passende Stunde, und selbst mit einer glänzenden peceta konnte ich den ehrlichen Sakristan nicht verführen. Aber als ich, um mich in seine Gunst einzuschmeicheln, ihm erzählte, ich sei in Rom im Borgo Pio geboren und daß man von der Altane meines Hauses die Fenster der Wohnung des Papstes sehen könne, verweigerte er nicht, mir einige genaue Nachrichten über die Art der Verehrung zu geben, welche dieser Jungfrau zu Theil wird.

Es klingt wunderbar, sagte er, und es ist kaum zu glauben, aber dennoch eine Thatsache, welche die Ueberlieferung bestätigt, daß, seit den frühesten Zeiten, als die

Bildsäule der Jungfrau auf ihr Postament gestellt worden war, das Heiligthum bis zum heutigen Tage, außer in der Nacht, wenn die Kirche geschlossen, nie leer geblieben ist, buchstäblich keinen Augenblick; Nuestra Señora de Pilar war nie allein. Der vielen Küsse wegen befindet sich im Postamente der Bildsäule ein Loch in dem mein Kopf Platz hätte. Nicht einmal die Araber hatten den Muth, den Cultus von Nuestra Señora zu verbieten; die Kapelle des heiligen Jacobus wurde immer geehrt. Sehr oft hat der Blitz in die Kirche geschlagen, neben das Heiligthum, sogar mitten hinein unter die knieende Menge, aber Keiner der Tausenden ist je getroffen worden! ... hätten verfluchte, verdammte Seelen noch den Muth, den Schutz der Madonna zu leugnen? Und die Bomben der Franzosen? Die haben manches Gebäude verbrannt und zerstört, aber wenn sie auf die Kirche von Nuestra Señora fielen, war es, als fielen sie auf die Felsen der Sierra Morena! Und hatten die Franzosen, welche Alles zerstörten, den Muth, die Schätze von Nuestra Señora anzurühren? Nur ein General wagte es, eine Kleinigkeit als Andenken für seine Frau mitzunehmen und vergalt es obendrein der Jungfrau mit einer reichen Schenkung; aber wissen Sie was geschah? Bei der ersten Schlacht schoß ihm eine Kanone das rechte Bein weg. Kein General, kein König hat je etwas über Nuestra Señora vermocht. Denn es steht dort oben geschrieben, daß diese Kirche bis an's Ende der Welt dauern wird. ... Und so fuhr er noch lange fort, bis ein Geistlicher ihm aus einem dunkeln Winkel ein geheimnißvolles Zeichen gab, worauf er mich grüßte und sich zurückzog.

Als ich die Kirche verließ und noch tief mit der Erinnerung des feierlichen Heiligthums beschäftigt war, begegnete ich einer langen Reihe Carnevalskarren, vor welchen eine Musikbande ging, und welche von einer Wagen- und Menschenmenge gefolgt, sich nach dem Coso begab. Ich erinnere mich nicht, je so groteske, übertriebenlächerliche Pappenköpfe gesehen zu haben, als die, welche jene Masken trugen, so daß ich, wenn auch nicht gerade fröhlich gestimmt, doch lachen mußte, wie am Schlusse eines Sonettes von Fucini. Das Volk jedoch war ernst und schweigsam und die Masken ganz gravitätisch; es schien, als hätten sie eher ein melancholisches Vorgefühl der Fastenzeit, als den vergänglichen Frohsinn des Carnevals. Ich sah manch hübsches Gesichtchen an den Fenstern, aber nicht ein Urbild jener berühmten spanischen Schönheiten, mit der tez oscurecida [1]) und den negros ojos de fuego [2]), derer sich der nach London verbannte Martinez della Rosa inmitten der bellezas del Norte mit tiefen Seufzern erinnerte. Ich benutzte den Zwischenraum zweier Wagen, um die Straße zu kreuzen, drückte mich durch das Gedränge und zog mir dadurch einen Fluch zu, den ich sogleich aufschrieb. Nachdem ich rasch zwei oder drei Sträßchen durchschritten hatte, betrat ich den San Salvadors-Platz, auf dem sich die Domkirche gleichen Namens erhebt, welche früher auch Seo genannt wurde, und reicher und schöner ist, als Nuestra Señora del Pilar.

Schön und in richtigen Verhältnissen gebaut, ist die griechisch-römische Vorderseite; aber weder diese noch der

---

[1]) Dunklen Hautfarbe. — [2]) Schwarzen feurigen Augen.

hohe, leichte Glockenthurm, der sie überragt, bereiten genügend vor auf den großartigen Anblick im Innern. Ich trat ein, aber wegen der Dunkelheit bemerkte ich zuerst nicht das Ende des Gebäudes. Ich sah nur hie und da einen durch Säulen und Bogen gebrochenen, blassen Lichtstrahl; dann bemerkte ich nach und nach fünf Schiffe, welche durch vier Reihen gothischer Säulen getrennt waren, die entfernten Wände und die langen Reihen der Seitenkapellen; da fing mein Erstaunen erst recht an. Es war die erste Kirche, welche den Vorstellungen entsprach, die ich mir von den spanischen Kirchen gemacht: mannigfaltig, großartig, beinahe zu überladen! Die Hauptkapelle mit ihrer großen, tiaraförmigen, gothischen Kuppel, enthält allein die Schätze einer großen Kirche; der Hochaltar ist von Alabaster, mit Rosetten, Verschlingungen und Arabesken bedeckt; die Wölbung ist mit Bildsäulen verziert; rechts und links sind Gräber und Urnen von Fürsten und in einem Winkel ist der Stuhl, auf dem die Könige Aragoniens bei der Einsegnung saßen. Der Chor, welcher sich in der Mitte des Hauptschiffes erhebt, enthält eine Unzahl von Schätzen. An seine äußerste Umfassungsmauer grenzen einige Kapellchen und eine unbeschreibliche Anzahl kleiner Statuen, Säulen, Basreliefs, Verzierungen und Steine bedecken die Zwischenräume, so daß ein Tag kaum genügt, Alles zu sehen. Die Pfeiler der beiden letzten Schiffe und die Bögen, welche die Kapellen überragen, sind von oben bis unten von Wappen, Bildhauerarbeit, Verzierungen von jeder Form und Größe überladen. Einige Bildsäulen sind so groß, daß sie allein das ganze Gebäude zu tragen scheinen. Die Kapellen besitzen ihrerseits Ueberfluß an

Statuen, reichen Altären, königlichen Gräbern, Büsten und Bildern, so daß im Halbdunkel, welches sie umgibt, nur ein Durcheinander von Farben und glitzernden unbestimmten Schattirungen zu sehen ist, in welchem das Auge sich verliert und die Einbildungskraft ermüdet. Nachdem ich lange mit Buch und Bleistift hin- und hergegangen war, geschrieben und gezeichnet hatte, verwirrte sich mein Kopf; ich riß die beschriebenen Blätter heraus und schwur, gar nichts Genaues darüber zu schreiben; dann verließ ich die Kirche und nahm meinen Gang durch die Stadt wieder auf aber eine halbe Stunde lang sah ich nichts, als lange, dunkle Schiffe, weiße Bildsäulen und geheimnißvolle Kapellen.

Auch der leidenschaftlichste, fröhlichste Reisende fühlt sich manchmal einsam in einer fremden Stadt, und es gibt Augenblicke, in denen ihn eine unbeschreibliche Langweile überschleicht, so daß, wenn er durch ein Wort einen Genius aus „Tausend und Eine Nacht“ heraufbeschwören könnte, um sich nach Hause tragen zu lassen, er dieses Wort mit Freuden aussprechen würde. Ein ähnliches Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich mich durch langes Umherirren vom Mittelpunkt entfernt hatte und zufällig in ein fremdes düsteres Gäßchen trat; beinahe erschrak ich darüber. Schnell dachte ich an meine Vorstellungen von Madrid, Sevilla, Granada, um mich aufzuheitern und mich neugierig und hoffnungsvoll zu machen; aber jene Bilder schienen mir blaß und ohne Leben. Ich dachte an mein Daheim, an jene fieberhaft erregte Zeit, da ich die Stunde der Abreise nicht erwarten konnte; und diese Erinnerung machte mich nur noch trauriger.

Der Gedanke, daß ich noch so viel neue Städte sehen sollte, noch so manche Nacht in Gasthöfen schlafen müßte, und noch so lange unter fremden Menschen leben würde, entmuthigte mich, ich begriff nicht, wie ich mich hatte entschließen können, abzureisen; es schien mir, als sei ich auf ewig von meiner Heimath getrennt, als befände ich mich allein, von Allen vergessen, mitten in einer Wüste, ich sah mich um, die Straße war einsam, da fühlte ich mein Blut stocken, ich war dem Weinen nahe: — Ich kann nicht hier bleiben! — rief ich in Verzweiflung aus — ich sterbe vor Traurigkeit! Ich muß nach Italien zurückkehren! — Aber kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ich fast lachen mußte über meine kindische Wehmuth; in einem Augenblick war Alles wieder strahlend und voll Leben; ich dachte mit einer närrischen Freude an Castilien, Andalusien und als thäte mir jenes augenblickliche Unbehagen leid, schüttelte ich den Kopf, steckte eine Cigarre an und ging fröhlicher als vorher weiter.

Es war der vorletzte Carnevalstag. Abends spazirten alle ehrbaren Bürger in den Hauptstraßen: hier war der Weg von einer Reihe Wagen versperrt, dort zog die Stadtjugend maskirt oder unmaskirt truppweise vorüber. Dann erschienen große Familien mit Kindern, Kindsfrauen und heirathsfähigen Töchtern, die zu zwei und zwei vorbeigingen. Aber trotz der Menschenmenge ertönte kein unangenehmes Geschrei, kein roher Gesang von Betrunkenen, es herrschte nicht einmal ein übergroßes Gedränge. Trotzdem wich ich diesen Vergnügungen lieber aus, und fand dafür im Gasthause eine Belustigung ganz eigener Art.

Diese verursachte ein verrückter Franzose, wie es gewiß keinen zweiten auf der Welt gibt. Es war ein Mann in den vierziger Jahren, mit einem jener gutmüthigen Gesichter, welche sagen: — hier bin ich, betrügt mich nur! — Er schien ein ziemlich reicher Kaufmann zu sein, war kurz vorher von Barcelona angekommen und wollte Tags darauf nach San Sebastian reisen. Ich fand ihn im Eßzimmer, wo er seine Lebensgeschichte zum Besten gab, um ihn herum ein halbes Dutzend Reisende, die sich fast krank lachten. Ich gesellte mich zu ihnen und hörte seine Geschichte. Er war von Bordeaux und lebte seit vier Jahren in Barcelona. Er hatte Frankreich nur verlassen, weil seine Frau ihm avec le plus vilain homme de la ville durchgegangen war und ihm vier Kinder zurückgelassen hatte. Seit ihrer Flucht hatte er nichts mehr von ihr gehört; man hatte ihm gesagt, sie sei nach Amerika, nach Afrika gereist, aber es schienen ihm lauter grundlose Vermuthungen; seit vier Jahren betrachtete er sie als todt. Eines Tages, als er in Barcelona mit einem Freunde zu Mittag aß, sagte dieser (aber die Hauptsache blieb die komische Würde, mit welcher er die Sache erzählte): — Mein Freund, dieser Tage gehe ich nach San Sebastian. — Was willst du dort thun? — Mich unterhalten! — Irgend eine geheime Liebe, was? — Ja . . . d. h. es ist keine eigentliche geheime Liebe, denn in der Liebe komme ich nicht gern als Nachzügler, nur so eine Laune des Augenblicks, aber es ist doch eine hübsche Frau! Da, erst gestern erhielt ich einen Brief; ich wollte anfangs gar nicht hin, aber es sind so viele: Komm! und ich erwarte dich! darin, daß ich, lieber Freund, mich schließ=

lich überreden ließ. — Mit diesen Worten gibt er ihm einen Brief mit einer Miene, an der man merken konnte, daß er sich nicht wenig darauf einbildete; der Kaufmann nimmt den Brief, öffnet, liest ihn — Nom de Dieu! — Ma femme! — ruft er aus, und ohne Weiteres läßt er den Freund im Stiche, eilt nach Hause um seinen Koffer zu packen und rennt an die Eisenbahn. Als ich eintrat, hatte er den Brief schon Allen gezeigt, und auf dem Tische lagen ausgebreitet, damit Jeder sie sehen konnte, der Tauf- und Heirathsschein und andere Papiere, die er mitgenommen hatte, falls ihn seine Frau nicht erkennen wollte. — Was wollen Sie ihr nun thun? frugen Alle einstimmig. — Je ne lui ferai pas de mal; j'ai déjà pris mon parti; il n'y aura pas de sang; mais ce sera un châtiment plus terrible encore. — Aber was denn? frugen die gespannten Zuhörer. — J'ai déjà pris mon parti, wiederholte der Franzose sehr ernst, dann zog er eine große Scheere aus der Tasche und fügte feierlich hinzu: — Je vais lui couper les cheveux et les sourcils! — Ein allgemeines Gelächter erschallte im Saale. — Messieurs, rief der beleidigte Ehemann, je le dis et je tiendrai ma parole; si j'ai le bonheur de vous retrouver ici, je me ferai un devoir de vous présenter sa perruque. — Dieser Ausspruch wurde laut beklatscht und die ganze Gesellschaft war so angeheitert, doch ohne daß der Franzose selbst einen Augenblick seine tragische Stimmung verlor. — Aber wenn Sie einen Spanier im Hause fänden? fragte Einer. — Je le ferais sauter par la fenêtre! antwortete er. — Und wären es ihrer viele? — Tout le monde par la fenêtre! — Aber das

gäbe ja Aufsehen, die Nachbarn, die Polizei, das Volk würde herbeispringen! — Et moi .... rief der schreckliche Mann und schlug sich auf die Brust, je ferais sauter par la fenêtre les voisins, les gendarmes, le peuple, la ville entière s'il le faut. — So fuhr er fort zu prahlen und sich zu geberden unter dem lauten Gelächter der Reisenden, in einer Hand den Brief, in der andern die Scheere. Vivir para ver [1]) sagt ein spanisches Sprichwort; es sollte heißen viajar [2]), denn es gibt gewisse Sonderlinge, die nur in Gasthöfen und auf der Eisenbahn anzutreffen sind. Wer weiß, was das Ende der ganzen Geschichte war.

Als ich in mein Zimmer trat, fragte ich den Kellner, wen die zwei verwischten Bilder vorstellten, die ich schon den Abend vorher betrachtet hatte und welche aussahen, als hätten sie die Anmaßung für Portraits zu gelten. — Caramba! antwortete er, nada menos que los hermanos Argensola, dos de los mas afamados poetas de España. [3]) Diese beiden Brüder Argensola waren auch wirklich berühmt, als literarisches Zwillingspaar hatten sie das gleiche Temperament, studirten immer ein und dasselbe, schrieben im gleichen, klaren, mäßigen, edlen Style, und stemmten sich zugleich mit voller Macht gegen den schlechten Geschmack, der zu ihrer Zeit, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, anfing die spanische Literatur

---

1) Leben um zu sehen.

2) Reisen.

3) Keine Geringeren als die Brüder Argensola, zwei der berühmtesten Dichter Spaniens.

zu beherrschen. Einer starb als Staatssekretär des Vicekönigs zu Neapel, der andere als Geistlicher in Tarragona, und beide ließen einen hochgeehrten und dem spanischen Volke theuren Namen zurück, welchem auch Cervantes und Lopez de Vega den werthvollen Stempel ihres Lobes aufdrückten. Die Sonette der Argensola gehören zu den schönsten in der spanischen Literatur, weil sie sich durch zarte Gedanken und edle Formen auszeichnen. Eines darunter von Lupercio Leonardo, welches jedermann auswendig weiß und dessen Ende die Minister oft anwenden um den großthuerischen Sätzen der Redner zu antworten, schreibe ich hier nieder in der Hoffnung, daß es vielleicht einem meiner Leser dienen könnte, um einem Freund zu antworten, der ihm den Vorwurf machte, daß er sich, wie der Dichter, in ein geschminktes Mädchen verliebt habe.

»Yo os quiero confesar, don Juan, primero
Que aquel blanco y carmin doña Elvira
No tiene de ella mas, si bien se mira,
Que el haberle costado su dinero:

Pero tambien que me confieses quiero
Que es tanta la beldad de su mentira,
Que en vano à competir con ella aspira
Belleza igual de rostro verdadero.

Mas que Mucho que yo perdido ande
Por un engaño tal, pues que sabemos
Que nos engaña asì naturaleza?

Porque ese cielo azul que todos vemos
No es cielo, ni es azul: làstima grande
Que no sea verdad tanta belleza!«

Zuerst will ich, Don Juan, Euch gern gestehn,
Daß der Elvira weiß und roth vielleicht
Ihr eigen nur, weil sie's mit Geld erreicht,
Daß Alles falsch ist, wenn von nah gesehn.

Doch könnt Ihr leugnen nicht, daß sie sehr schön,
Daß selten Jemand ihr an Schönheit gleicht,
Und sicher bin ich, daß sogar nicht leicht
Auf wahrem Antlitz so viel Reize stehn.

Doch, daß ich in der Täuschung Schlimmes sehe,
Fällt mir nicht ein, denn es ist allbekannt
Daß auch Natur uns bietet manchen Lug.

Denn jenes Blau, das Himmel wir genannt,
Ist Himmel nicht, noch blau: oh wehe, wehe
Daß so viel Schönheit nichts als eitler Trug!

Tags darauf gedachte ich mich auf ähnliche Weise zu unterhalten, wie Rousseau, als er dem Fluge der Mücken folgte; ich irrte auf's Geradewohl in der Stadt umher und hielt mich mit den unbedeutendsten Dingen auf, wie Einer, der zu Hause auf einen Freund wartet. Ich besuchte einige öffentliche Gebäude, u. A. den Börsenpalast mit seinem prächtigen, von vierundzwanzig Säulen getragenen Saale. An den vier Seiten der Kapitäle ist jede dieser Säulen mit vier Schilden verziert, auf denen das Wappen von Zaragoza abgebildet ist. Nachdem ich auch die alte Kirche von Santiago und den schönen erzbischöflichen Palast gesehen hatte, ging ich auf den großen prächtigen Constitutions-Platz, welcher den Coso in zwei theilt, und in welchen noch zwei andere Haupt-

straßen münden und hier schlenderte ich mit großem Vergnügen bis Mittag umher. Erst beobachtete ich einen Knaben, der mit Nüssen spielte, dann warf ich einen neugierigen Blick in ein kleines Studentenkaffeehaus, oder ich ging langsam um eine Ecke, um das Geschwätz zweier Mägde mit anzuhören; ich drückte auch wohl die Nase gegen die Schaufenster einer Buchhandlung und setzte eine Tabakshändlerin in Verlegenheit, indem ich auf Deutsch Cigarren verlangte; hier fing ich mit einem Streichholzverkäufer ein Gespräch an, da kaufte ich eine Zeitung, dort bat ich einen Soldaten um Feuer, oder ich frug ein Mädchen nach dem Weg und inzwischen wiederholte ich mir Verse der Argensola, fing ein lustiges Sonett an, oder trällerte die Hymne des Riego, dann dachte ich an Florenz, an den Malagawein, an die Warnungen meiner guten Mutter, an den König Amadeus, an meine Börse, zugleich an tausend Dinge und an gar nichts und dabei unterhielt ich mich so gut, daß ich mit keinem Granden von Spanien getauscht hätte.

Gegen Abend begab ich mich nach dem neuen Thurme, der eines der merkwürdigsten Gebäude Spaniens ist. Er ist vierundachtzig Meter hoch — vier Meter höher als der Thurm Giotto's in Florenz — und steht fast so schief, wie der Glockenthurm zu Pisa, da die Abweichung von der Senkrechten zwei und einen halben Meter beträgt. Im Jahre 1304 wurde er gebaut; die Einen sagen man habe ihn so gemacht, Andere versichern der Boden habe sich später gesenkt. Er ist achteckig, ganz aus Backsteinen gebaut, und bietet eine große Abwechslung in Zeichnung

und Verzierung, da dieselben bei jedem Stockwerke sich ändern; kurz er besteht aus einem hübschen Gemische des gothischen und des maurischen Styles. Um Einlaß zu erhalten, mußte ich mich an einen Angestellten der Stadtobrigkeit wenden, welcher in der Nähe wohnte. Dieser beobachtete eine Zeit lang meine Stiefel, dann meine Haare, und sagte zuletzt, indem er dem Kustode die Schlüssel gab: Puede Usted ir! [1]) Der Kustode war ein altes rüstiges Männchen, der die endlose Treppe viel schneller erstieg als ich. — Verà Usted, sagte er, verà que magnifico golpe de vista! [2]) Ich sagte ihm, daß auch wir Italiener einen schiefen Thurm, wie den von Zaragoza, hätten, worauf er sich umwandte, mich ansah, und trocken antwortete: La nuestra es unica en el mundo. [3]) Aber, wenn ich Ihnen sage, auch wir haben einen, ich habe ihn ja selbst in Pisa gesehen, und dann, wenn Sie es nicht glauben, können Sie es hier lesen, auch mein Reisebuch spricht davon. Er warf einen Blick hinein und brummte: Puede ser! [4]) — Alter Narr! ich hätte ihm das Buch an den Kopf werfen mögen! Endlich erreichten wir die Spitze und genossen die prächtigste Aussicht. Ganz Zaragoza ist mit einem Blick zu umfassen: die große Straße des Coso, die Promenade von Santa Engracia, die Vorstädte; und gerade unter uns die farbigen Kuppeln von Nuestra Señora del Pilar, welche

---

1) Sie können gehen.
2) Sie werden sehen, welch prächtige Aussicht!
3) Der unsere ist einzig auf der ganzen Welt.
4) Kann sein.

so nahe schienen, daß ich glaubte, ich könne sie mit der Hand erreichen; etwas weiter weg der kühne Thurm des Seo; in der Ferne der vielbesungene Ebro, welcher in einem majestätischen Bogen um die Stadt fließt, und das weite Thal, das, wie Cervantes sagt, in die Klarheit seiner Wasser und in den Ernst seines Laufes verliebt ist; so dann die Huerba, die Brücken, die Hügel, welche an so manchen blutigen Zusammenstoß, an so viele verzweifelte Angriffe erinnern!

Der Thürhüter schien mir die Gedanken auf dem Gesichte zu lesen, denn als fahre er in einem von mir begonnenen Gespräche fort, zeigte er mir die Punkte, an denen die Franzosen hereingekommen waren und wo die Einwohner den tapfersten Widerstand geleistet hatten. Es waren nicht die Bomben der Franzosen, sagte er, welche uns zur Uebergabe zwangen, wir selbst zündeten die Häuser an und sprengten sie in die Luft, es war die Seuche, denn in den letzten Tagen lagen von den vierzig Tausend, welche die Stadt vertheidigten, fünfzehn Tausend in den Hospitälern; es fehlte an Zeit, die Verwundeten wegzutragen und die Todten zu begraben. Die Trümmer der Häuser waren mit verwesenden Leichen bedeckt, welche die Luft verpesteten; schon war ein Drittel von den Gebäuden der Stadt zerstört und dennoch dachte Niemand an Uebergabe, und wer davon gesprochen hätte, wäre gehängt worden, denn dafür war auf jedem Platze ein Galgen errichtet; wir wollten eher auf den Barrikaden, im Feuer, unter den Trümmern unserer Mauern sterben, als den Kopf beugen. Als aber Palafox im Sterben lag, als wir erfuhren, daß anderswo die Franzosen gesiegt hatten,

und keine Hoffnung mehr war, da mußten wir die Waffen strecken. Aber die Vertheidiger Zaragoza's ergaben sich mit allen Ehren des Krieges und als diese elende, zerlumpte, verwundete, blutbefleckte Menge von Soldaten, Bauern, Mönchen und Knaben an der französischen Armee vorbeizog, da zitterten vor Ehrfurcht die Sieger und hatten nicht den Muth, sich über den Sieg zu freuen. Der Niedrigste unserer Bauern konnte auf den Ersten ihrer Marschälle herabsehen: — »Zaragoza« fügte er stolz hinzu, »ha escupido en la cara à Napoleon!« [1])

In jenem Augenblicke dachte ich an die Geschichte Thiers und die Erinnerung an seine Beschreibung der Eroberung Zaragoza's erweckte ein Gefühl der Entrüstung in mir. Nicht ein großmüthiges Wort über die ergreifend edle Hekatombe dieses armen Volkes! Seine Tapferkeit ist für ihn nur ein wuthentbrannter Fanatismus, oder eine unsinnige Kriegswuth der Bauern, die des langweiligen Landlebens müde waren, und der Mönche, welche der Einsamkeit ihrer Zellen entfliehen wollten; ihre heldenmüthige Tapferkeit nennt er Trotz, ihre Vaterlandsliebe nur albernen Stolz. Sie starben ja nicht pour cet idéal de grandeur, das den Muth der Kaiserlichen belebte! Als wenn die Freiheit, das Recht, die Ehre eines Volkes nicht mehr Werth hätte, als der Ehrgeiz eines Kaisers, der es durch Verrath angreift und es mit Zwang regieren will! . . . Die Sonne sank gerade hinter die Berge, die Thürme und Giebel von Zaragoza waren von

---

[1]) Zaragoza hat Napoleon ins Gesicht gespieen.

den letzten Strahlen beleuchtet, nicht ein Wölkchen trübte den Abendhimmel; noch einen Blick warf ich auf die Stadt und das Land, damit sie mir klar und deutlich in der Erinnerung leben möchten, dann, ehe ich mich wandte um hinunterzugehen, sagte ich zum Thurmwächter, der mich mit befriedigter Neugierde beobachtete: Erzählen Sie den Fremden, welche diesen Thurm besuchen werden, daß, eines Tages, kurz vor seiner Abreise nach Castilien, ein junger Italiener in tiefer Ehrfurcht das Haupt entblößte, als er von dieser Zinne zum letzten Male die Hauptstadt Aragoniens begrüßte und da er nicht allen Nachkommen der Helden von 1809 nach einander einen Kuß auf die Stirne drücken konnte, habe er den Wächter an ihrer Statt geküßt. — Und ich küßte ihn und er mich und dann ging ich froh nach Haus und er auch, und wer Lust hat, darf darüber lachen.

Somit konnte ich sagen, Zaragoza gesehen zu haben, und während ich in's Gasthaus zurückkehrte, zogen die verschiedenen Eindrücke der letzten Tage wieder an meiner Seele vorüber, Ich hatte jedoch noch große Lust, mich mit irgend einem guten Zaragozaner etwas zu unterhalten und ging zu diesem Zwecke nach Tisch in ein Kaffeehaus, wo ich auch bald einen Zimmermann und einen Krämer beisammen fand, welche, Chocolade trinkend, versuchten, mir die politischen Zustände Spaniens klar zu machen und auch die besten Mittel angaben, um in's richtige Fahrwasser zu gelangen. Sie waren sehr verschiedener Meinung. Der Eine, der Krämer, ein kleines Männchen mit einer Habichtnase und einer großen Warze zwischen den Augen, wollte ohne Weiteres noch den gleichen Abend, ehe

er zu Bette ging, die Föderal-Republik und um die neue Regierung zu ermöglichen, stellte er als Bedingung sine qua non die Erschießung von Serrano, Sagasta und Zorilla, um sie ein für allemal zu überzeugen, que no se chanzea con el pueblo español. [1]) — Y su rey de Ustedes, [2]) fügte er, sich an mich wendend hinzu, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, lieber Italiener, — Ihrem Könige würde ich ein Billet erster Klasse geben, damit er à la hermosa Italia [3]) zurückkehren kann, wo für Könige eine bessere Luft weht als hier. Somos españoles [4]) — verzeihen Sie, lieber Italiener — und dabei legte er mir die Hand auf's Knie, — somos españoles und wir wollen keinen Fremden. —

— Ich glaube ich habe Ihre Meinung verstanden — und mich an den Zimmermann wendend, sagte ich: — Wie glauben Sie, daß man Spanien retten könnte? —

— No hay mas que un medio! [5]) antwortete er mit ernster Stimme. Die Föderal-Republik, hierin stimme ich mit meinem Freunde überein, aber Don Amadeo muß ihr Präsident sein! — (Der Freund zuckte die Achseln.) — Ich wiederhole es: Don Amadeo als Präsident! Er ist der einzige Mann, der die Republik zusammen halten kann; dies ist nicht nur meine individuelle Ansicht, sondern Viele theilen sie mit mir. Don Amadeo sollte seinem

---

1) Daß mit dem spanischen Volke nicht zu spaßen ist.
2) Und was Ihren König betrifft . . .
3) In das schöne Italien.
4) Wir sind Spanier . . .
5) Es gibt nur einen Ausweg!

Vater zu verstehen geben, daß man hier mit der Monarchie nichts ausrichtet; er sollte Castelar, Figueras, Pi y Margal an die Regierung ziehen; er sollte die Republik proklamiren, sich zum Präsidenten wählen lassen und Spanien zurufen: Meine Herren, jetzt befehle ich, und wer sich sträubt, bekommt Prügel! dann hätten wir wahre Freiheit!

Der Krämer, welcher nicht der Meinung war, daß die wahre Freiheit im Geprügeltwerden bestehe, protestirte; der Andere blieb ihm die Antwort nicht schuldig und so entstand ein Wortwechsel, der lange Zeit dauert. Dann sprach man von der Königin; der Zimmermann erklärte, daß er, trotz seinen republikanischen Ansichten für die Königin tiefe Ehrfurcht und große Bewunderung hege. — Tiene mucho de aquì, [1]) sagte er, indem er den Finger an die Stirne legte. — Es verdad que sabe el griego? [2])

— Und wie! — antwortete ich.

— Hörst Du? — rief er dem Andern zu.

— Ja, ja! — brummte der Krämer; pero no se govierna à España con el griego! [3])

Aber er gab doch zu, daß wenn man einmal eine Königin haben müsse, eine gescheidte und gelehrte, digna de sentarse en el trono de Isabel la Catòlica, [4]) welche Lateinisch wie ein gemachter Professor kann, einer albernen, welche nur an Bälle und Liebhaber denkt, vorzuziehen sei.

---

1) Sie hat viel hier.

2) Ist es wahr, daß sie Griechisch kann?

3) Aber man regiert in Spanien nicht mit Griechisch.

4) Werth, sich auf den Thron Isabel's der Katholischen zu setzen.

Kurz, er wollte das savoyische Haus nicht in Spanien sehen, aber wenn ihn irgend etwas zu Gunsten der Königin stimmte, so war es ihr Griechisch. Welch ein galanter Republikaner!

Man findet jedoch unter diesen Leuten eine Herzlichkeit und eine Seelengröße, welche ihren ehrenvollen Ruhm rechtfertigen. In Spanien ist der Aragonier sehr geachtet. Das Volk von Madrid, welches alle Spanier der andern Provinzen verspottet, welches den Catalonier gemein, den Andalusier eitel, den Valenzianer wild, den Galizier elend, den Basken unwissend findet, behandelt doch die stolzen Söhne Aragoniens, welche im neunzehnten Jahrhunderte mit ihrem eigenen Blute die glorreichste Seite der spanischen Geschichte geschrieben haben, mit etwas mehr Achtung. Der Name Zaragoza tönt dem Volke wie ein Freiheits-, dem Heere wie ein Kriegsruf. Aber, da es keine Rosen ohne Dornen gibt, so ist diese edle Provinz der Quell aller unruhigen Demagogen, Guerrillas-Häupter und Volksredner, kurz aller hitzigen rasch handelnden Leute, welche den Regierungen im Allgemeinen viel zu denken geben. Deshalb muß der Staat Aragonien schmeicheln, wie einem verzogenen, hitzigen Sohne, welcher wegen einer kleinen Beleidigung im Stande ist, das Haus drunter und drüber zu werfen.

Der Einzug des Königs Amadeus in Zaragoza und sein kurzer Aufenthalt in dieser Stadt, gab Ursache zu einigen Thatsachen, welche erzählenswerth sind, nicht nur weil sie den Fürsten betreffen, sondern auch weil sie den Charakter jenes Volkes ins rechte Licht stellen. Zu aller erst die Rede des Bürgermeisters, welche in Spanien und auch

in andern Ländern so viel Aufsehen gemacht hat und welche sich wahrscheinlich unter den Ueberlieferungen Zaragoza's als klassisches Beispiel republikanischer Kühnheit erhalten wird. Der König kam gegen Abend auf dem Bahnhofe an, wo ihn die Vertreter vieler Stadtbehörden, die Civil- und Militärbehörden und die Vereine verschiedener Städte Aragoniens erwarteten. Die große Masse neugierigen Volkes brach, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, in laute Beifallsrufe aus; und nachdem der Lärm sich gelegt hatte, trat der alcalde von Zaragoza vor den König und las mit ausdrucksvoller Stimme folgende Rede:

Mein Herr! nicht mein eigenes bescheidenes Ich, nicht der Mann, dessen Ueberzeugungen durch und durch republikanisch sind, kommt Euch heute entgegen, um sich Eurem Befehle zu unterwerfen, nein, sondern der Alcalde von Zaragoza, welcher, seiner unumgänglichen Pflicht gemäß, die heilige allgemeine Stimme des Volkes vertritt. Ihr seid auf dem Punkte, in eine Stadt zu treten, welche jederzeit voll Ruhmes, noch immer im Ruf des Heldenmuths steht. Diese Stadt zeigte sich als zweites Numantia, als die nationale Einheit in Gefahr schwebte, und demüthigte die napoleonischen Heere, trotz deren Siege. — — — Der erste Posten der Freiheit war Zaragoza und keine Regierung war ihr freisinnig genug. — — — Keiner ihrer Söhne ward je des Verrathes schuldig. — — — Nun, so tretet denn über die Schwelle Zaragoza's! Ihr braucht keinen besonderen Muth dazu, denn die Söhne dieser heroischen Stadt sind wahre Helden und keine Verräther. Kein Schild, kein Heer hat in diesem Angen-

blicke mehr Macht Euch zu vertheidigen, als die Ehrenhaftigkeit der Nachkommen des Palafox; denn unter diesen Dächern finden ihre Feinde sogar ein geheiligtes Gastrecht. Bedenkt und überlegt, daß, wenn Ihr immer den Weg der Gerechtigkeit einschlagt, wenn Ihr von Allen strenge Moral verlangt, wenn Ihr den Arbeiter beschützt, der immer so viel gab und wenig erhielt, wenn Ihr die Wahrheit der Volksstimme unterstützt, wenn Euch eines Tages Zaragoza und mit ihr ganz Spanien die Erfüllung ihrer Erwartungen verdanken, dann wird Euch vielleicht ein schönerer Name als der Titel: „König" schmücken. Dann könnt Ihr des Landes erster und Zaragoza's liebster Bürger sein, dann verdankt Euch die spanische Republik ihr ganzes Glück! —

Auf diese Rede, welche soviel bedeutete als: — Wir wollen Euch nicht als König anerkennen, aber tretet nur getrost unter uns, wir werden Euch nicht umbringen, denn die Helden tödten nicht durch Verrath und wenn Ihr brav seid und Eure Pflicht thut, dann werden wir Euch vielleicht als Präsident der spanischen Republik dulden; — auf diese Rede antwortete der König mit einem sauersüßen Lächeln, mit welchem er vielleicht eine Bemerkung wie: — „Zuviel Herablassung!" bezweckte, und zur großen Verwunderung aller Umstehenden drückte er dem Alcalde die Hand, dann stieg er auf's Pferd und hielt seinen Einzug in Zaragoza. Man erzählt, das Volk habe ihn mit Freuden empfangen und die Damen an den Fenstern hätten ihm Gedichte, Kränze und Tauben [1]) zugeworfen und

---

[1]) Es ist eine spanische Sitte, beim Einzug eines hohen Gastes

die Generäle Cordova und Rosell, welche ihn begleiteten, mußten an vielen Punkten die Straße selbst frei machen. Als der Herrscher den Coso betrat, kam ihm eine Frau aus dem Volke mit einer Bittschrift entgegen; der König, welcher schon weiter gegangen war, bemerkte es, kehrte zurück und nahm derselben das Blatt aus der Hand. Kurz darauf trat ein Köhler an ihn heran und reichte ihm seine rußige Hand; der König drückte sie. Auf dem Sancta Engracia-Platze empfing ihn ein spaßhafter Maskenzug von Riesen und Zwergen, welche ihm, unter dem betäubenden Geschrei der Menge, ihre Nationaltänze zur Schau boten. So durchzog er die ganze Stadt. Tags darauf besuchte er die Madonna von Pilar, die Hospitäler, die Gefängnisse, den Stiercircus nnd überall wurde er mit royalistischem Enthusiasmus empfangen. Der ihn begleitende Alcalde ärgerte sich freilich nicht wenig darüber, denn er hätte es lieber gesehen, wenn das Volk sich buchstäblich an das fünfte Gebot: — Du sollst nicht tödten, — gehalten hätte, ohne dabei weiter zu gehen, als er versprochen hatte. Ein fröhlicher Empfang wurde dem König auch auf dem Wege von Zaragoza nach Logroño zu Theil. Mitten unter unzähligen Bauern, Nationalgarden, Frauen und Kindern sah er in Logroño zum ersten Male den ehrwürdigen General Espartero. Kaum hatten sie sich erblickt, eilten sie einander entgegen. Der General suchte die Hand des Königs, dieser jedoch fiel ihm um den Hals und das Volk brach in ein Freudengeschrei aus.

Tauben, die mit langen farbigen Bändern geschmückt sind, fliegen zu lassen.

— Majestät, sagte der berühmte Soldat mit bewegter Stimme, das Volk empfängt Euch mit patriotischem Enthusiasmus, weil es in seinem jungen Monarchen die festeste Stütze der Freiheit und der Unabhängigkeit des Vaterlandes sieht. Es ist gewiß, daß Ihr an der Spitze des Heeres und der Bürgerwehr jedem Feinde unseres Glückes und unserer Freiheit trotzen könnt. Meine schwache Gesundheit erlaubt mir nicht, Eurer Majestät und Ihrer hohen Gemahlin meine Glückwünsche in Madrid, wenn Ihr den Thron des heiligen Ferdinands besteigt, zu Füßen zu legen. Deshalb komme ich heute, um zu betheuern, daß ich Eurer Majestät als dem, vom Nationalwillen erwählten Könige, treu dienen werde. Majestät, ich schätze mich glücklich, in dieser Stadt ein bescheidenes Haus zu besitzen, da es mich in die Lage versetzt, es Euch anzubieten, und Euch zu bitten, es mit Eurer Gegenwart zu beehren. — Mit diesen einfachen Worten wurde der König vom ältesten, beliebtesten und tapfersten seiner Unterthanen begrüßt. Wie schlecht entsprachen die Folgen dieser glücklichen Vorbedeutung.

Gegen Mitternacht ging ich auf einen Maskenball in einem Theater mittlerer Größe, auf dem Coso, unweit des Constitutionsplatzes. Die Masken waren nicht viel werth; dafür sah ich eine große Menschenmenge, von der mehr als ein Drittel tanzte. Nur an der Sprache merkte ich, daß ich einer Redoute in Spanien beiwohnte, sonst war Alles wie in einem italienischen Theater; es schien mir sogar manchmal, bekannte Gesichter zu sehen. Das Gedränge, die Freiheit in Worten und Bewegungen und jener Uebergang des Tanzes in eine laute, zügellose

Ausgelassenheit, sind hier wie dort dieselben. Von Hundert tanzenden Pärchen, welche an mir vorbeiflogen, blieb mir ein einziges im Gedächtniß: ein großer, schlanker Bursche von etwa zwanzig Jahren mit heller Gesichtsfarbe und großen, schwarzen Augen; und ein andalusisch braunes Mädchen, von gleichem Alter. Schön und stolz waren Beide und ihre altaragonische Tracht stand ihnen herrlich. Dabei hielten sie sich so fest umschlungen, daß die Gesichter sich fast berührten, als wolle Eines den Athem des Andern trinken. Ihre Wangen glühten und ihre Augen strahlten vor Freude. So glitten Sie durch die Menge und warfen verächtliche Blicke um sich; tausend Augen hefteten sich auf sie und ein Gemurmel des Beifalls und Neides folgte ihnen. Als ich das Theater verließ, blieb ich einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um sie noch einmal zu sehen, dann kehrte ich allein und traurig in mein Gasthaus zurück. Tags darauf reiste ich vor Sonnenaufgang nach Altcastilien ab.

Burgos.

Auf dem Wege von Zaragoza nach Burgos, der Hauptstadt Altcastiliens, durchfährt man das große Ebrothal, und zwar einen Theil der Provinzen Aragonien und Navarra, bis zur Stadt Miranda. Hier zweigt sich die Straße nach Frankreich ab, welche über San Sebastian und Bayonne führt. Das Land bietet viele geschichtliche Erinnerungen in Ruinen und Denkmälern und überall klingen berühmte Namen, denn jedes Dorf war Zeuge einer Schlacht, jede Provinz eines Krieges. Bei Tudela wurde der General Castaños von den Franzosen geschlagen; bei Calahorra leistete Sertorius dem Pompejus Widerstand; Heinrich von Transtamar wurde bei Navarete von Peter dem Grausamen besiegt. In der Nähe von Agoncillo bestehen noch die Spuren der Stadt Egon, bei Alcanadre die Trümmer einer römischen Wasserleitung und bei Logroño die Ueberbleibsel einer arabischen Brücke. Es ist nicht leicht, die Erinnerungen so vieler Jahrhunderte und so vieler Völker auf einmal zu fassen und mit dem Geiste wird auch das Auge müde. Die Gegend bietet jeden Augenblick neue Bilder. Gleich nach Zaragoza breiten sich grüne Felder aus, mit Häusern und

schlängelnden Wegen, auf denen hier und dort einige Bauern, mit ihren vielfarbigen Tüchern, ein Eselchen, oder ein Karren erscheinen. Dann folgen wellenförmige, öde, unfruchtbare, große Ebenen, ohne Baum, ohne Haus, ohne Steg, auf denen man von Zeit zu Zeit nur eine Herde, einen Hirten, eine Hütte erblickt. Hie und da erhebt sich wohl ein kleines Dörfchen, aus niederen Lehmhütten gebaut, welches auf der gleichfarbigen Erde beinahe verschwindet und kaum ein Dorf zu nennen ist, so elend und traurig sieht es aus. Der Ebro windet sich immer in großen Biegungen die Bahn entlang, manchmal so nahe, daß es scheint, als müsse der Zug jeden Augenblick hineinfallen, dann entfernt er sich wieder so, daß er zwischen den Hügeln und dem Ufergebüsche nur noch wie ein Silberstreifen erscheint. In weiter Ferne zieht sich eine Kette blauer Berge hin und hinter diesen ragen die weißen Gipfel der Pyrenäen hervor. Bei Tudela erblickt man zum ersten Mal den Canal und nach Custejon wird endlich das Land wieder grüner. So wechseln unfruchtbare Ebenen mit Olivenwäldern ab und hie und da ergötzt sich das Auge an einem lebhafteren Grün, das die trockene gelbe Farbe der öden Felder unterbricht. Auf den Gipfeln der fernen Hügel thronen die Ruinen großer Burgen, überragt von gebrochenen, geborstenen, verfallenen Thürmen, welche drohend gen Himmel ragen, wie die wehrlose Faust zu Boden geschmetterter Riesen.

Bei jeder Station kaufte ich eine Zeitung, und so hatte ich denn schon einen ganzen Stoß, ehe ich die Hälfte meiner Reise zurückgelegt hatte. Da waren Blätter von Madrid und Aragonien, große und kleine, schwarze und

rothe, aber unter all diesen war leider kein einziges, das zu Gunsten Don Amadeos sprach. Ich sage leider, denn beim Lesen dieser Zeitungen bekam ich große Lust, Madrid den Rücken zu kehren und nach Hause zu gehen. Jede war von Anfang bis zu Ende voll von Schimpf und Spott über Italien. Unser König, unsere Minister, unsere Armee wurden gelästert. Und der Grund all dieser Aufregung war das Gerücht eines baldigen Krieges, in welchem Italien und Deutschland sich vereint auf Spanien und Frankreich werfen würden, um ihren gemeinschaftlichen Todfeind, die katholische Religion, auszurotten; der Herzog von Genua sollte auf den Thron des heiligen Ludwigs gesetzt werden, denjenigen Philipps II. sollte der Herzog von Aosta einnehmen. Vom Leitartikel bis zum Anhange waren die Zeitungen voll von Drohungen und zwar Drohungen in Prosa, in Versen, in Abbildungen, in Briefen, oder gar in langen punktirten Linien. Dann folgte z. B. ein Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne zwischen Rom und Madrid. Dieser fragte: — Was soll ich thun? — Jener antwortete: — Schieße los! — Da und dort las ich einen Ausruf wie: — Mögen sie kommen, wir sind bereit! Wir sind noch das gleiche Spanien von 1808; die Besieger der napoleonischen Heere fürchten sich sowenig vor den Fratzen der Ulanen des Königs Wilhelm, wie vor dem Geschrei der Bersaglieri Viktor Emanuels. — Dann sprachen sie von Don Amadeo, als: — pobre niño, [1]) die italienische Armee nannten sie ein Heer von Tänzern und Sängern, und die Italiener, welche

[1]) Armes Kind!

sich in Spanien befanden, wurden mit einem nicht allzuhöflichen — Italianos al tren![1]) zur Heimkehr aufgefordert; kurz, es war genug, um Einem die Hölle heiß zu machen. Ich muß gestehen, daß ich im Augenblicke etwas stutzig war; ich stellte mir vor, daß in den Straßen von Madrid mit Fingern auf die Italiener gezeigt würde; ich erinnerte mich des Briefes, den ich in Genua empfangen hatte, und wiederholte mir jenes: — Italianos al tren, als einen nicht zu verwerflichen Rath. Dazu sah ich die einsteigenden Reisenden und die Bahnbeamten mißtrauisch an, als müßten sie mich alle sofort für einen italienischen Spion halten, der Werth wäre, dem General Prim Gesellschaft zu leisten.

Nicht weit von Miranda geht die Bahn durch eine bergige, abwechslungsreiche, malerische Gegend. Nach allen Seiten hin, soweit das Auge reicht, nur graue Felsen, welche wie die Wogen eines im Sturme versteinerten Meeres aussehen. Es ist eine Gegend voll wilder Schönheit; einsam, wie eine Wüste, und still, wie ein Gletscher. Die Fantasie versetzt uns auf einen unbewohnten Planeten und ein banges Gefühl der Verlassenheit bemächtigt sich unser. Der Zug führt dann zwischen zackigen, kühngebildeten Felswänden, welche in jeder möglicher Form so sonderbar gestaltet sind, daß es scheint, als ob dies das Werk einer Menge verrückter Steinmetzen wäre, welche hier gewetteifert hätten, wer diese Wirkung hervorbringen würde. Dann läßt die Bahn dieses eigene Naturspiel

---

1) Auf die Eisenbahn, Italiener!

wieder hinter sich und tritt in eine große, pappelbepflanzte Ebene, aus der sich Miranda erhebt.

Da die Station sehr weit von der Stadt entfernt ist, mußte ich wohl oder übel bis Abends in einem Kaffeehaus auf den Madrider Zug warten. Drei Stunden lang hatte ich keine andere Gesellschaft, als die zweier Zollwächter, welche man in Spanien Carabineros nennt. Sie tragen eine dunkle Uniform und sind mit Degen, Pistole und einem umgehängten Gewehr bewaffnet. An jeder Station befinden sich ihrer zwei. Als ich das erste Mal die Läufe ihrer Büchsen vor dem Fenster auftauchen sah, glaubte ich, sie kämen, um Jemanden abzufassen, vielleicht — — und unwillkürlich griff ich nach meinem Passe. Es sind hübsche, kecke und höfliche junge Leute, mit denen sich ein wartender Reisender sehr angenehm über Carlisten und Schmuggler unterhalten kann, und dieses that ich nun auch zum großen Nutzen meiner spanischen Sprachkenntniß. Gegen Abend kam ein etwa fünfzigjähriger Beamter aus Miranda an und da ich in ihm bald einen lustigen Schwätzer entdeckte, verließ ich die Carabineros, um mich ihm anzuschließen. Er war der erste Spanier, der gründlich mit mir politisirte. Ich bat ihn, mir die verwickelten Parteiverhältnisse etwas klar zu legen, da es mir bis dahin nie gelungen war, mir dieselben anschaulich zu machen. Er freute sich sehr darüber und gab mir die erwünschte Auskunft. — Es ist bald gesagt, — hub er an, — so stehen die Dinge: Es sind fünf Hauptparteien vorhanden: die absolute, die gemäßigte, die conservative, die radicale und die republikanische. Die absolute besteht aus zwei Abtheilungen, den reinen Car-

listen und den abtrünnigen Carlisten. Die gemäßigte Partei ebenfalls aus zwei; die einen stimmen für Isabella II., die andern für Don Alphonso. Die conservative Partei ist in vier Gruppen getheilt; merken Sie wohl auf: die Canovisten, unter Canovas del Castillo; die Ex-Montpensieristen, unter der Führung von Rios Rosas; die fronterizos mit General Serrano; die Fortschrittler auf historischer Grundlage unter der Leitung Sagasta's. Die radicale Partei zerfällt ihrerseits in vier: die demokratischen Progressisten unter Zorilla; die Cimbrios unter Martos; die Demokraten unter Ribera, und die Economisten mit Rodriguez an der Spitze. Die republikanische Partei endlich besteht aus drei Unterabtheilungen: die Unitarier, unter Garcia Ruiz; die Föderalen, unter Figueras; und die Socialisten unter Garrido. Letztere theilen sich wiederum in Socialisten mit und ohne Internationale. So wären es Alles in Allem sechzehn Parteien. Aber diese sechzehn sind wieder getheilt: denn Martos, Candau und Moret trachten jeder eine Partei für sich zu bilden; und auch Rios Rosas, Pi y Margal und Castelar arbeiten jeder für seinen eigenen Vortheil. Wir haben also mit den fertigen und den sich bildenden schon zweiundzwanzig Parteien. Nun fügen Sie noch die Republikaner, die Don Amadeo als Präsidenten wollen, hinzu; dann die Parteigänger der Königin, welche Amadeo zu allen Teufeln wünschen; diejenigen des Espartero und des Hauses Montpensier; die Republikaner, welche Cuba nicht fahren lassen wollen, und diejenigen, welche das Gegentheil wünschen; dann gibt es solche, welche den Prinzen von Hohenzollern noch nicht aufgegeben haben

und endlich solche, die von der Vereinigung mit Portugal träumen. So wären es dreißig Parteien. Zwar wenn man genau zu Werke gehen wollte, ließen sich noch mehr Unterabtheilungen feststellen, aber es ist besser sich mit einer Vorstellung des großen Ganzen zu begnügen. Sagasta neigt zu den Unionisten hin, Zorilla verläßt sich auf die Republikaner, Serrano würde sich gerne auf die Moderirten stützen, die Moderirten ihrerseits würden sich gelegentlich mit den Absolutisten verbinden, welche aber unterdessen den Republikanern die Hand reichen. Diese hingegen wollen, vereint mit einem Theile der Radikalen, das Ministerium Sagasta stürzen, welches für demokratische Progressisten zu konservativ und für die Unionisten, welche sich vor den Föderalen fürchten, zu liberal ist. Auch die Föderalen haben kein großes Vertrauen zu den Radikalen, welche immer zwischen den Demokraten und den Sagastinern schwanken. Haben Sie nun einen klaren Ueberblick gewonnen?

— Klar wie Tinte! — antwortete ich, indem es mich kalt überlief.

An die Reise von Miranda nach Burgos erinnere ich mich, wie man sich an die Seite eines Buches erinnert, die man im Bette gelesen, wenn Einem die Augen zufallen und das Licht zu flackern anfängt: ich nickte ein. Von Zeit zu Zeit schüttelte mich mein Nachbar, um mich auf die Gegend aufmerksam zu machen. Es war eine wundervolle, mondhelle Nacht und wenn ich zum Fenster hinausblickte, sah ich immer zu beiden Seiten der Bahn, so nahe als ob sie jeden Augenblick auf den Zug stürzen

müßten, riesige phantastisch geformte Felsen. Hell erleuchtet glänzten diese marmorweißen Kolosse im Mondenschein, und jede Spitze, jeder Riß, jeder Vorsprung trat deutlich wie beim Sonnenlichte hervor. Nun sind wir in Pancabo — sagte mein Nachbar, — sehen Sie auf dieser Anhöhe jene schreckerregende Burg, die 1813 von den Franzosen zerstört wurde. Jetzt sind wir in Briviesca: sehen Sie, hier vereinigte Juan I. von Castilien die Generalstaaten, um dem Thronerben den Titel: Prinz von Asturien zu verleihen. Und sehen Sie dort den Berg von Brujola, der bis an den Himmel reicht? — Es war einer jener unermüdlichen Ciceroni, welche selbst mit einem Stock schwatzen würden; und so oft er sein „sehen Sie" wiederholte, gab er mir an der Seite meiner Tasche einen leichten Stoß. Endlich kamen wir nach Burgos; der Nachbar verschwand ohne Gruß; ich fuhr nach einem Gasthofe und erst als ich den Kutscher bezahlen wollte, merkte ich, daß mir eine Börse mit kleiner Münze fehlte, welche ich gewöhnlich in der Tasche meines Ueberrocks trug. Ich dachte an die Generalstaaten von Briviesca, und tröstete mich als Philosoph: Es geschieht dir recht! Mancher hätte zwar in ähnlichen Falle entsetzt ausgerufen: — Aber ums Himmels willen, wo bin ich? Was ist das für ein Land? — Als ob es in ihrer Heimath nicht auch gewandte Leute gäbe, die ihren Mitreisenden die Börsen stehlen und zudem nicht einmal so höflich sind, einem dabei geschichtliche oder geographische Mittheilungen zu machen.

Beinahe alle Gasthöfe in Castilien haben ausschließlich weibliche Dienerschaft. In demjenigen, in welchem ich ab=

stieg, bestand dieselbe aus sieben oder acht kräftigen, muskulösen Dirnen, welche die Arme voller Leinenzeug und Matrazen in den Gängen hin und her liefen. Es machte mir Vergnügen, ihren atletischen Bewegungen zu folgen, wenn sie kupferroth und außer Athem sich gegenseitig neckten. Ein Gasthof mit weiblicher Bedienung ist etwas ganz anderes als die gewöhnlichen Gasthöfe. Der Reisende fühlt sich weniger fremd und ruht mit leichterem Herzen aus; die Frauen geben dem Ganzen einen häuslichen Anstrich, so daß er die Einsamkeit weniger empfindet. Sie sind geschäftiger als die Männer; wissen, daß ein Fremder leicht traurig wird und es ist, als wollten sie ihn zerstreuen; sie lächeln und knüpfen trauliche Gespräche mit ihm an, damit er sich zu Hause und in Sicherheit fühle. Sie sehen aus wie Haushälterinnen, welche weniger aus Pflicht als zum Vergnügen sich nützlich zu machen suchen. Mit einer gewissen beschützenden Miene nähen sie dem Reisenden die Knöpfe an und nehmen ihm lächelnd die Bürste aus der Hand, als wollten sie sagen: — lassen Sie mich machen, Sie verstehen das nicht! — Dann bürsten sie ihm den Rock ehe er ausgeht und sagen: — O pobrecito! [1]) — wenn er beschmutzt nach Hause kommt. Wenn sie „Gute Nacht" wünschen, empfehlen sie ein hohes Kissen zum schlafen, und Morgens bringen sie den Kaffee ins Zimmer und sagen: — Bleiben Sie ruhig liegen, Sie sind nicht wohl! — Die Eine hieß Beatriz, eine andere Carmelita, eine dritte Amparo. Sie waren alle drei schön, von jener kräftigen

---

1) Armer Kerl!

Bauernschönheit, deren Anblick zum Ausrufe nöthigt: — Welch kräftiges Kaliber! — Wenn sie über die Flur liefen, zitterte das ganze Haus.

Am folgenden Morgen weckte mich Amparo bei Sonnenaufgang mit einem lauten: — Caballero! — Und eine Viertelstunde später war ich schon auf der Straße. Burgos liegt am Abhang eines Berges auf dem rechten Ufer des Arlanzon; es ist eine unregelmäßige Stadt mit krummen, engen Gassen und wenig sehenswerthen Gebäuden, der größte Theil der Häuser stammt aus dem siebzehnten Jahrhundert. Doch ist ihr erster Anblick von eigenthümlicher Wirkung auf den Beschauer: sie ist so vielfarbig wie die Scenerie eines Puppentheaters, dessen Maler es darauf abgesehen hat, den Mägden im letzten Rang einen Ausruf der Verwunderung zu entlocken. Fast möchte man glauben, die Einwohner hätten die Stadt nur zur Fastnacht so angestrichen, um sie hernach wieder weiß zu tünchen. Die Häuser sind abwechselnd roth, gelb, blau, grau und orange, mit Verzierungen von allen möglichen Farben. Die Thürflügel, die Geländer der Terrassen, die Gitter, Fensterrahmen, Gesimse, Vorsprünge, Postamente, Giebel, Alles ist angestrichen; die Straßen scheinen wie für ein Fest so ausgeschmückt. Bei jeder Wendung überrascht uns ein neuer Anblick und wohin wir sehen, entwickelt sich ein Farbenwetteifer, als wollte jeder Hausherr seinen Nachbar übertreffen. Zum Lachen sind einige Farben, die noch nie auf Mauern geprangt haben: grün, fleischfarbig, purpurroth ist so gut vertreten, wie die unmöglichsten Blumenfarben, neben der Farbe von Zuckerwerk und Ballkleidern. Wenn Burgos ein Narrenhaus für

Maler besäße, wäre man geneigt zu glauben, diese seien eines Tages entwischt und hätten die ganze Stadt nach ihrem Gutdünken angestrichen. Viele Fenster haben bedeckte Altanen, welche nach der Straße zu mit Glasscheiben versehen, an die Kästen eines Museums erinnern und den Häusern ein freundliches Ansehen geben. Meistens befindet sich ein solcher Erker an jedem Stockwerk und zwar so, daß der obere auf dem darunterstehenden ruht und der untere wiederum auf den Schaufenstern eines Ladens, so daß das Ganze von der Straße bis unter das Dach wie ein einziges riesiges Schaufenster aussieht. Hinter den Scheiben eines jeden Stockwerks erscheinen, wie ausgestellt, Mädchen- und Kindergesichtchen, Blumen, Landschaften, Modebilder, gestickte Vorhänge, Spitzen und sonstige Verzierungen. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß eine solche Stadt die Hauptstadt Altkastiliens sein könnte, dessen Bewohner für ein ernstes, ja ich möchte sagen strenges Volk gelten. Eher hätte ich geglaubt in Andalusien zu sein, wo die Menschen fröhlicher sind. Ich hatte mir die Stadt wie eine sinnende Matrone vorgestellt und fand ein ausgelassenes Mädchen im Fastnachtskostüm.

Nach einigem Hin- und Herlaufen gelangte ich auf einen großen Platz, Haupt- oder Constitutionsplatz genannt. Hier sind die granatapfelfarbigen Häuser mit Bogengängen geschmückt und in der Mitte steht eine Bronzestatue Karl's III. Ich hatte noch nicht Zeit gehabt mich umzusehen, als ein Knabe in einem zerlumpten Mantel und zwei großen Schlapppantoffeln auf mich zurannte und mir eine Zeitung entgegenhielt.

— Wollen Sie den Imparcial, Caballero?
— Nein.
— Wollen Sie ein Billet für die Lotterie von Madrid?
— Auch nicht.
— Wollen Sie geschmuggelte Cigarren?
— Auch das nicht.
— Wollen Sie ....?
— Nun?

Mein Freund strich mit der Hand über das Kinn.

— Wollen Sie die Ueberreste des Cid sehen?

Holla, welch ein Sprung! Thut nichts, ich nehme es an und wir gehen die Ueberreste des Cid zu besichtigen.

Am Municipalpalast angelangt, führte uns eine alte Pförtnerin durch drei oder vier kleinere Zimmer, bis wir in einen Saal gelangten, wo wir stehen blieben. — Hier sind los restos,[1]) sagte die Frau und zeigte mir, mitten im Zimmer, auf einem Gestelle eine Art Sarg. Als ich mich näherte, hob sie den Deckel und ich blickte hinein. Der Raum war in zwei Abtheilungen getrennt und mit einigen aufgehäuften Knochen gefüllt, welche eher wie Bruchstücke alter Möbel aussahen. Diese, sagte die Frau, sind die Gebeine des Cid und jene diejenigen seiner Gattin. Ich nahm ein Bein des Einen und eine Rippe der Anderen in die Hand, sah sie an und drehte sie hin und her; aber da ich weder das Bildniß des Mannes noch der Frau darin erkennen konnte, legte ich sie zurück. Dann zeigte mir die Frau einen an die Wand gelehnten halb verfallenen Stuhl, er trug eine Inschrift, welche sagte,

[1]) Die Ueberreste.

daß dies der Sitz der ersten Richter Castiliens: Nunius Rasura Calvoque Lainus gewesen war, welche die Ehre hatten, die Vorahnen des Cid's zu sein, was so viel bedeutet als, daß jenes werthvolle Möbel seit neunhundert Jahren am gleichen Platze stehe. Diesen Augenblick sehe ich ihn in meinem Notizbuche abgebildet, wo ich ihn mit krummen Linien zeichnete und es scheint mir, ich sehe noch die gute Frau, als sie mich fragte: — Es Usted pintor? [1]) — und ihr Kinn auf meinen Bleistift legte, um mein Meisterwerk zu bewundern. Im Zimmer nebenan zeigte sie mir ein Kohlenbecken, welches so alt wie der Stuhl ist und zwei Bilder, eines von Cid und eines von Ferdinand Gonzales, dem ersten Grafen von Castilien. Aber Beide sind verwischt und trübe und zeigen die wahren Bildnisse der Menschen nicht besser, als das Bein und die Rippe der berühmten Ehegatten.

Vom Municipalpalast aus wurde ich an das Ufer des Arlanzon auf einen großen von hübschen neuen Häusern umgebenen Platz geführt, mit einem Garten, in welchem sich Springbrunnen und Statuen befinden. Auf der anderen Seite des Flusses liegt die Vorstadt Vega, und hinter dieser die steilen Hügel, welche die Stadt überüberragen. An einen Ende des Platzes befindet sich das monumentale Thor von Sancta Maria, welches zu Ehren Karls V. errichtet wurde und die Bildsäulen Cids, Fernando Gonzales und des Kaisers trägt. Durch das Thor sieht man die Spitzen der Domkirche. Es regnete; ohne Schirm stand ich allein mitten auf dem Platze. Eine

---

1) Sind Sie Maler?

Frau, wahrscheinlich eine criada [1]), lachte mich durch ein Fenster an, als wollte sie sagen: — Wer ist der Narr? — Im ersten Augenblick war ich etwas verlegen, dann machte ich ein gleichgiltiges Gesicht und schlug den kürzesten Weg nach der Domkirche ein.

Die Cathedrale von Burgos ist eines der größten, schönsten und reichsten Denkmäler der Christenheit. Zehn Mal habe ich diese Worte geschrieben und zehn Mal fehlte mir der Muth, fortzufahren, so klein und werthlos fühlte ich mich, wenn ich die Kraft meines Geistes mit der Schwierigkeit sie zu beschreiben vergleiche.

Die Facade steht auf einem kleinen Platz, von welchem das Auge einen Theil des Gebäudes umfassen kann; auf den andern Seiten ist es leider von engen, krummen Gassen umgeben, welche den Blick hemmen. Ueber dem ungeheuren Dache ragen hübsche, kühne mit dunkelgrünen Verzierungen geschmückte Spitzen empor, welche die höchsten Gebäude der Stadt überragen. Zur Rechten und Linken der Vorderseite erheben sich zwei spitze, von oben bis unten mit Bildnerei bedeckte Thürme, welche, überaus fein und lieblich gemeißelt, durchbrochen sind. Weiter hinten, etwa über der Mitte der Kirche steht ein dritter Thurm welcher ebenfalls mit Reliefs und Zierrath bedeckt ist. An der Vorderseite, auf den Zacken der Thürme, an jedem Stockwerk, unter jedem Bogen, überall wohin das Auge reicht, steht eine Anzahl marmorner Engel, Märtyrer, Krieger und Fürsten, welche in den kühnsten Stellungen gegen den leichten Styl des Gebäudes abstechen; ein gläu-

---

1) Magd.

biger Christ könnte sie mit wenig Einbildungskraft beleben und sich eine himmlische Legion vorstellen, welche über das Gebäude wacht. Wenn man den Blick an die Vorderseite vom Boden bis zu den höchsten Spitzen der Thürme erhebt und nach und nach den ganzen Reiz dieser Farben- und Linienharmonie umfaßt, so wird die Seele allmälig durch ein zartes Gefühl erhoben, wie wenn sie den gemessenen Orgeltönen eines Gebetes lauscht, aus welchem sich nach und nach eine begeisterte, himmlische Eingebung aufschwingt. Ehe du die Kirche betrittst, schweift deine Phantasie schon im Ueberirdischen.

Tritt ein, o Mensch! . . . und das erste Gefühl, das sich in dir regt, ist die Bestätigung deines Glaubens, wenn du einen hast, oder wenigstens eine Ahnung des Glaubens, wenn deine Seele ihn verleugnet. Es scheint nicht möglich, daß diese unermeßliche Steinmasse nur das Werk des eitlen menschlichen Aberglaubens sein kann. Dieses Gebäude behauptet Etwas, bezeugt Etwas, gebietet Etwas; und eine überirdische Stimme ruft der Welt zu: — Ich bin! Und du fühlst dich erhoben und erschrickst zugleich, wie wenn auf einen Treueschwur eine Drohung folgt; wie bei einem Blitzschlag aus heiterem Himmel. Belebe, ehe du um dich siehst, die sterbenden Funken der göttlichen Liebe in deinem Herzen; sonst fühlst du dich gedemüthigt, diesem kühnen Wunder, diesem Genie des menschlichen Geistes fremd zu sein. Das bescheidene Nein deiner Ueberzeugung drängt sich tief in deine Seele zurück und stirbt wie ein Klagelaut vor dem donnernden Ja, das über deinem Haupte ertönt. Erst siehst du um dich und suchst die Grenzen des Gebäudes, welche durch das

Chor und die großen Säulen verborgen sind; dann eilt dein Blick die Säulen und die hohen Bogen hinauf und steigt und schweift und kreist rasch über die unzählbaren Linien, die sich folgen, kreuzen, begegnen und verlieren, wie zahllose Raketen, welche durch den Raum der großartigen Wölbung schwirren. Dein Geist schwelgt in dieser ermüdenden Bewunderung, als habe er selbst alle diese Linien erfunden. Aber plötzlich erschrickst du; du bedauerst, daß dir die Zeit fehlt, Alles zu beobachten, die Kraft, Alles zu verstehen, und daß das Gedächtniß zu schwach ist, alle die unzähligen Wunder festzuhalten, die überall verschwenderisch zusammengedrängt erscheinen, als seien sie nicht von Menschenhänden gemacht, sondern als zweite Schöpfung aus Gott entstanden.

Die Kirche ist im gothischen Renaissance-Style gebaut. Ihre drei Langschiffe sind zwischen dem Chor und dem Hochaltar von einem Querschiff durchschnitten. Hier über der Mitte der Kirche wölbt sich eine Kuppel, welche einer der Thürme bildet. Wir schauen hinauf und können vor Staunen im ersten Augenblick den Anblick nicht fassen; unzählbare Basreliefs und Statuen, kleine Säulen und Fenster, Arabesken, Bogen und luftige Schnitzereien zeigen sich unsern Blicken und die Zeichnung ist so großartig und zugleich reizend harmonisch, daß wir, trotz dem Schauer der uns packt, lächeln müssen, wie beim plötzlichen Entflammen, Prasseln und Glänzen eines ungeheuren Feuerwerkes. Und alle schönen Paradiesesbilder unserer Kinderträume kehren zurück in den erstaunten, entzückten Geist, erheben sich und flattern wie ein Schwarm Schmetterlinge, und ruhen auf tausend Vorsprüngen der

hohen Wölbung, und kreisen von Neuem in dem herrlichen Raume; und der Blick folgt ihren Bewegungen, als seien sie wirklich da, und das Herz klopft, und ein tiefer Seufzer drängt sich aus unserer Brust.

Wenn dann das Auge von der Kuppel aus umherschweift, so bietet sich ihm ein noch erhebenderes Schauspiel dar. Jede Kapelle ist eine Kirche für sich, so groß, so reich und verschieden sind sie. In Jeder liegt ein Fürst, ein Bischof, oder ein Grande begraben: der Sarkophag befindet sich in der Mitte der Kapelle und obenauf liegt die Statue des Begrabenen, dessen Haupt auf einem Kissen ruht, und dessen Hände auf der Brust gefaltet sind. Die Priester sind in ihren prächtigen Anzügen verewigt, die Fürsten in ihren Rüstungen, die Frauen in ihren Festkleidern. Jedes Grabmal ist mit einem großen Tuche bedeckt, das zu beiden Seiten bis an die Erde herabhängt und auf welchem die scharfen Umrisse des Marmors hervortreten, als lägen wirklich die starren Glieder eines menschlichen Körpers darunter. Wohin das Auge schweift, sieht es von Weitem, zwischen den ungeheuren Säulen, hinter den reichen Gittern, beim ungewissen Lichte der hohen Fenster diese Mausoleen mit dem Trauerflore und den starren Umrissen der Leichen. Erstaunenswürdig sind die Kapellen von nahe gesehen, wegen des Ueberflusses an Marmorbildern und Goldschmuck, mit dem Wände, Decken und Altäre verziert sind. Ein Heer von Engeln und Heiligen aus Marmor, oder geschnitztem, gemaltem und vergoldetem Holze, erfüllen jede Kapelle. Das Auge hat keine Ruhe; denn die unzähligen Reliefs, Nischen, Arabesken und Bilder reißen den Blick vom Fuß-

boden bis zur Decke mit sich, und eine neue Kette von Sculpturen und Malereien tragen ihn wieder zur Erde herab. Ueberall begegnen ihm stiere Augen, winkende Hände und Engelsköpfchen, welche hinter fliegenden Schleiern hervorgucken. Wolken und Crystallsonnen strahlen und zittern auf allen Seiten. Solche Vielfältigkeit an Formen, Farben und Wiederscheinen blendet das Auge und verwirrt den Geist.

Ein ganzer Band reicht nicht hin, um alle Meisterwerke der Bildhauerkunst und Malerei zu beschreiben, welche in dieser ungeheuren Kirche zerstreut sind. In der Sacristei der Kapelle des Kronfeldherrn von Castilien ist eine wunderschöne Magdalena, welche man Leonardo da Vinci zuschreibt; in der Kapelle der Darstellung Christi, eine Jungfrau, welche von Michelangelo sein soll, und in einer Dritten, eine heilige Familie, angeblich von Andrea del Sarto. Bei keinem der drei Bilder kennt man den Meister bestimmt; aber, als der Kirchner den Vorhang wegzog und ich diese Namen hörte, überlief mich ein heiliger Schauer. Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich jene Dankbarkeit, die jeder Italiener den großen Künstlern zollt, um deren Willen die ganze Welt den Namen ihrer Heimat achtet und liebt. Zum ersten Male begriff ich, daß sie nicht nur ihre Heimat berühmt gemacht haben, sondern wirklich Wohlthäter ihres Vaterlandes sind. Ich meine nicht nur Wohlthäter für solche, deren Geist sie verstehen und bewundern kann, sondern auch für diejenigen, welche diesen Werken gegenüber blind sind, auch für diejenigen, welche sie nicht einmal beachten. Denn, wenn gleich das Gefühl des Schönen Vielen ab-

geht, so hat doch Jeder einen gewissen Nationalstolz und wem selbst dieser fehlt, der hat wenigstens so viel Eigenliebe, daß er sich innerlich freut, wenn er mit den Worten: Ich bin in Italien geboren! . . . dem zuhörenden Sacristan ein freudiges Lächeln entlockt. Und wem verdankt er jenes Lächeln, das ihm so viel Freude macht? Wem anders, als den großen Namen, die ihn in seinem Lande noch nie gerührt hatten. Wo er hingeht, begleiten und beschützen sie ihn, wie unzertrennliche Freunde; ihretwegen fühlt er sich unter Fremden weniger verlassen, denn sein Angesicht trägt den schwachen Wiederschein ihres Ruhmes. O Rafael, Michel Angelo, Ariosto, Rossini, wie manches freundliche Lächeln, wie manchen warmen Händedruck, wie manch herzliches Wort von fremden Menschen verdanken wir Euch allein!

Wer diese Kirche in einem Tage sehen will, muß die Meisterwerke im Fluge betrachten. Hier fesselt die geschnitzte Thüre, welche ins Kloster führt, unsern Blick, denn sie soll nach den Pforten des Baptisteriums zu Florenz die schönste der Welt sein; hinter dem Hochaltare steht ein prächtiges Relief von Philipp von Burgund, welches die Leidesgeschichte Christi darstellt und ein so ungeheures Werk ist, daß man sich kaum denken kann, wie ein einziger Mensch es zu Stande gebracht habe. Auch das Chor ist ein wahres, überaus reiches Museum von Bildnerei. Das Kloster enthält Grabmäler mit darauf liegenden Statuen, an welche sich Reliefs in verschwenderischer Menge reihen; und in den Kapellen, welche das Chor umgeben, im Saale der Sacristei, überall befinden sich Bilder der ersten Künstler Spaniens, umgeben

von Statuetten, Säulen und anderen Verzierungen. Der Hochaltar, die Orgel, die Thore, die Treppen, die Gitter, Alles ist so groß und wunderbar erhebend und erniedrigend zugleich. Wozu aber Worte auf Worte häufen? Die genaueste Beschreibung genügt doch nicht, um einem Fremden alles dieses anschaulich zu machen. Wollte ich aber eine Seite über jedes Gemälde, über jede Bildsäule, über jedes Relief schreiben, würde es mir gelingen in einer anderen Seele einen Augenblick die Rührung zu erwecken, die mich damals bewegte?

Ein Küster kam auf mich zu, und, als wollte er mir ein Geheimniß mittheilen, flüsterte er mir ins Ohr: — Wollen Sie den Christus sehen?

— Welchen Christus?

— Nun, antwortete er, den berühmten!

Der berühmte Christus in der Domkirche zu Burgos, der alle Freitage blutet, ist einige Worte werth. Der Küster führte mich in eine geheimnißvolle Kapelle und nachdem er die Fensterläden geschlossen und auf dem Altare zwei Kerzen angezündet hatte, zog er an einer Schnur; der Vorhang bewegte sich und der Christus enthüllte sich vor meinen Blicken. Es gehört ein gewisser Muth dazu, um auf den ersten Blick nicht davon zu laufen, denn eine wirkliche ans Kreuz geschlagene Leiche könnte nicht mehr Grauen erregen. Diese Darstellung besteht nicht, wie gewöhnlich, aus einer Bildsäule in gemaltem Holze, sondern aus einer ausgestopften Haut und zwar einer Menschenhaut mit wirklichen Haaren und Augenbrauen, auch die Wimpern und der Bart sind von Haaren gebildet. Die Haare sind mit Blut getränkt, Brust, Beine und

Hände sind von Blut überströmt. Die Wunden, die Farbe der Haut, die Verzerrung des Gesichts, die Lage, der Blick, Alles ist so grauenhaft natürlich, als müßten die Glieder bei der leisesten Bewegung zucken, als müßte unsere Hand die Wärme des Blutes fühlen und aus den Lippen, die sich zu bewegen scheinen, erwarten wir mit klopfendem Herzen einen Klagelaut. Nicht lange konnte ich den Anblick ertragen; unwillkürlich wandte ich mich ab und sagte mit dumpfer Stimme zu meinem Begleiter:

— Ich habe ihn gesehen!

Nach dem Christus ist die berühmte Truhe des Cid beachtenswerth. Dieser wurmstichige vermoderte Kasten hängt an der Wand der Sakristei. Die Ueberlieferung erzählt, der Cid habe ihn in seinen Kriegen mit den Mauren immer mit sich geschleppt und die Priester hätten ihn als Altar bei der Messe benutzt. Eines Tages, als der große Krieger Geld brauchte, füllte er den Kasten mit Steinen und altem Eisen, ließ ihn zu einem Juden bringen und sagte: — Der Cid braucht Geld, er könnte seine Schätze verkaufen, aber er will nicht; gebt ihm das Geld, er wird es Euch in Kurzem mit neun und neunzig Prozent Zinsen zurückgeben, unterdessen läßt er diese werthvolle Truhe, die seine Schätze birgt, als Pfand zurück. Aber unter einer Bedingung: Ihr müßt mir schwören, sie nicht zu öffnen, ehe ich Euch das Eurige zurückgegeben habe. Es ist ein Geheimniß darin, das Niemand als Gott und ich wissen darf: entscheidet Euch. — Entweder trauten die Wucherer von damals den Offizieren mehr als heutzutage, oder sie waren ein bischen dümmer als jetzt, kurz, der Jude war's zufrieden, schwur und lieh das Geld. Ob

der Cid je wieder gekommen ist, weiß ich nicht, und ob der Jude geklagt hat, weiß ich auch nicht, aber so viel ist sicher, daß der Kasten noch vorhanden ist und daß der Küster die Geschichte mit zufriedenem Lächeln erzählt und nicht im Traume daran denkt, daß sie eher wie der Streich eines abgefeimten Spitzbuben, als wie der witzige Spaß eines lustigen Edelmannes klingt.

Aber ehe wir die Domkirche verlassen, müssen wir uns noch die berühmte Legende des Papa-Moskas von einem Küster erzählen lassen. Papa-Moskas, so heißt eine lebensgroße Gliederpuppe, welche sich im Uhrkasten über der Thüre im Innern der Kirche befindet. Papa-Moskas trat früher beim ersten Stundenschlage aus seinem Verstecke, wie die Figuren der berühmten Uhr zu Venedig, mit jedem Schlage stieß er einen Schrei aus und machte dabei irgend eine komische Bewegung. Die Spielerei belustigte alle Gläubigen, die Kinder lachten und der Gottesdienst war gestört. Um diesem Unfug ein Ende zu machen, ließ ein strenger Bischof dem armen Papa-Moskas die Nerven zerschneiden, seitdem ist er bewegungslos und stumm. Dennoch ist er noch immer, nicht nur in Burgos, sondern in ganz Spanien und auch außerhalb Spaniens berühmt; er stammt von Heinrich III. und er hat eine äußerst merkwürdige Geschichte. Heinrich III., der König der Abenteuer, der eines Tages seinen Mantel verkaufte, um sich Speise und Trank zu verschaffen, ging alle Tage incognito in den Dom um zu beten. Eines Morgens begegnete sein Blick demjenigen eines jungen Mädchens, welches am Grabe Fernando Gonzales betete. Das Mädchen erröthete, der König folgte ihr, als sie die Kirche

verließ und begleitete sie nach Hause. Viele Tage lang sahen sie sich am gleichen Orte und zur gleichen Stunde wieder. Mit Blicken und Lächeln drückten sie einander ihre Liebe aus und immer folgte ihr der König bis zu ihrem Hause, ohne je ein Wort an sie zu richten und ohne daß sie den Wunsch zu erkennen gab, er möge sich ihr nähern. Eines Morgens, als die schöne Unbekannte sich wieder aus der Kirche entfernte, ließ sie ihr Taschentuch fallen; der König hob es auf, barg es an seiner Brust und reichte ihr das seinige. Das Mädchen errötete, nahm es und indem es sich die Thränen damit trocknete, verschwand es. Von jenem Tage an sah Don Heinrich sie nicht wieder. Etwa ein Jahr nachher verirrte sich der König eines Tages in einem Walde und ward von sechs hungrigen Wölfen angefallen. Nach langem Kampfe gelang es ihm, drei mit dem Degen zu tödten, aber schon schwanden ihm die Kräfte, er sah sich den übrigen preisgegeben, als er plötzlich einen Schuß hörte und zugleich einen sonderbaren Schrei, der alsbald die drei Wölfe verscheuchte. Als er sich umwandte, sah er eine geheimnißvolle Frau vor sich stehen, die ihn anstarrte ohne ein Wort sprechen zu können. Die Muskeln ihres Gesichts waren schrecklich verzerrt und von Zeit zu Zeit drang sich ein langer Klagelaut aus ihrer Brust. Als sich der König vom ersten Staunen erholt hatte, erkannte er in ihr das geliebte Mädchen aus dem Dome wieder. Er stieß einen Freudenschrei aus und stürzte auf sie zu, um sie in seine Arme zu schließen, aber das Mädchen hielt ihn ab und rief von einem himmlischen Lächeln verklärt: — Ich liebte das Andenken des Cid und des

Ferdinand Gonzales, weil mein Herz Alles liebt, was edel und groß ist und darum liebte ich auch dich. Aber meine Pflicht verhinderte mich, dir diese Liebe, das einzige Glück meines Lebens, zu widmen. Nimm hin das Opfer ... Nach diesen Worten fiel sie zu Boden und ohne den Satz zu beenden, starb sie, indem sie das Taschentuch des Königs ans Herz drückte. Ein Jahr darauf zeigte sich Papa-Moskas zum ersten Male an der Uhr, um die Stunden zu verkünden. König Heinrich hatte ihn machen lassen, um das Andenken der Geliebten zu ehren, denn der Schrei des Papa-Moskas erinnerte ihn an denjenigen, welchen seine Retterin im Walde ausgestoßen hatte, um die Wölfe zu erschrecken. Man sagt, Don Heinrich habe auch gewünscht, die Liebesworte jener Frau von Papa-Moskas zu hören; aber der maurische Künstler, welcher das Kunstwerk anfertigte, erklärte nach vielen vergeblichen Versuchen, es sei ihm unmöglich, dem Wunsche des Monarchen Folge zu leisten.

Nachdem ich die Geschichte gehört hatte, machte ich noch einen Gang durch die Kirche und dachte mit Wehmuth daran, daß ich sie nie wiedersehen würde, daß in Kurzem so viele wunderbare Kunstwerke für mich nur in der Erinnerung leben und diese Erinnerungen sich eines Tages mit vielen anderen vermischen oder sogar ganz verloren gehen würden. Auf der Kanzel vor dem Hochaltare predigte ein Pfarrer, aber seine Stimme war kaum hörbar in dem großen Raume und auf dem Steinboden knieeten viele Menschen und hörten ihm mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen zu. Der Geistliche war alt und ehrwürdig, er sprach mit sanfter Stimme

vom Tode, vom ewigen Leben, von den Engeln; bei jedem Satze machte er eine Bewegung mit der Hand, als wollte er sie einem Gefallenen reichen und damit sagen: — Stehe auf! Wie gerne hätte auch ich sie erfaßt und gerufen: — Erhebe mich! — Der Dom von Burgos ist nicht traurig, wie fast alle anderen spanischen Kirchen, mich hat er fröhlich gestimmt und meinen Geist auf religiöse Gedanken gelenkt. Als ich hinaustrat, murmelte ich unversehens vor mich hin: — Erhebe mich! — dann wandte ich mich noch einmal, warf einen Abschiedsblick auf die kühnen Zacken und die hohen Thürme und eilte voll schwärmerischer Gedanken der Mitte der Stadt zu.

Bei einer Straßenbiegung stieß ich plötzlich auf eine schauerliche Bude. Es gibt ähnliche in Barcelona, Zaragoza und in vielen anderen Städten Spaniens, aber zufällig hatte ich noch nie eine bemerkt. Es war ein geräumiger, reinlicher Laden, mit zwei prächtigen Schaufenstern zu beiden Seiten der Thüre; auf der Schwelle stand eine lächelnde Frau und strickte, drinnen spielte ein Kind. Das ist Alles nicht sonderbar und doch glaube ich, daß der kälteste Mann den Anblick dieser Bude nicht ungerührt ertragen kann, daß der Fröhlichste hier einen Augenblick traurig werden muß. Ich wette, daß Niemand erräth, welche Waare dort in den Schaufenstern, hinter den Thürflügeln, längs den Wänden bis fast unter die Decke hinauf ausgestellt ist. Ueber einander, zierlich geschichtet wie Obstkörbe, mit schön gesticktem Tuch bedeckt oder mit Blumen verziert, vergoldet, geschnitzt oder gemalt, stehen hier nichts als Särge. Hinten diejenigen für Erwachsene, vornen die Kindersärge. Das eine Schaufenster stieß an dasjenige eines

Wursthändlers, so daß die Särge fast den Käse und die Eier berührten, und Einer, der sich ein Frühstück kaufen will, könnte in der Eile leicht die Thüre verfehlen und sich plötzlich mitten unter den Särgen befinden, was wahrlich keine appetiterregende Verwechslung wäre.

Da ich doch einmal von Läden spreche, so will ich den Leser noch in einen Tabakladen führen, um ihm den Unterschied zwischen den spanischen und den unsrigen zu zeigen. In Spanien wird außer den Cigarritos und der Havanna-Cigarre, welche in besonderen Läden verkauft werden, keine andere als die sogenannte tres cuartos-Cigarre geraucht, welche je nach der Fabrik, aus der sie stammt, ausgezeichnet oder erbärmlich ist, denn ihre Anfertigung wird heutzutage etwas vernachlässigt. Die regelmäßigen Kunden, denen man den sonderbaren Namen parroquianos [1]) gibt, zahlen etwas mehr und erhalten die escogidos-Cigarre [2]), die raffinirten Feinschmecker erhalten für einen noch höheren Preis los escogidos de los escogidos. Auf dem Ladentisch steht ein Teller mit etwas Wasser und einem Schwämmchen, um die Briefmarken zu benetzen, ohne sie belecken zu müssen und in der Ecke befindet sich ein Kasten für Briefe und Zeitungen. Wer zum ersten Male in einen solchen Laden tritt, unterhält sich ausgezeichnet, besonders wenn sich viele Menschen darin befinden, dann nehmen sich die drei oder vier Verkäufer sehr komisch aus, denn jede Münze, die sie erhalten, werfen sie derart auf den Tisch, daß sie hoch in die Luft springt und fangen sie wie Taschenspieler mit den

1) Pfarrkinder.

2) Die Auslese.

Händen auf, um sich durch den Ton zu überzeugen, ob sie echt ist, denn es sind viele falsche im Umlauf. Das gebräuchlichste Geldstück ist der Real, welcher ungefähr 20 Pfennige werth ist; vier Reales machen eine Peceta, fünf Pecetas einen Duros und endlich fünf Duros einen Doblon de Isabel von Gold. Aber das Volk rechnet nur nach Reales. Der Real wird in acht Quartos, siebenzehn Ochavos und vierunddreißig Maravedis getheilt; dieses sind maurische Münzen, welche ihre ursprüngliche Form beinahe verloren haben und eher wie ein abgenützter Knopf, als wie Geld aussehen. Auch Portugal hat eine kleinere Münzeinheit als wir, den Reis, welcher ungefähr einen halben Pfennig werth ist und nach welchem Alles berechnet wird. So könnte es einem armen Reisenden, der diesen Umstand nicht kennt, begegnen, daß man ihm für ein anständiges Mittagessen in allem Ernste achthundert Reis verlangte. Gewiß würden ihm die Haare zu Berge stehen.

Vor Abend wollte ich noch den Geburtsort des Cid sehen. Wenn ich nicht selbst daran gedacht hätte, so hätten mich sicher die Lohndiener daran erinnert, denn überall flüsterten sie mir ins Ohr: — Gebeine des Cid! — Haus des Cid! — Denkmal des Cid! — Ein alter Kauz, der majestätisch in seine Kappa gehüllt war, nahm mich unter seinen Schutz, indem er sagte: — Venga Usted conmigo! [1]) — und führte mich auf einen die Stadt überragenden Hügel, auf dessen Gipfel noch die Ruine eines mächtigen Schlosses zu sehen ist, das früher

[1]) Kommen Sie mit mir.

die Residenz der Könige von Kastilien war. Bevor man zum Denkmal des Cid gelangt, trifft man einen einfachen, hübschen, im dorischen Style gebauten Triumphbogen, den Philipp II. Fernando Gonzalez zu Ehren errichtet hatte. Er soll auf dem Platze stehen, wo sich früher das Geburtshaus des berühmten Feldherrn erhob. Einige Schritte weiter trifft man das im Jahre 1784 erbaute Denkmal des Cid. Ein gemauertes Postament trägt eine steinerne Säule und darüber steht ein heraldischer Schild mit der Inschrift: „Auf diesem Platze stand das Haus, in welchem im Jahre des Herrn 1026 Rodrigo Diaz de Vivar, genannt der Cid campeador [1]) geboren wurde. Er starb in Valenza im Jahre 1099 und sein Leib ward in das Kloster St. Petrus von Cardena bei dieser Stadt gebracht." Während ich diese Worte las, erzählte mir der Lohndiener eine Volkssage über den Tod des Helden: — „Der Cid starb," fing er sehr ernst an, „und Niemand fand sich, um seinen Leichnam zu bewachen. Da trat ein Jude in die Kirche, näherte sich der Bahre und sagte: — Hier liegt der große Cid, dessen Bart Niemand zu berühren wagte so lange er lebte, ich berühre ihn, denn ich möchte gerne sehen, was er mir thun kann. — Mit diesen Worten streckte er die Hand aus, aber in dem Augenblicke griff der Todte nach seinem Schwerte und zog es eine Spanne lang aus der Scheide. Der Jude stieß einen Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden. Die Geistlichen liefen hinzu, der Jude wurde aufgehoben, und nachdem er zu sich gekommen war, erzählte er das Wunder. Da wandten

[1]) Cid der Held.

sich Aller Augen nach dem Cid und sahen, daß seine Hand noch drohend auf dem Griff lag. Gott wollte nicht, daß die Leiche des großen Kriegers durch die Hand eines Ungläubigen entheiligt würde.“ Bei diesen Worten sah er mich an, und da er in meinem Gesichte nicht den leisesten Zug von Unglauben entdeckte, führte er mich unweit des Denkmals unter einen Steinbogen, der einem früheren Thore von Burgos angehören mochte, zeigte mir etwa einen Meter über dem Boden einen wagrechten Einschnitt in der Mauer und sagte: — Dieß ist das Maß der Arme des Cid, als er noch jung war und hieher kam, um mit seinen Freunden zu spielen. — Dann breitete er die Arme längs dem Einschnitte aus, um mir zu zeigen, daß er sie lange nicht so weit spannen konnte. Auch ich mußte mich messen, und weil ich ebenfalls kürzer war, sah er mich mit einem triumphirenden Blicke an, und führte mich in die Stadt zurück. In einer einsamen Straße blieb er vor einer Kirchenthüre stehen und sagte: — Dies ist die Kirche, in welcher Don Alphons VI. vom Cid gezwungen wurde den Eid zu leisten, daß er bei der Ermordung seines Bruders Don Sancho nicht betheiligt gewesen war. — Als ich ihn bat, mir die ganze Geschichte zu erzählen, fuhr er fort: — Die Prälaten, die Ritter und alle Würdenträger des Staates waren zugegen. Der Cid legte das Evangelium auf den Altar, der König die Hand darauf, und der Cid begann: — König Don Alphons, Ihr müßt mir schwören, daß Ihr Euch nicht mit dem Blute des Königs Don Sancho, meines Herrn, befleckt habt; und wenn Ihr einen Meineid schwöret, so flehe ich zu Gott, daß er Euch durch die Hand eines ver=

rätherischen Höflings sterben lasse! — Und der König sagte Amen; aber erbleichte. Und der Cid wiederholte: König Don Alphons, schwört mir, daß Ihr den Tod des Königs Don Sancho, meines Herrn, weder anbefohlen, noch dazu gerathen habt; und wenn Ihr falsch schwöret, so möget Ihr durch die Hand eines verrätherischen Höflings sterben. — Und der König sagte Amen; aber wiederum erbleichte er. Dann bestätigten zwölf Vasallen den Schwur des Königs. Der Cid wollte diesem die Hand küssen, aber der König erlaubte es nicht, und haßte ihn von diesem Augenblick an bis an sein Ende. Aber, fügte mein Begleiter hinzu, eine andere Ueberlieferung erzählt, Don Alphons habe den Eid nicht auf das Evangelium, sondern auf den Riegel der Kirchenthüre geleistet. Jahre lang kamen die Reisenden aller Länder, um diesen Riegel zu bewundern, denn das Volk schrieb ihm allerhand überirdische Kräfte zu und manch übernatürliches Mährchen wurde mit demselben in Zusammenhang gebracht, kurz, überall sprach man so viel davon, daß der Bischof Don Fray Pascual es für nöthig fand, ihn bei Seite zu schaffen, da eine gefährliche Rivalität zwischen der Thüre und dem Hochaltar durch ihn entstehen konnte. Mein Lohndiener erzählte mir weiter nichts, aber man könnte viele Bände schreiben, wollte man alle Sagen vom Cid, die in Spanien in Umlauf sind, sammeln. Nie war ein Held der Sage von seinem Volke mehr geliebt, als dieser schreckliche Rodrigo Diaz de Vivar. Die Dichtung hat nicht viel weniger als einen Gott aus ihm gemacht und sein Ruhm lebt so mächtig im Nationalgefühle der Spanier, als seien acht Jahrzehnte und nicht acht Jahrhun-

derte seit seinem Tode verflossen. Das Epos dieses Namens ist das erste Denkmal der spanischen Dichtung und noch immer das bezeichnendste Werk der spanischen Literatur.

In der Hoffnung viele Menschen zu sehen, ging ich gegen Abend unter den Bogengängen der Plaza Mayor spazieren. Aber außer dem strömenden Regen blies noch ein unangenehmer Wind, so daß ich nur einige Knaben, Arbeiter und Soldaten antraf; ich hatte daher keine Lust, mich länger dort aufzuhalten. Am Morgen jenes Tages war der Kaiser von Brasilien angekommen und beabsichtigte noch am gleichen Abend nach Madrid weiter zu reisen. In mein Gasthaus zurückgekehrt, traf ich im Speisesaal außer einigen Spaniern, mit denen ich mich bis zur Abreise unterhielt, sämmtliche Hausmeister, Kammerdiener, Reitknechte und der Himmel weiß wen noch, vom Gefolge Seiner Kaiserlichen Majestät. Sie saßen um einen großen runden Tisch, den sie ganz einnahmen; in meinem Leben habe ich keine merkwürdigere Menschenzusammenstellung gesehen: weiße, schwarze, gelbe und kupferrothe Gesichter, mit Augen, Nasen und Mäulern, wie sie ein Karrikaturenzeichner kaum erfinden würde. Obendrein sprach Jeder eine andere Sprache, der Eine englisch, der Andere portugiesisch, dieser französisch, jener spanisch; Einige auch ein Gemisch von allen vier Sprachen, in das sie von Zeit zu Zeit Worte, Betonungen und Ausdrücke eines gänzlich unbekannten Dialektes warfen. Trotzdem schienen sie sich zu verstehen und schwatzten Alle zugleich, so daß ich Anfangs gar nichts verstand und glaubte, sie

sprächen eine nie gehörte abscheuliche Sprache eines unbekannten wilden Landes.

Noch Vieles hätte ich gerne gesehen, ehe ich Altkastilien, die Wiege der spanischen Monarchie, auf immer verließ; Soria, welches auf den Ruinen des alten Nunantia steht, Segovia mit seiner großen römischen Wasserleitung, St. Idelfonso, diesen herrliche Garten Philipps V. und auch Avila, die Geburtsstadt der heiligen Theresa. Aber ehe ich das Billet für Valladolid nahm, machte ich in aller Eile einen Ueberschlag und suchte mich mit einem Seufzer zu überzeugen, daß in jenen vier Städten schließlich doch nicht so viel Sehenswerthes sei, daß die Beschreibungen der Reisebücher übertrieben sein könnten, daß die Ueberlieferungen so wie so immer etwas hinzusetzen, und schließlich daß es besser sei, weniges recht zu sehen, als Vieles nur oberflächlich. Lauter besonnene, richtige Bemerkungen, welche vollkommen mit der Summe meiner Rechnungen und meinen geheuchelten Ansichten übereinstimmten.

So reiste ich von Burgos ab, nachdem ich dort nichts als Denkmäler, Lohndiener und Soldaten gesehen hatte, denn die schönen Kastilianerinnen waren leider vom Regen so sehr eingeschüchtert, daß keine Einzige es gewagt, ihre Füßchen auf die Straße zu setzen. So blieb mir, trotz den lebhaften Farben der Häuser und der Großartigkeit des Domes, nur eine traurige Erinnerung an jene Stadt.

Von Burgos nach Valladolid ist die Gegend ungefähr wie die Gegend von Zaragoza nach Miranda; wieder folgen sich jene weiten unbewohnten Ebenen, welche von röthlichen Hügeln mit steil abfallenden Wänden und nackten Gipfeln umgeben sind; oder einsame, stille, von

grellem Lichte überströmte Ländereien, welche an die Wüsten Afrika's, an ein einsames Leben, an den Himmel, an die Ewigkeit erinnern und im Herzen ein unbeschreibliches Gefühl von Mattigkeit und Trübsinn erwecken. Mitten in diesen Ebenen, dieser Einsamkeit, dieser Stille begreift man die mystische Natur des castilianischen Volkes und den feurigen Glauben ihrer Könige; die heiligen Begeisterungen ihrer Dichter und die göttlichen Entzückungen ihrer Heiligen; ihre umfangreichen Kirchen und Klöster und endlich ihre große Heldengeschichte.

Valladolid.

Valladolid **la rica**[1]), wie Quevedo diese Stadt nennt, welche wegen der ewigen Erkältungen ihrer Einwohner berühmt ist, war diejenige Stadt im Norden des Tajo, auf welche ich mich am Meisten freute, obwohl ich wußte, daß sie weder bedeutende künstlerische Bauten noch irgend etwas Nennenswerthes aus der Neuzeit enthält. Aber ich fühlte eine besondere Neigung zu ihrem Namen, ihrer Geschichte und ihren Einwohnern, von deren Charakter ich mir nach meinem Sinne eine Vorstellung gemacht hatte. Ich dachte sie mir als eine elegante, fröhliche, gelehrte Stadt und wenn ich mir die Straßen vergegenwärtigte, so sah ich hier Gongora, da Cervantes, dort Leonhard von Argensola, und alle die anderen Dichter, Geschichtsschreiber und Gelehrten, welche in Valladolid wohnten, als der prächtige Hof der Monarchie daselbst seinen Sitz hatte. Und wenn ich an den Hof dachte, sah ich in Gedanken auf den großen Plätzen dieser meiner Lieblingsstadt ein buntes Durcheinander von Prozessionen, Stiergefechten, Militär- und Maskenzügen, Bällen, kurz den

---

1) die reiche.

ganzen Lärm der Feste, die hier bei der Geburt Philipps IV. gegeben wurden; von der Ankunft des englischen Admirals mit seinem Gefolge von sechshundert Rittern — bis zum letzten Festessen. Bei diesem, erzählt der Volksmund, seien zweihundert Fleischspeisen aufgetragen worden und noch mehr standen in Bereitschaft, welche als überflüssig ausgelassen wurden. Ich kam in der Nacht an, ging in das erste beste Gasthaus, wo mich der herrliche Gedanke, in einer mir gänzlich unbekannten Stadt zu erwachen, gar bald in süße angenehme Träume versenkte.

Das Erwachen in einer fremden Stadt, die man zum Vergnügen besucht, gehört ohne Zweifel zu den lebhaftesten Freuden. Der Gedanke, vom Morgen beim ersten Ausgang bis Abends bei der Heimkehr von Neuigkeit zu Neuigkeit, von Befriedigung zu Befriedigung getragen zu werden, ist für den Reisenden so angenehm, daß er sich vor Freuden kaum fassen kann, und die herrlichsten Erwartungen beschäftigen immer von neuem seinen Geist. Alles Sehenswerthe ist noch unbekannt, jeder Schritt belehrend und Alles wird sich fürs Leben in die Erinnerung prägen. Der ganze Tag ist ein Tag der Freiheit, der Mensch ist vogelfrei und braucht auf der Welt an nichts Anderes zu denken, als an sein Vergnügen. Dann wieder die Freude, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und zugleich für die Gesundheit des Körpers, der Seele und des Geistes zu sorgen! Und der Abschluß aller dieser Genüsse ist nicht betrübend, wie der Abend eines Festtages, sondern der Anfang einer neuen Reihe von Vergnügungen, welche sich von einer Stadt zur andern

zieht und den Geist viele Monate hindurch beschäftigt, bis die Phantasie vergißt, daß es einmal doch enden müsse. Solche Gedanken verursachen uns im Augenblick des Erwachens eine so lebhafte Freude, daß wir uns beeilen, um so bald wie möglich nach dem Hut und Reisebuch zu greifen und das Zimmer zu verlassen.

Nun, so genießen wir denn Valladolid!

Ach! welcher Unterschied seit den Zeiten Philipps III.! Von hunderttausend Einwohnern ist die Bevölkerung bis auf höchstens zwanzigtausend herabgesunken. In den Hauptstraßen sieht man noch zuweilen die Studenten der Universität und die Reisenden, die nach Madrid gehen; aber die übrigen Gassen sind todt. Die Stadt gleicht einem großen verlassenen Palaste, in dem noch die Spuren der Reliefs, der Vergoldungen und der Mosaike vorhanden sind, in dessen mittleren Sälen einige arme Leute wohnen, welche durch die einsame Größe des Gebäudes traurig gestimmt werden. Geräumige Plätze, hie und da ein alter Palast, verfallene Häuser, leere Klöster, lange einsame mit Gras bewachsene Straßen erinnern an eine herunter gekommene Stadt. Der schönste Punkt ist die Plaza Mayor, sie ist groß, ringsum von einem Bogengange mit großen bläulichen Granitsäulen umgeben. Die Häuser, welche sich darüber erheben, sind alle dreistöckig, mit drei Reihen langer Terrassen versehen, auf denen vierundzwanzigtausend Personen bequem Platz haben sollen. Auch eine breite Straße, welche auf den Platz mündet, ist rechts und links von Bogengängen begrenzt; diese und zwei oder drei in der Nähe liegende Straßen bilden den bevölkertsten Theil der Stadt. Es war Markttag; unter den

Bogengängen und auf dem Platze liefen eine Menge Bauern, Gemüseverkäuferinnen und Krämer durcheinander und da die Bewohner von Valladolid eine schöne reine Aussprache haben und außerordentlich gewählte Formen gebrauchen, so machte es mir Vergnügen, zwischen den Salatkörben und Orangenhaufen umher zu gehen, um die Ausdrücke und den Klang der reizenden Sprache aufzufassen. Ich erinnere mich unter Anderem eines sonderbaren Sprichwortes, welches eine ärgerliche Frau einem albernen Gecken zurief: — Sabe Usted, sagte sie und stellte sich breit vor ihn hin, lo que es que destruye al hombre? — Ich blieb stehen und paßte auf: — **Tres muchos y tres pocos: Mucho hablar y poco saber, mucho gastar y poco tener, mucho presumir y nada valer.** [1])

Selbst die Stimmen schienen mir hier verschieden von denen in Katalonien. Sie sind klarer und heller, und auch die Geberden der Leute sowie ihr Gesichtsausdruck sind lebhafter. Jedoch ist in den Zügen und Farben kein Unterschied zu bemerken. Die Kleidung unterscheidet sich nicht im Geringsten von der unserer Landsleute in Oberitalien. Gerade auf dem Platze in Valladolid merkte ich zum ersten Male, daß, seit ich in Spanien war, ich noch nie eine Pfeife gesehen hatte. Die Arbeiter, die Bauern, die Bettler, Alle rauchen den Cigarrito

---

[1]) Wißt Ihr, was einen Menschen verdirbt? — Drei Dinge zu viel und drei zu wenig: Viel sprechen und wenig wissen, viel ausgeben und wenig haben, sich viel einbilden und nichts werth sein.

und es ist zum Lachen, große bärtige Männer zu sehen, welche mit diesem mikroskopischen Stumpen zwischen den Lippen herumlungern. Sie rauchen ihn gewissenhaft bis zum letzten Tabaksfädchen, bis er als glimmendes Fünkchen auf der Unterlippe erstirbt; auch diesen genießen sie noch wie einen Tropfen Nektar und spucken die Asche mit einer wahren Opfermiene aus. Dann bemerkte ich noch etwas, das mich übrigens später noch, so lange ich in Spanien war, wunderte, nie habe ich Jemand pfeifen hören.

Nach der Plaza Mayor besuchte ich den großen freundlichen St. Paulsplatz, auf dem sich der königliche Palast befindet. Die Vorderseite fällt weder durch Großartigkeit noch durch besondere Schönheit auf; als ich mich dem Thore näherte, konnte ich das majestätische Aussehen des Innern nicht recht bewundern, so traurig wirkte die Grabesstille auf mich, die darin herrschte. Nichts erinnert mehr an den Friedhof, als ein verlassener Königspalast, gerade weil hier der Abstand zwischen Vergangenheit und Gegenwart krasser als anderswo hervortritt. O ihr stolzen Aufzüge geschminkter Ritter! ihr glänzenden Feste! ihr fieberhaften Genüsse eines Glückes, das unvergänglich schien, wohin seid ihr verschwunden? Vor diesen leeren Gräbern hustete ich zufällig ein wenig, nur so wie die Kranken es manchmal machen, um ihre Kraft zu prüfen; als ich den Wiederhall meiner eigenen starken Stimme hörte, machte es mir große Freude, daran zu erkennen, daß ich jung und gesund bin. Innen im Palaste befindet sich ein großer Hof, ringsum mit Hochrelief-Büsten der römischen Kaiser geschmückt; eine schöne Treppe führt in

das erste Stockwerk, welches von langen Galerieen umgeben ist. Wieder hustete ich, das Echo antwortete: — Welche Gesundheit! — und getröstet ging ich wieder hinweg. Ein schläfriger Thürhüter zeigte mir noch einen anderen Palast auf dem gleichen Platze, den ich vorher nicht bemerkt hatte und sagte, daß in jenem el gran rey Felipe segundo [1]) geboren sei. Unter diesem Könige wurde Valladolid zum ersten Male als Stadt anerkannt. — Usted sabe, Felipe segundo, hijo de Carlo quinto, padre de . . . . [2]) — lo sè, lo sè, [3]) unterbrach ich ihn schnell, um einen realito zu sparen, dann blickte ich den finstern Palast finster an und ging von dannen.

Dem königlichen Palast gegenüber steht das Dominikanerkloster von St. Paulus, dessen gothische Vorderseite mit Statuetten, Reliefs und anderen Verzierungen so überladen ist, daß die Hälfte hinreichend wäre, um einen großen Palast zu schmücken. Die Sonne schien darauf und der Anblick war herrlich. Während ich ganz gemüthlich dieses Labyrinth von Bildnerei betrachtete und sich mein Blick darin verlor, sprang ein kleiner Betteljunge von sieben oder acht Jahren aus einer entfernten Ecke des Platzes auf mich zu und rief mit zutraulicher Stimme: — Señorito! Señorito! que le quiero à Usted mucho! [4]) Eine Liebeserklärung von einem Bettler war mir etwas ganz Neues und da er dicht vor mir stand, fragte ich ihn:

---

1) Der große König Philipp II.

2) Wissen Sie Philipp II. Karlos V. Sohn, der Vater des

3) Ich weiß schon.

4) Mein gutes Herrchen, ich habe Sie sehr lieb!

— Porque? me quieres? [1])

— Porque, antwortete er aufrichtig, Usted me da una limosnita? [2])

— Und warum sollte ich dir eine limosnita geben?

— Porque .... antwortete er zögernd; dann setzte er, wie Einer der einen guten Grund gefunden hat, entschlossen hinzu: — Porque Usted tiene el libro. [3])

Das Reisebuch, welches ich unter einem Arme trug! Nun, ich meine man muß wahrlich reisen, um etwas Neues zu hören. Ich hatte das Buch, das Buch haben die Fremden, die Fremden geben Almosen, deßhalb sollte ich ihm eines geben; alles dieses hatte er lange überlegt, anstatt einfach zu sagen: — Mich hungert. — Aber die Eigenheit des Gedankenganges gefiel mir, ich legte die paar Quartos, die ich in der Tasche fand, in die Hand des gescheidten Knaben.

In der nächsten Straße stieß ich auf die Dominikanerschule von San Gregorio, welche ebenfalls gothisch aber wo möglich noch großartiger und reicher als die von San Paul ist. Nachdem ich noch einige Straßen durchwandert hatte, gelangte ich auf den Domplatz. Als ich diesen betrat, kam mir eine außerordentlich anmuthige Spanierin entgegen, auf die der Vers von Espronceda sehr gut paßte:

»Y que yo la he de querer [4])
Por su paso de andadura.«

Oder Petrarca's: »non era l'andar suo cosa mor-

---

[1]) Warum hast du mich lieb?

[2]) Weil Sie mir ein Almosen geben werden.

[3]) Weil Sie das Buch haben.

[4]) Und daß ich sie lieben muß, ihres Ganges wegen.

tale«, [1]) denn darin besteht der höchste Reiz der Spanierinnen. Alle diese raschen, weichen, wellenförmigen Bewegungen bemerkt das Auge nicht einzeln, das Gedächtniß kann sie nicht behalten, noch der Mund ausdrücken; dennoch sind sie im Ganzen das Anziehendste, was die Frau besitzen kann. Ich war wirklich in Verlegenheit; am Ende des Platzes sah ich das große Gebäude des Doms und die Neugierde trieb mich, jenes zu betrachten; einige Schritte vor mir sah ich das kleine Frauenzimmer und eine nicht weniger große Neugierde zwang mich, dieses anzusehen; da ich weder den ersten Eindruck der Kirche, noch den vorübergehenden Anblick der Dame verlieren wollte, schweiften meine Blicke so rasch von ihrem Gesichtchen zu der Kuppel und von der Kuppel wieder zu dem Gesichtchen, daß die schöne Fremde sicher glauben mußte, ich habe irgend eine Aehnlichkeit oder einen geheimen Zusammenhang zwischen dem Gebäude und ihr entdeckt, denn auch sie wandte sich, um die Kirche anzusehen und als sie an mir vorüberging, lächelte sie.

Der Dom von Valladolid ist, obwohl noch nicht ganz beendigt, einer der größten Spaniens. Er besteht aus einer großartigen Granitmasse, welche auf einen Ungläubigen einen ähnlichen Eindruck macht, wie die Kirche von Pilar in Zaragoza. Der erste Anblick erinnert an die Basilika von St. Peter in Rom: die Architektur ist großartig einfach und die graue Farbe des Steins gibt ihr etwas Trauriges. Die Wände sind kahl, die Kapellen dunkel, die Bogen, Säulen, Thore, Alles riesenhaft und

---

1) Ihr Gehen war nicht von dieser Erde.

ernst. Es ist eine jener Kirchen, in denen man sein Gebet voll Furcht und Schrecken stammelt. Den Escurial hatte ich noch nicht gesehen, aber nun konnte ich mir eine Vorstellung davon machen; wirklich ist er auch von demselben Architekten erbaut. Die Kirche ward unvollendet gelassen, um das Kloster anzufangen und wer dieses besucht, erinnert sich der Kirche. Rechts vom Hochaltar ist das Grab von Peter Ansurez, der Herr und Wohlthäter von Valladolid, über dem Denkmal hängt sein Schwert. Ich war allein in der Kirche und hörte meine Schritte hallen; plötzlich durchlief es mich kalt und zugleich packte mich eine kindische Furcht. Ich mußte dem Grabe den Rücken kehren und ins Freie eilen.

Vor der Kirche traf ich einen Geistlichen an, den ich nach dem Hause des Cervantes fragte. Er nannte mir die Cervantesstraße und zeigte mir die Richtung, welche ich nehmen mußte. Als ich ihm gedankt, frug er mich, ob ich fremd sei; als ich dies bejahte fuhr er fort: — De Italia? [1]) — De Italia. — Er sah mich vom Kopf bis zu den Füßen an, zog den Hut und ging seiner Wege. Ich entfernte mich schon nach der entgegengesetzten Richtung, als mir plötzlich etwas in den Sinn kam. Ich bin sicher dachte ich, er ist stehen geblieben um zu sehen, wie einer der Kerkermeister des Papstes aussieht. Rasch kehrte ich um und richtig stand er noch mitten auf dem Platze und beobachtete mich mit großen Augen. Ich mußte unwillkürlich lachen und um mich zu entschuldigen, grüßte ich ihn: — Beso, à usted la mano! [2]) — Er antwor-

[1]) Aus Italien.

[2]) Ich küsse Ihnen die Hand.

tete: — Buenos dias![1]) — und ging dann wieder weiter; aber er muß sich nicht ohne Verwunderung gedacht haben, daß ich für einen Italiener doch gar so blutdürstig nicht aussehe. Nachdem ich zwei oder drei enge stille Straßen durchkreuzt hatte, gelangte ich in die lange, gerade, schmutzige, von niederen Häusern begrenzte Cervantesstraße. Lange ging ich weiter und traf nur hie und da einen Soldaten, eine Magd oder einen Maulesel an. Auf allen Mauern suchte ich die Inschrift: — Aqué viviò Cervantes[2]) u. s. w. — aber ich fand nichts. Das Ende der Straße mündet ins Feld hinaus und keine Seele war weit und breit zu sehen; ich sah mich ein wenig um und kehrte dann zurück. Endlich fragte ich einen Eseltreiber: — Donde està la casa que viviò Cervantes?[3]) — Er gab seinem Esel einen Hieb und ging weiter, das war seine ganze Antwort. Ein Soldat, den ich anredete, schickte mich in einen Laden. Im Laden wandte ich mich an eine alte Frau, welche glaubte, ich wolle den Don Quixote kaufen, und wies mich an einen Buchhändler. Der Buchhändler wollte den Gelehrten spielen und da er mir nicht sagen wollte, daß er von dem Hause des Cervantes nichts wußte, fing er an über das Leben und die Werke des milagroso escritor[4]) zu sprechen. Schließlich mußte ich weggehen, ohne etwas gesehen zu haben. Und doch muß das Haus noch zu

---

1) Guten Tag.

2) Hier lebte Cervantes.

3) Wo ist das Haus, welches Cervantes bewohnte?

4) Wunderbaren Schriftstellers.

finden sein (wenn ich besser gesucht hätte, wäre ich sicher darauf gekommen), nicht nur weil Cervantes es bewohnt hatte, sondern weil es Zeuge eines Vorfalles war, von dem man in allen Biographieen des Cervantes spricht. Ein Ritter vom Hofe und ein Unbekannter begegneten sich kurz nach der Geburt Philipps IV. eines Nachts in dieser Straße; warum sie zu einem Wortwechsel kamen, weiß Niemand, kurz, sie zogen die Degen, schlugen sich und der Ritter wurde tödtlich verwundet. Der Thäter entfloh und der Verwundete schleppte sich, von Blut triefend, bis zum nächsten Hause um Hilfe zu suchen. In jenem Hause wohnte Cervantes mit seiner Familie und die Wittwe eines berühmten Kronikschreibers mit ihren zwei Söhnen. Einer von diesen kam hinzu, hob den Verwundeten auf und rief Cervantes, der schon im Bette lag. Auch dieser eilte herbei und half dem Freunde den Ritter in die Wohnung der Wittwe zu tragen. Zwei Tage darauf starb derselbe. Das Gericht mischte sich in die Sache, suchte die Ursache des Zweikampfes zu entdecken und glaubte schließlich, daß beide Kämpen Cervantes Tochter oder Nichte den Hof gemacht hätten und die ganze Familie wurde verhaftet. Zwar war es ein kleiner Schrecken, denn sie wurden nach kurzer Zeit wieder frei gelassen und die Sache ward nicht mehr erwähnt, aber dennoch war es immer ein unangenehmes Abenteuer mehr, welches der arme Autor des Don Quixote durchmachen mußte, damit er mit Recht sagen konnte, es sei ihm jedes nur denkbare Unheil wiederfahren.

In derselben Cervantesstraße wohnte ich einem kleinen Vorfall bei, welcher mich für die Enttäuschung, das Haus

nicht gefunden zu haben, reichlich entschädigte. Als ich an einem Hause vorbeiging, überraschte ich eine kleine bildhübsche Kastilianerin von etwa zwölf Jahren, welche auf der untersten Stufe der Treppe saß und ein Kind in den den Armen trug. Wie soll ich Worte finden, die zart genug wären, um ihr Spiel zu beschreiben? — Eine kindische Neugierde trieb sie, von den verbotenen Früchten der Mutterfreuden zu kosten. Unter dem Drucke eines zitternden Fingerchens waren die Knöpfe ihres Kleides einer nach dem Andern aus dem Knopfloche geschlüpft. Sie war allein und hörte keinen Lärm auf der Straße; die rechte Hand im Busen verborgen, blieb sie einen Augenblick unschlüssig; aber ein Blick auf das Kind flößte ihr Muth ein und mit einer leichten Bewegung der versteckten Hand schob sie ihr Hemdchen etwas zur Seite, dann öffnete sie dem Kinde mit dem Zeige- und Mittelfinger das Mündchen und sagte mit zarter Innigkeit: — Héla aqué! [1]) — Sie war feuerroth und hatte ein süßes Lächeln in den Augen. Doch in dem Augenblicke hörte sie meine Schritte, sie stieß einen Schrei aus und verschwand.

Statt des Hauses des Cervantes fand ich bald darauf dasjenige, in welchem Josè Zorilla geboren ward. Er ist einer der besten spanischen Dichter dieses Jahrhunderts und lebt noch. Doch darf er nicht mit dem Zorilla, dem Haupte der radikalen Partei, verwechselt werden, obwohl auch dieser Dichtung genug im Kopfe hat. In seinen politischen Reden ist er damit sehr freigebig, er be-

[1]) Hier ist es.

gleitet seine politischen Ergänzungen noch obendrein mit lauten Ausrufen und lebhaften Geberden. Don Josè Zorilla jedoch, ist nach meiner Ansicht in der spanischen Literatur etwas mehr als Prati in der italienischen. Sie gleichen sich in vielen Stücken, bei Beiden ist religiöses Gefühl vorhanden, Leidenschaft, Gedankenreichthum, Natürlichkeit und etwas unbestimmt Kühnes, welches die Phantasie der Jugend erregt. Diese Dichtungen klingen beim Vorlesen zwar etwas eintönig, aber dabei so feierlich und voller Kraft, daß man leicht begreift, warum die Spanier so sehr dafür schwärmen. Zwar hält der spanische Dichter fast eine richtigere Form ein, aber Beide besitzen große Wortfülle, Beide einen Funken großer dichterischer Begabung. Ueber allen andern Werken des Zorilla stehen: Los cantos del Trovador; es sind Erzählungen und Legenden, voll süßer Liebeslieder und unvergleichlich lebhafter Beschreibungen. Er schrieb auch fürs Theater; sein Don Juan Tenorio, ein phantastisches Drama in achtzeiligen gereimten Versen, ist eines der volksthümlichsten dramatischen Werke Spaniens. Alle Jahre am Tage Aller Seelen wird es mit großen Vorbereitungen aufgeführt und alles Volk strömt wie zu einem Feste herbei. Einige lyrische Stellen des Dramas leben in aller Mund u. A. hauptsächlich Don Juans Liebesbetheuerung an seine entführte Geliebte, welches die edelsten, zartesten, glühendsten Worte enthält, die ein verliebter Jüngling im ungestümen Ausbruche seiner Leidenschaft sagen kann. Ich glaube, der nüchterndste Mensch würde beim Klange dieser Verse erbeben. Und doch ist die Antwort der Frau vielleicht noch mächtiger: — Don Juan! Don Juan! deine

edle Barmherzigkeit flehe ich an: vernichte mein Herz oder liebe mich, denn ich lebe nur in dir! — Ich wollte, Ihr könntet diese Verse von einer Andalusierin hören, dann erst würdet Ihr mich begreifen, und wenn dies unmöglich ist, so leset wenigstens die Ballade: La pasionaria; sie ist ziemlich lang, aber voll hinreißender Liebe und Trauer. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir die Augen übergehen, denn dann sehe ich im Geiste die einsame Gegend in der bei Sonnenuntergang Aurora und Felix sich, noch so jung, auf ewig Lebewohl sagten. Ich sehe, wie sie sich in entgegengesetzter Richtung entfernen, aber von Zeit zu Zeit umkehren und winken und nicht satt werden können, einander anzusehen. Die Verse sind sogenannte asonantes, ohne Reim, aber so eingerichtet, daß je die vorletzte Silbe jeder Zeile, welche betont wird, den gleichen Selbstlaut enthält. Dies ist die verbreitetste Versart in Spanien, der Vers des Romancero, in welchem Viele mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit aus dem Stegreif dichten; übrigens kann ein Fremder die ganze Harmonie nicht verstehen, ehe er sein Ohr daran gewöhnt hat.

— Kann man die Bildergallerie sehen? — Porque no, caballerito? [1]) — antwortete die Thürhüterin, öffnete mir die Thore der höheren Schule des heiligen Kreuzes und führte mich hinein. Unter der Menge von Bildern, haben nur einige, von Rubens, Mascagni, Cardenas und Vincenzo Carducci einen gewissen Werth. Sie wurden hier und dort in Klöstern gesammelt und hängen nun

---

1) Warum nicht, mein Herrchen?

ohne Ordnung in den Zimmern, Gängen, auf den Treppen und Gallerien umher. Dennoch ist es ein Museum, welches einen tiefen Eindruck in der Seele zurückläßt. Dieser Eindruck gleicht demjenigen, den mir der erste Anblick der Stiergefechte machte. Wirklich fühle ich ihn noch, als sei ich vor wenigen Stunden und nicht vor sechs Monaten davon berührt worden, denn das Traurigste, Blutigste, Greulichste, was der Pinsel des hartfühlendsten spanischen Malers verfertigt haben kann, ist dort gesammelt. Hast du je einen Roman des Guerazzi oder eine Geschichte der Inquisition gelesen? Hat dich die Beschreibung der abgeschnittenen Glieder, der vom Rumpfe gerissenen Köpfe mit Grauen erfüllt? — So denke an diese zerrissenen, gegeißelten, mit glühenden Zangen gezwickten, halb verbrannten, unter jeder Höllenmarter getödteten Leiber, und du wirst eine entfernte Vorstellung des Museums von Valladolid erhalten. In jedem Saale siehst du nur die entstellten Gesichter der Todten und Sterbenden neben ihren teuflisch lächelnden Henkern. Ueberall Blut, Blut und nichts als Blut, als spritze es aus den Mauern, als fließe es frisch und warm vor deinen Augen. Mit einer solchen Unmasse von Schmerzen und Leiden könnte man sämmtliche Krankenhäuser der Welt bevölkern. Erst fühlte ich eine tiefe Betrübniß, dann aber verwandelte sie sich in Ekel und endlich empörte sich mein ganzes Inneres gegen diejenigen, welche den Muth hatten, Rafaels und Murillo's Kunst auf so schändliche Weise zu entehren. Das beste Bild, welches ich unter den vielen schlechten sah, obwohl auch dieses mit offenbar spanischem Realismus ausgeführt ist, stellt in jeder Einzelheit

ausführlich gemalt, die Beschneidung Christi dar: ein Kreis vorgebeugter unbeweglicher Zuschauer umgibt, wie die Studenten in der chirurgischen Klinik, den operirenden Arzt. — Vámonos, vámonos, [1]) — sagte ich zu der höflichen Thürhüterin, — wenn ich noch eine halbe Stunde hier bleibe, trete ich verbrannt, geschunden oder geviertheilt heraus; können Sie mir denn nichts Heitereres zeigen? — Daraufhin führte sie mich zur Himmelfahrt von Rubens, einem großen Bilde von prächtiger Wirkung, das auf einem Hochaltar seinen passenden Platz fände. Das Bild stellt eine majestätisch strahlende Jungfrau vor, die gen Himmel aufsteigt, und ihr zu beiden Seiten, unter und über ihr ein Heer von kleinen Engelsköpfen, welche sie mit ihren goldenen Haaren und weißen Flügeln, den Blumenguirlanden und fliegenden Bändern umflattern. Alles strahlt und zittert vor den Augen des Beschauers und er meint, die Gruppe durchschneide die Luft und flöge nach oben, wie ein Schwarm von Sperlingen, und müsse sich jeden Augenblick erheben und verschwinden.

Aber es war bestimmt, daß ich das Museum nicht mit einem angenehmen Eindruck verlassen sollte. Meine Begleiterin öffnete eine Thür und sagte lachend: — Treten Sie ein. Ich gehorchte und sprang erschrocken einige Schritte zurück: ich glaubte in ein Narrenhaus von Riesen getreten zu sein. Der große Saal ist mit ungeheuren Figuren aus gemaltem Holze angefüllt, welche alle Scenen des großen Passionsdramas und aller dabei Betheiligten

---

[1]) Gehen wir, gehen wir!

vorstellten. Die Soldaten, Häscher, Zuschauer, Jeder von ihnen ist in der Stellung zu sehen, die seine Handlung erheischt. Dieser geißelt, jener knebelt, ein Dritter verwundet einen Andern, einige verspotten die Opfer und Alle haben schreckliche Gesichter. Und nebenan die knieenden Weiber, der an ein großes Kreuz geschlagene Jesus, die Schächer, die Leitern, die Mordwerkzeuge, kurz alles Nöthige, um die Leidensgeschichte darzustellen, wie es seiner Zeit auf den Plätzen Sitte war und wozu immer eine Gruppe jener riesenhaften Gestalten diente, welche die Räumlichkeiten eines ganzen Hauses einnehmen. Wieder nichts als Wunden, bluttriefende Haare, zerfleischte Leiber, deren Anblick einem gefühlvollen Menschen Schauer einflößt. — Sehen Sie wohl jenen Juden? — fragte die Frau, und zeigte mir eine Gestalt mit einem wahren Galgengesicht, von dem ich noch jetzt zuweilen träume. — Als die Gruppen draußen aufgestellt wurden, mußte dieser weggenommen werden, weil er gar zu häßlich und schlecht ist, denn das Volk haßte ihn bis in den Tod und wollte ihn in Stücke schlagen; da die Wachen schon genug aufzupassen hatten, wurde beschlossen, die Gruppe ohne ihn herzustellen. — Sehr schön fand ich eine Madonna; ob sie von Berrugnete, Juan v. Juni, oder Hernandez ist, kann ich nicht bestimmen, denn es gibt Bildsäulen von allen dreien. Sie kniete mit gefaltenen Händen, mit gen Himmel erhobenen Augen und trägt einen so verzweifelten Ausdruck des Seelenschmerzes, daß sie Mitleid erweckt, als wäre sie von Fleisch und Blut. Eine geringe Entfernung genügt, um die Täuschung zu vervollkommnen, ja, als ich sie auf einmal mitten unter ihrer Umgebung

bemerkte, konnte ich mich eines Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. — Los ingleses, sagte meine Begleiterin (dergleichen Leute gebrauchen immer das Urtheil der Engländer, um ihr eigenes zu bestätigen und oft schreiben sie ihnen das tollste Zeug zu) — los ingleses dicen que no le falta mas que el habla. [1]) — Ich schloß mich diesmal sehr gerne dem Urtheil der Engländer an und nachdem ich der Thürhüterin die üblichen Reales gegeben, ging ich hinaus, den Kopf voll blutiger Bilder und begrüßte den Himmel mit einer ungewöhnlichen Freude, wie ein junger Student, der aus dem anatomischen Saale tritt, in dem er zum ersten Mal einer Sektion beigewohnt hat.

Dann besuchte ich noch den schönen Universitätspalast, die große freundliche, von fünfzehn Klöstern umgebene plaza Campo grande, auf welcher die heilige Inquisition ihre Scheiterhaufen zu errichten pflegte und einige Kirchen mit berühmten Bildern, doch als ich merkte, daß die Erinnerungen der gesehenen Dinge sich in meinem Kopfe verwirrten, steckte ich sofort mein Reisebuch in die Tasche und begab mich auf den Hauptplatz. Ebenso trieb ich es in allen andern Städten; denn den ermüdeten Geist zur Aufmerksamkeit zwingen, um pedantisch Alles sehen zu wollen, ist zwar sehr lobenswerth, denn es gehört viel Ausdauer dazu; doch es wird hinderlich, sobald der Reisende beabsichtigt, das Gesehene niederzuschreiben. Da es unmöglich wäre, Alles zu behalten, so ist es besser, sich

[1]) Die Engländer sagen, es fehlte ihr nur die Sprache.

nur der Hauptsache zu erinnern und dafür eine Menge Nebensachen zu opfern, welche doch nichts nützen. Außerdem läßt eine Stadt, in welcher der Kopf wie ein Korb vollgepackt wurde, keinen angenehmen Eindruck zurück.

In der Absicht, das Leben und Treiben der Stadt am Abend kennen zu lernen, schritt ich zur Stunde, wo die Läden erleuchtet wurden, unter den Bogengängen auf und ab. Eine Menge Soldaten und Studenten erschienen und verschwanden abwechselnd in den Thüren; hübsche schwarzäugige Mädchen schlüpften um die Säulen, liefen hin und her und entwischten den ungeschickten Händen ihrer in weite Kappas gehüllten Verfolger.

Ein Heer von Gassenjungen tummelte sich mit großem Geschrei auf dem Platze; hie und da versammelten sich einige Caballeros, aus deren Gesprächen ich dann von Zeit zu Zeit Namen wie Serrano, Sagasta, Amadeo hörte, unter die sie große Worte wie »justicia, libertad, traicion, honra de España« [1]) mischten. Um dem Knurren des Magens Folge zu leisten, trat ich in ein von Studenten dicht besetztes Kaffeehaus; und da ich ein großer Freund des Plauderns bin, machte ich nicht viel Umstände, sondern sprach sofort einen Studenten an, welcher mit einem seiner Gefährten am Nebentische Kaffee trank. In Spanien ist dies sehr natürlich, da man immer auf eine höfliche Antwort rechnen kann. Die beiden Studenten näherten sich mir auch sogleich und nun entspann sich das gewöhn-

[1]) Recht. Freiheit, Verrath, Ehre Spaniens.

liche Gespräch über Italien, Amerika, die Universität, Cervantes, die Andalusierinnen, die Stiere, Dante oder das Reisen. Und nach einem Blicke auf die Landkarte, in die Literaturgeschichte und die Sitten beider Völker, tranken wir ein Gläschen Malaga zusammen und verabschiedeten uns mit freundschaftlichem Händedruck.

O, wie danke ich Euch, Caballeros schönen Angedenkens, Euch Stammgästen im Kaffeehaus, Euch Gefährten am Gasthoftische, Euch Nachbarn in so manchem Theater, Euch Reisegefährten auf so vielen Eisenbahnen Spaniens! Ich danke Euch für Euer liebenswürdiges Mitleid, für Eure unerwartete Herzlichkeit, mit der Ihr einem unbekannten Fremden ein Cigarrito im Augenblick anbotet, als er mit traurigem Blicke im Fahrplan oder in der Correspondencia española blätterte und dabei gerade an seine Familie, seine Freunde, seine ferne Heimath dachte. Durch Euer freundliches Wort locktet Ihr ihn in ein Gespräch, das seinen trüben Gedankenflug unterbrach und ihn wieder heiter und fröhlich stimmte. Ich danke Euch darum, Caballeros, wer Ihr auch sein möget: Carlisten oder Alfonsisten, Amadeisten oder Liberale, ich danke Euch von ganzem Herzen im Namen aller Fremden, welche jetzt und fernerhin in Eurem schönen Lande reisen. Und beim ewigen Buche des Michael Cervantes schwöre ich Euch, daß ich Euch jedesmal mit andalusischem Feuer und catalonischer Hartnäckigkeit vertheidigen werde, wenn Eure höflichen europäischen Brüder Euch vor mir als roh und grausam bezeichnen sollten. So lange meine Stimme erschallt, werde ich mit Freuden ausrufen: Es lebe die spanische Gastfreundschaft!

Wenige Stunden nachher befand ich mich in einem Wagen des Zuges, welcher nach Madrid ging. Der Abfahrtspfiff war noch nicht verhallt, als ich mir ärgerlich vor die Stirne schlug. Doch ach, zu spät! Ich war in Valladolid gewesen und hatte das Zimmer nicht besucht, in welchem Christoph Columbus starb!

Madrid.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als einer meiner Reisegefährten mir ins Ohr rief: — Caballero! — Sind wir in Madrid? fragte ich gähnend. — Noch nicht, antwortete er, aber sehen Sie dorthin! — Ich wandte mich nach der Gegend und sah in der Entfernung von ungefähr einer Meile, am Abhange eines hohen Berges, von den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet, das Kloster Escurial: Le plus grand tas de granit, qui existe sur la terre, so nannte es ein berühmter französischer Reisender; aber auf den ersten Anblick schien es mir nicht jenes ungeheure Gebäude, welches das spanische Volk als das achte Weltwunder betrachtet. Nichtsdestoweniger betrachtete ich es mit Staunen, wie die übrigen Reisenden, welche es ebenfalls zum ersten Male sahen, sparte aber meine Bewunderung für die Zeit, in der ich es in der Nähe sehen sollte. Vom Escurial nach Madrid zieht sich die Eisenbahn durch eine unfruchtbare Ebene, welche an die römische Campagna erinnert. — Haben Sie Madrid noch nie gesehen? — fragte mich mein Nachbar; ich verneinte es. — Parece imposible! [1]) — rief der gute Spanier aus, und sah mich verwundert an, als dächte er

[1]) Das scheint unmöglich.

bei sich: — Ich muß doch sehen, wie so ein Mensch aussieht, der noch nie in Madrid gewesen ist! — Dann erzählte er mir von den Herrlichkeiten, die mir bevorständen: diese Promenaden! Kaffeehäuser! Theater! und diese Frauen! rief er entzückt aus. Wer hunderttausend Thaler auszugeben hat, der gehe nach Madrid. Madrid ist ein großes Ungeheuer, welches von Erbgütern lebt; wenn ich Sie wäre, würde ich ihm auch das Meinige zu verzehren geben. — Ich berührte meine magere Börse und dachte bei mir: — Armes Ungeheuer! — Da sind wir! rief der Spanier, sehen Sie! — Und während ich aus dem Fenster schaute, fügte er hinzu: — Dort steht der königliche Palast! Auf einer Anhöhe bemerkte ich ein großes Gebäude, aber die Sonne blendete mich dergestalt, daß ich genöthigt war, die Augen zu schließen und als ich sie wieder öffnete, waren alle Reisenden schon aufgestanden und im Begriff ihre Gepäckstücke zu sammeln; auf diese Weise verlor ich den ersten Anblick der Stadt. Der Zug hielt an, ich stieg aus und befand mich auf einem Platze voll von Wagen, inmitten einer lärmenden Menge; hundert Hände griffen nach meinem Gepäcke, hundert Stimmen schrieen mir in die Ohren. Welch ein Durcheinander von Trägern, Kutschern, Lohndienern, Dienstmännern der casas de huespedes, [1]) Wachen, Gassenjungen! Mit Mühe drängte ich mich durch und bestieg einen schon überfüllten Omnibus, der sich gleich darauf in Bewegung setzte und, nachdem er uns eine breite Straße hinauf und über einen großen Platz gefahren

---

[1]) Fremdenhäuser.

hatte, erreichten wir durch eine breite gerade Straße die Puerta del Sol. [1]) Welch ein Anblick! Dieser große im Halbkreise von alten Gebäuden umgebene Platz, in welchen zehn große Straßen wie ebenso viele Ströme einmünden, und jede dieser Straßen eine ewig lärmende Welle geschäftigen Volks und rollender Wagen. Alles steht im Verhältniß zum großen Ganzen, die Trottoirs sind so breit wie Straßen, die Kaffeehäuser so geräumig wie Plätze und das Becken eines Springbrunnens in der Mitte des Platzes so groß wie ein See. Ueberall eine wimmelnde Menge, ein betäubendes Geschrei und auf den Gesichtern, in den Bewegungen, den Färbungen liegt etwas so Fröhliches und Festliches, daß mir weder Stadt noch Leute fremd vorkamen und ich würde mich gern in dieses geschäftige Treiben gemischt haben, um Alle zu grüßen und mit ihnen um die Wette zu arbeiten, als wären mir diese Menschen und Dinge längst bekannt und als müsse ich sie nicht erst kennen lernen. Deßhalb konnte ich den Augenblick kaum erwarten, wo wir das Gasthaus erreichten und ich aussteigen konnte, um mich auf meine Wanderung durch die Stadt zu begeben. Wie ich denn so aufs gerade Wohl umherschlendere, treffe ich zu meiner Verwunderung weder große Paläste noch alte Kunstwerke, aber breite, saubere, freundliche Straßen, mit lebhaft bemalten Häusern, von großen Plätzen unterbrochen. Jeder Platz hat eine andere eigenthümliche Form, als seien sie Alle nur zufällig entstanden und auf jedem ist ein Garten angelegt mit einem Springbrunnen oder einer Bild=

---

[1]) Sonnenthor.

säule. Einige Straßen steigen sanft an und verhindern die Aussicht so, daß der Untenstehende nur den Himmel sieht und ins offene Feld zu gelangen glaubt; aber oben angekommen, überrascht ihn eine neue lange Straße, welche hier auf der Höhe beginnt. Von Zeit zu Zeit kreuzen sich fünf, sechs oder gar acht Straßen und dort entsteht noch ein gesteigertes Wagen- und Menschendurcheinander. An vielen Stellen sind die Mauern mit Theaterzetteln bedeckt; in den Läden und Kaffeehäusern ist ein fortwährendes Gedränge, überall erschallt der Lärm einer großen Stadt.

Von der Puerta del Sol nach Osten ist Madrid durch die Alcalàstraße in zwei Theile getheilt; diese Straße, welche so breit ist, daß man sie mit einem rechteckigen Platze vergleichen könnte, mündet in eine große Ebene, welche sich längs der einen Seite der Stadt ausdehnt, auf der sich Gärten, öffentliche Spaziergänge, Plätze befinden, und Theater, Stierbahnen, Thriumphbogen, Museen, Landhäuser und Springbrunnen erheben. Ich steige in einen Wagen, rufe dem Kutscher das übliche vuela: [1]) zu und nun fahre ich an dem Denkmal des Murillo vorbei, die Alcaˡästraße hinauf. Dann durch die Türkenstraße, in welcher der General Prim ermordet wurde, weiter über den Cortesplatz, auf dem die Bildsäule von Michael Cervantes steht und den Hauptplatz, auf welchem die Inquisition ihre Scheiterhaufen anzündete. Auf dem Rückwege führte mich der Kutscher am Hause des Lopez de Vega vorbei und so erreichte ich die große Plaza d'Oriente, wo sich der Königliche Palast befindet und wo

---

[1]) Fliege!

sich in einem Garten, von vierzig ungeheuren Steinbildern umgeben, die Reiterstatue Philipps IV. erhebt. Von da kehre ich nach der Mitte der Stadt zurück, durch neue breite Straßen, über andere freundliche, bevölkerte Plätze fahrend, erreiche ich endlich wieder mein Gasthaus und sage mir: Madrid ist groß, heiter, reich, bevölkert und prächtig; ich will Alles sehen, lange hier bleiben und das Leben genießen, so lange Zeit, Wetter und Mittel es gestatten.

Nach wenigen Tagen übersiedelte ich nach einer Casa de huespedes, welche mir ein Freund ausfindig gemacht hatte. Diese sogenannten Fremdenhäuser sind weiter nichts als Familien, in welchen Studenten, Künstler und Fremde zu verschiedenen Preisen ein Unterkommen finden. In den theuersten kam es immer noch billiger zu stehen als im Gasthof, überdies lebt man in einer häuslichen Luft, schließt bald Freundschaft, so daß sich der Fremde heimisch fühlt und nicht mehr als ein Kostgänger betrachtet wird. Die Herrin des Hauses, eine gute Frau von fünfzig Jahren, war die Wittwe eines Malers, der in Rom, Florenz und Neapel studirt hatte. Da er so lange er lebte immer nur mit Liebe und Dankbarkeit von Italien gesprochen hatte, so fühlte natürlich auch sie eine große Anhänglichkeit für mein Vaterland. Sie bewies es mir, indem sie alle Tage meinen Mahlzeiten beiwohnte und, als hätte sie in ganz Madrid außer mir keinen andern Vertrauten, weihte sie mich in die wunderbarsten Begebenheiten aus dem Leben und Tode aller ihrer Verwandten und Bekannten ein. Ich hörte wenige Spanier so schnell, deutlich und mit einem solchen Ueberflusse an Redensarten, Witzen, Beispielen und Sprichwörtern reden.

Im Anfang setzte sie mich in Erstaunen, ich verstand nur wenig und mußte sie alle Augenblicke bitten, Etwas zu wiederholen. Ich konnte mich auch nicht immer verständlich machen und merkte bald, daß ich durch das Lernen aus Büchern viel Zeit verloren hatte, mir Worte und Redensarten einzutrichtern, welche im gewöhnlichen Gespräche selten oder nie vorkommen, während ich viele andere unbedingt nothwendige Wendungen übersehen hatte. Ich mußte also wieder von vorn anfangen. Nun aber galt es hauptsächlich aufzumerken, um mir alle neuen Ausdrücke zu sammeln und einzuprägen, und aus den Gesprächen der Umgebung so viel als möglich zu lernen. Schließlich überzeugte ich mich, daß ein Fremder zehn, zwanzig, dreißig — ja vierzig Jahre in einem fremden Lande leben kann, wenn er sich aber nicht von Anfang an Mühe gibt, die Landessprache gründlich zu studiren, und immer Augen und Ohren offen hat, er sie nie lernen kann oder jedenfalls immer schlecht sprechen wird. In Madrid wurde ich mit Italienern bekannt, welche seit ihrer frühesten Jugend in Spanien lebten und ein schauderhaftes Spanisch sprachen. Und doch kann der Fremde in keiner Stadt Europa's die Landessprache so gut lernen als in Madrid, denn das Volk spricht wie die Gelehrten schreiben und die Aussprache der Gebildeten ist von derjenigen der Vorstadtbewohner kaum zu unterscheiden. Das Gleiche ist übrigens in Toledo, Valladolid und Burgos der Fall. Aber auch außerhalb dieser vier Städte wird das gute Spanisch viel mehr gesprochen und verstanden als das gute Italienisch in Italien, und daher hat die Sprache in den Zeitungen, auf dem Theater und

in der Volksliteratur einen weit größeren Einfluß als bei uns. In Spanien herrscht außer der uralten baskischen Sprache der valenzianische und murcische Dialekt; aber in den fünf großen Provinzen Alt- und Neukastilien, Aragonien, Estremadura und Andalusien wird Spanisch gesprochen. Die Satzbildungen sind in Zaragoza dieselben wie in Sevilla; ein Wortspiel, über welches die Theaterbesucher in Salamanca lachen, wird auch in Granada verstanden. Zwar soll das heutige Spanisch nicht mehr dasjenige des Lopez de Vega, Cervantes und Quevedo sein, die französische Sprache soll es verdorben haben und zwar so, daß Karl V. es nicht mehr die Sprache der Götter nennen würde, wenn er plötzlich erschiene; der arme Sancho Panza würde heutzutage weder verstanden noch geliebt. Aber wer einmal die Buden und Theater einer spanischen Vorstadt besucht hat, fügt sich nur ungern in diese Behauptung.

Von der Zunge zum Gaumen ist nur ein kleiner Schritt, aber ich muß gestehen, es ist nicht so leicht, sich an die spanische Küche zu gewöhnen. Mir gelang es zwar, aber die Franzosen, welche in Betreff des Essens launisch wie verzogene Kinder sind, empören sich dagegen. Dumas sagt, er habe in Spanien Hunger gelitten und soeben lese ich in einer Reisebeschreibung, daß die Spanier nur von Honig, Schwämmen, Eiern und Schnecken leben. Das ist wirklich übertrieben; sie mischen zwar viel untereinander, brauchen zu viel Fett und zu viel Gewürze, aber so groß wie sie Dumas schildert, sind ihre Fehler doch nicht. Unter Anderen schmecken ihre süßen Speisen vorzüglich; was den puchero, ihre Nationalspeise betrifft,

die überall täglich auf den Tisch kommt und von jedermann in ganz Spanien gegessen wird, muß ich gestehen, daß ich sie mit wahrem Heißhunger verschlungen habe. Der puchero ist in der Kochkunst das, was eine Anthologie in der Literatur ist. Ein gutes Stück gekochtes Rindfleisch bildet den Kern, um ihn herum ein Hühnerflügel, ein Stück Chorizo, etwas Speck und Gemüse, ein wenig Schinken; oben, unten und wo noch Raum ist, so viel garbanzos als nur möglich. Garbanzos ist für einen Feinschmecker ein großes Wort. Es ist eine Art Erbsen, aber noch größer, zarter, wohlschmeckender. Erbsen, von denen ein überspannter Feinschmecker behaupten könnte, sie seien aus einer anderen Welt, in welcher der Pflanzenwuchs von einer heißeren Sonne gefördert wird. Dies ist der gewöhnliche puchero; aber jede Familie verfeinert ihn natürlich je nach ihren Mitteln; der Arme begnügt sich mit dem Fleische und den garbanzos und der Reiche fügt noch eine Menge anderer guter Bissen hinzu. Kurz es ist eher ein ganzes Mittagessen als ein einzelnes Gericht zu nennen und in der That essen auch Viele nichts anderes. Ein guter puchero und eine Flasche Val de peñas dazu, können Jedem genügen. Es wäre überflüssig von Orangen, Malagatrauben, Spargeln, Artischocken und sonstigen Früchten und Gemüsen zu sprechen, da jedes Kind weiß, daß diese in Spanien vorzüglich sind. Trotz alledem essen die Spanier nicht viel und trinken sehr wenig Wein, was noch mehr auffällt, weil in ihrer Küche Pfeffer, Salz und andere Gewürze vorherrschen und sie mit Leichtigkeit ihren Chorizo schlucken, der, wie sie zu sagen pflegen, »levanta las piedras,« was so viel be-

deutet als: den Magen verbrennt. Anstatt nach dem Nachtisch noch lange sitzen zu bleiben und zu trinken, nehmen sie höchstens noch eine Tasse Kaffee und Milch zu sich, und Morgens trinken sie höchst selten Wein. In allen Gasthäusern, wo ich verkehrte, sah ich nie einen Spanier an der Tafel seine Flasche austrinken, mich aber staunten sie als großen Trinker an, weil ich die meinige leerte. Sogar an Festtagen sind Betrunkene selten, deßhalb fallen trotz des hitzigen Blutes und allzu freien Waffenhandels viel weniger Streitigkeiten vor, welche mit Körperverletzungen und Tod enden, als außerhalb Spaniens erzählt wird.

Nachdem ich für Wohnung und Nahrung gesorgt hatte, blieb mir nichts anderes zu thun übrig, als mit meinem Reisebuche in der Tasche und einer tres-quartos-Cigarre im Munde die Stadt zu durchstreifen.

Die ersten Tage war ich auf den Platz der puerta del Sol wie festgebannt. Stunden lang stand ich dort und unterhielt mich so gut, daß mir der Tag nie lang wurde. Der Platz ist wahrlich seines Rufes werth, nicht nur wegen seiner Größe und Schönheit, sondern auch wegen der Menschenmenge, des Lebens, kurz wegen des sich fortwährend ändernden Schauspiels, das er zu jeder Stunde des Tages bietet. Es ist kein gewöhnlicher Platz: er dient als Saal, Promenade, Theater, Akademie, Garten, Exerzierplatz und als Markt. Vom Morgengrauen an bis um ein Uhr nach Mitternacht ist er von zwei verschiedenen Volksmassen bevölkert; die eine ist unbeweglich, die andere kommt und geht durch die zehn großen Straßen, welche auf den Platz führen; es ist ein Durch-

einander von Menschen und Wagen, daß es dem ruhigen Beobachter fast schwindelt. Hier kommen die Kaufleute zusammen, dort trifft man die Demagogen und die entlassenen Angestellten; hier bewegen sich die pensionirten Alten sowie die jungen Stutzer; hier handelt und politisirt der Spanier, geht spazieren und liest Zeitungen; hier sucht er seine Geliebte, seine Schuldner, seine Freunde auf; hier werden Kundgebungen gegen das Ministerium vorbereitet und die falschen Nachrichten erfunden, welche sich dann in Spanien verbreiten, hier endlich wird der anstößige Stadtklatsch ausgeheckt. Obwohl die Trottoirs so breit sind, daß vier Wagen bequem neben einander fahren könnten, kommt der Fußgänger nur mit Mühe durch und leicht könnte auf einer einzigen Steinplatte ein Polizeidiener, ein Streichholzverkäufer, ein Makler, ein Bettler und ein Soldat, kurz die verschiedenartigsten Persönlichkeiten zu stehen kommen. Fortwährend ziehen Schüler, Mägde, Generale, Minister, Bauern, toreros und Damen vorbei. Freche Vagabunden flüstern dem Fremden ihr Anliegen ins Ohr, damit die Polizei sie nicht bemerke; Unterhändler begegnen ihm mit fragenden Blicken und leichtsinnige Weiber stoßen ihn mit dem Ellbogen. Allerseits sieht er abgezogene Hüte, ein Lächeln, oder einen Händedruck und hört die Grüße der Fröhlichen, sowie „macht Platz!“ der beladenen Packträger und Hausirer. Dann ertönt wieder das Schreien der Zeitungsverkäufer, der Ruf der Wasserträger und neben diesen ein Posthorn oder ein Peitschenknall, Säbelgeklirr und Guitarrengeklimper oder der Gesang eines Blinden. Im Laufe des Nachmittags ziehen auch wohl Regimenter mit ihrer Musik

vorbei, oder es erscheint der König; dann wiederum wird der Platz mit Wasser besprengt und dichte Wasserstrahlen kreuzen sich hoch in der Luft. Dann erscheinen Dienstmänner, die große Plakate tragen, auf denen die Schauspiele für den Abend bekannt gemacht werden, Gassenjungen laufen mit Theaterzetteln herum, dann leeren sich die Kanzleien und ein Heer von Beamten der Staatsverwaltung ergießt sich in das Gedränge. Endlich kommen die Regimentsmusiken zurück und so geht das Leben fort, bis die Läden erleuchtet werden, die Menge sich noch mehr zusammendrängt, die Rippenstöße häufiger werden und dadurch das Gemurmel, Geschrei, die Bewegung wächst. Aber das Leben auf diesem Platze scheint nicht die Geschäftigkeit eines arbeitenden Volkes, sondern viel eher die Lebhaftigkeit froher Menschen, fast mit einer Art Fastnachtsübermuth zu vergleichen, ein ruheloser Müßiggang, ein Vergnügungsfieber, das Jeden ansteckt, dort festbannt und mit hinein in dieses Leben zieht. So packte auch mich eine nie befriedigte Neugierde, eine große Lust nichts zu thun und an nichts zu denken, nur auf die mich umgebenden Stimmen zu hören, zu plaudern und zu lachen. O wie lebhaft steht mir noch das Bild der berühmten Puerta del Sol vor Augen!

Dort genügt eine halbe Stunde, um das Volk von Madrid in allen seinen Eigenschaften kennen zu lernen. In der Kleidung ist kein Unterschied zwischen dem niederen Volke von Madrid und dem irgend einer großen italienischen Stadt; die Vornehmen behalten den Pariser Schnitt bei und das einzig Eigene ist die capa, welche sie im Winter tragen. Aber auffallend bleibt die Sorg=

falt, mit welcher der Spanier sich kleidet; sei er ein Herzog oder auch nur ein ärmlicher Schreiber, ein Jüngling oder ein Greis, er trägt immer Handschuhe und ist geleckt, geschniegelt und gestriegelt, als käme er eben aus der Friseurstube. Freilich eignen sie sich auch sehr dazu, denn wie die Neapolitaner haben sie schöne schwarze Haare, wohlgepflegte Bärte und kleine, niedliche Hände und Füße. Runde Hüte sind sehr selten, Alle tragen den Cylinder und dazu Spazierstöcke, Ketten, Nadeln und andere Schmucksachen und Viele haben noch obendrein ein Bändchen im Knopfloch. Außer bei besonderen Gelegenheiten folgen auch die Damen der Pariser Mode. Die Frauen aus dem Mittelstande tragen noch hie und da die Mantille, aber die früheren Atlasstiefelchen, die peineta, [1]) die lebhaften Farben, kurz die Nationaltracht ist gänzlich verschwunden. Und doch sind es immer noch jene vielbesungenen Spanierinnen mit den großen schwarzen Augen, den kleinen Händchen, den winzigen Füßchen, jene Frauen mit schwarzen Haaren und weißer Hautfarbe, jene geraden, schlanken, lebhaften, herrlichen Gestalten!

Wer aber das schöne Geschlecht von Madrid in der Nähe betrachten will, muß auf den Prado gehen. Dieser Prado ist eine sehr breite, von kleinen Wegen umgebene Allee; sie zieht sich auf der Ostseite der Stadt hin neben dem berühmten Buen retiro-Garten, ist nicht sehr lang und an jedem Ende durch ein großes Steinbecken abgeschlossen. Ueber jedem derselben erhebt sich eine große Bildsäule, rechts ein Neptun, links eine Cybele auf ihrem

---

[1]) Kamm.

von Wasserrossen gezogenen Wagen. Aus Beiden quellen nach allen Seiten hin anmuthige Wasserstrahlen hervor, kreuzen sich und fallen mit lieblichem Geplätscher herab. Dieser breite Weg, der auf beiden Seiten dicht mit Stühlen und den Buden der Limonade- und Orangenverkäufer besetzt ist, ist der besuchteste Theil und wird Salon del Prado genannt. Aber der Spaziergang geht noch weiter als bis zum Neptunbecken. Neue Wege, neue Brunnen, neue Statuen zeigen sich den Blicken; zwischen Bäumen und Wasserstrahlen führt der Weg nach Nuestra Señora de Atocha, jener berühmten Kirche, welche die Königin Isabella nach dem Attentat vom zweiten Februar 1852 so reich beschenkte und in welcher der König den Leichnam des Generals Prim besuchte. Von hier aus übersieht das Auge einen großen Theil der öden Ebene von Madrid und in der Ferne die beschneiten Gipfel des Guadarama. Aber der Prado ist nur der berühmteste, nicht der schönste und größte Spaziergang der Stadt. Nach dem Cybelenbrunnen beginnt, als Verlängerung des Salon, die fast zwei Meilen lange Recoletos-Promenade, welche rechts an die große, lachende Salamankavorstadt, das Viertel der Reichen, der Gesandten, der Dichter grenzt; zur Linken aber von einer langen Reihe kleiner Schlösser, Villen, Theater und anderer neuer, lebhaft angestrichener Gebäude umgeben ist. Es ist nicht ein einziger Spazierweg, sondern deren zehn neben einander und der eine schöner als der andere; neben den Fahrstraßen liegen Reitwege, Fußsteige für Leute, die das Gedränge lieben und Pfade für solche, welche allein sein wollen. Alle sind durch endlose Buchshecken von einander abge-

theilt oder von Gärten und Wäldchen umgeben und unterbrochen, in denen abermals Bildsäulen und Springbrunnen stehen und welche von geheimnißvollen Fußwegen durchkreuzt sind. An Festtagen ist der Anblick bezaubernd. Von beiden Seiten strömen Menschen, Wagen und Pferde herbei; der Fußgänger kommt im Prado nur Schritt für Schritt vorwärts, die Gärten wimmeln von Kindern, Musik schallt aus den Tagtheatern, überall ertönt das Plätschern der Springbrunnen, das Rauschen der Seidenkleider, das Geschrei der Kinder und das Stampfen der Pferde. Das Ganze ist von übertriebenem Luxus, betäubendem Lärm, von einer fieberhaften, schwindelnden Fröhlichkeit durchdrungen, welche eher an die Stimmung eines Volksfestes als nur an die Bewegung und Heiterkeit eines Spazierganges erinnert. Die Stadt ist dann völlig verödet und erst gegen Abend strömt die ganze große Menschenmenge nach der Alcalàstraße und bevölkert die Strecke zwischen dem Cybelenbrunnen und der Puerta del Sol mit unzählbaren Köpfen und einer nie endenden Reihe von Wagen.

Aber nicht diese Spaziergänge allein, auch das Theater und das Schauspiel sichern Madrid einen Platz unter den ersten Städten der Welt. Außer dem großen Opernhause, welches sehr geräumig und prachtvoll ausgestattet ist, außer dem Concordien- und Zarzuelatheater und dem Circus von Madrid, diesen vier großen, schönen und besuchten Theatern ersten Ranges, hat Madrid noch eine Menge kleinerer Theater für Schauspielergesellschaften, Kunstreiter, Konzerte und Vaudevilles; kurz Salon-Gallerie- und Logentheater für alle Stände, für jeden Geschmack

und zu jeder Stunde der Nacht. Aber unter Allen ist auch nicht eins, das nicht alle Abend gesteckt voll wäre. Außer diesen Vergnügungen hat der Madrider noch die Wahl zwischen dem Hahnen- und Stiercircus, den öffentlichen Tanzvergnügen und den Spielen. Es gibt Tage, an denen von Mittag bis kurz vor Sonnenuntergang zwanzig verschiedene Schauspiele stattfinden. Die Oper, welche das spanische Volk besonders liebt, ist nicht nur während des Karnevals, sondern zu jeder Jahreszeit vorzüglich. Während ich dort war, sang die Fricci im Zarzuelatheater und der Stagno im Circus. Beide waren von andern ausgezeichneten Künstlern, einem vortrefflichen Orchester und großartigen Bühneneinrichtungen unterstützt. Die ersten Sänger Europa's wetteifern um die Ehre, in der Hauptstadt Spaniens zu singen, denn dort sind die Künstler gesucht und geehrt und nur die Vorliebe für die Musik kann sich mit der Leidenschaft für Stierkämpfe messen. Aber auch das Lustspiel wird sehr besucht. Hatzembuch, Breton de los Herreros, Tamayo, Ventura, D'Ayala, Guttierrez und noch viele andere todte und lebende Dramatiker, von denen viele auch außerhalb Spaniens bekannt sind, haben das moderne Theater mit Lustspielen aller Art bereichert; diese sind, obwohl nicht so rein klassisch wie die dramatischen Werke, welche die große Epoche der spanischen Literatur schuf, doch voll Feuer, Witz und literarischem Werthe und jedenfalls im moralischen Sinne gesunder als die französischen Komödien der Neuzeit. Aber neben den neuen, vergißt man auch die alten Werke nicht. Es vergeht kein Geburtstag von Lopez de Vega, Calderon, Moreto, Tirso de Molina,

Alarcon, Francesko de Rojas und allen diesen Sternen des spanischen Theaters, ohne daß eines ihrer Meisterwerke mit großem Aufwand aufgeführt würde. Die Schriftsteller sind aber im Allgemeinen mit der Aufführung nicht zufrieden. Wie unsere Schauspieler übertreiben auch die spanischen ihre Bewegungen, schreien und weinen zu viel. Außer dem Drama und dem Lustspiel gibt es noch eine Art Aufführung, welche rein spanisch ist und in der sich seiner Zeit ein gewisser Ramon de la Cruz hervorthat, nämlich eine Art von Schwank, zainete genannt, und wird meistens in andalusischer Tracht gespielt, die Personen stellen Bauern vor und die Schauspieler ahmen die Tracht, die Aussprache und die Bewegungen jener Leute ausgezeichnet nach. Alle Schauspiele werden gedruckt und auch das niedere Volk liest sie eifrig, die Namen der Schriftsteller sind allgemein bekannt, kurz in Spanien ist die dramatische Literatur heute noch wie ehemals die reichste und am weitesten verbreitete.

Die Spanier schwärmen auch für die Zarzuela, welche in Madrid gewöhnlich im Theater gleichen Namens gegeben wird. Diese sehr unterhaltende, ausschließlich spanische Zusammenstellung, ein Zwischending des Lust- und Singspiels, der Operette und des Vaudeville, besteht aus einem angenehmen Wechsel von Prosa und Poesie, Worten und Gesang, ernsten und heitern Handlungen. In anderen Theatern werden politische Komödien aufgeführt, gewöhnlich auch ein Gemisch von Poesie und Prosa, oder satyrische Schwänke über das Tagesgespräch und in der Charwoche eine Art autos sacramentales, d. h. Passionsspiel. Ferner Ballete, kleine Tänze und allerhand Pan-

tomimen. In den kleineren Theatern finden an einem Abend zwei bis drei Vorstellungen statt, von denen jede eine Stunde dauert und für welche jedesmal neue Zuschauer sich finden. Im verrufenen Capellanes-Theater wird alle Abend ein unter aller Kritik anstößiger Can-Can getanzt, zu welchem sich die schlechteste Gesellschaft der Stadt versammelt.

Nach dem Theater sind noch alle Kaffeehäuser offen und dicht besetzt, die Stadt ist erleuchtet, die Straßen voller Leute und Wagen, wie zu Beginn des Abends. Wenn ich in einer fremden Stadt aus dem Theater komme, bin ich gewöhnlich sehr niedergeschlagen, wie viel herrliche Gestalten habe ich gesehen und keine einzige hat mich nur eines Blickes gewürdigt. Und doch, als Italiener habe ich in Spanien einen Trost, den andere Fremde nicht besitzen: es werden fast immer italienische Opern gesungen und zwar in italienischer Sprache. Wenn ich also nach Hause ging, hörte ich Worte in meiner Muttersprache und Melodieen trillern, die ich seit meiner Kindheit kannte, und die Worte: palpito, fiero genitor, tremenda vendetta [1]) klangen mir wie Grüße aus der Heimath. Wer jedoch Nachts aus einem Madrider Theater kommt, muß um nach Hause zu gelangen, sich erst durch eine Masse von Weiberröcken winden; die Palme wird in dieser Beziehung meistens Paris zuerkannt, aber auch Madrid kann darauf Anspruch machen. Welche Kühnheit feuriger Worte und verführerischer Blicke! Vor dem Hause angelangt, fehlte mir der Hausschlüssel. — Machen Sie sich darum keine Sorgen, — bemerkt der erste beste

1) Herzklopfen, grausamer Vater, furchtbare Rache.

Bürger, der die Verlegenheit des Fremden sieht, — sehen Sie dort am Ende der Straße den Mann mit der Laterne? Das ist ein Sereno. Die Serenos haben die Schlüssel zu allen Häusern. Auf den Ruf: — Sereno! — nähert sich die Laterne und ein Mann mit einem großen Bund Schlüssel macht, nachdem er einen prüfenden Blick auf den Rufenden geworfen, die Thüre auf, leuchtet ihm bis zum ersten Stock hinauf und wünscht ihm dann eine gute Nacht. Das Gleiche wiederholt sich alle Abende und ein Franken im Monat genügt, um die Plage los zu sein, den Schlüssel in der Tasche umherschleppen zu müssen. Diese Nachtwächter sind von der Stadt angestellt, in jeder Straße ist einer und jeder hat ein Pfeifchen; wenn es in einem Hause brennt oder wenn Diebe einbrechen, so braucht man nur ans Fenster zu eilen und zu rufen: — Sereno, Hilfe! — Auf den Pfiff des nächsten Nachtwächters antworten diejenigen aller naheliegenden Straßen und in wenigen Minuten laufen alle Wächter des Viertels zur Hilfe herbei. Ferner ruft der Sereno jede Stunde der Nacht aus, und fügt hinzu, ob es schön Wetter ist, regnet oder regnen wird. Wie viele Dinge weiß und verschweigt nicht so ein armer Nachtwächter! Manch wehmüthiger Abschied zweier Liebenden wird von ihm belauscht! Oft sieht er Briefchen und Schlüssel aus den Fenstern fallen und Hände geheimnißvoll winken! Oder er beobachtet, wie eingehüllte Gestalten durch die Pforte schlüpfen und erleuchtete Fenster plötzlich dunkel werden. Und mit Morgengrauen gewahrt er schwarze Gespenster, welche längs den Mauern dahingleiten und verschwinden! . . .

Doch ich sprach nur von den Theatern, aber in Madrid vergeht auch selten ein Tag, ohne ein Konzert. In den Theatern, Akademiesälen, sogar auf den Straßen werden Konzerte gegeben und obendrein spielen hier den ganzen Tag wandernde Musikanten. Nach alledem ist es freilich unbegreiflich, daß ein Volk, welches so viel Sinn für Musik hat und ohne sie nicht leben kann, als wäre sie die Luft, die es athmen muß, daß solch ein Volk, sage ich, der Kunst noch nie ein musikalisches Genie geschenkt hat. Die Spanier können es nicht verschmerzen.

Es würde viel Dinte, Papier und Zeit kosten, um alle Einzelnheiten von Madrid zu beschreiben, wie es sich gehört: die großen Vorstädte, die Thore, die öffentlichen Gärten, die Plätze, die geschichtlich merkwürdigen Straßen. Auch die prächtigen Kaffeehäuser sind der Rede werth. Außer dem Café Imparcial bei der Puerta del Sol und dem Café Fornos in der Alcalàstraße, von denen Jedes so groß ist, daß, wenn man die Tische entfernte, eine Schwadron Kavallerie bequem darin exerciren könnte, befindet sich fast in jeder Straße ein etwas kleineres Kaffeehaus, in dem aber auch hundert Paare bequem tanzen könnten. Dann sind noch die schönen Läden bemerkenswerth, unter diesen sind die Cigarrenhandlungen ein Anziehungspunkt für die vornehme Männerwelt, in denen sie Cigarren in allen Größen und Formen, allen Qualitäten und zu den verschiedensten Preisen findet. Der dificilste Raucher wird in diesen großartigen Niederlagen zufriedengestellt. Auch die großen Marktplätze, die Kasernen und der königliche Palast, gegen welchen der Quirinal in Rom und der Pittipalast in Florenz sehr bescheidene Dimensionen haben,

sind nicht zu übersehen. Ferner die lange Atochastraße, welche die Stadt durchschneidet, der große buen retiro-Garten mit seinem See, seinen von Schlössern bekränzten Hügeln und den vielen Vögeln, welche darin nisten. Aber mehr als Alles verdient die Bildergallerie, sowie die Waffensammlung und das Marinemuseum die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes.

Die Waffensammlung von Madrid ist eine der schönsten der Welt. Beim Eintritt in den großen Saal bleibt der Fremde einen Augenblick wie gebannt mit klopfendem Herzen auf der Schwelle stehen. Ein ganzes Heer gepanzerter Ritter mit dem Degen in der Faust und eingelegter Lanze, Blitz und Donner sprühend, stürzt wie ein Gespensterheer auf ihn los. Es ist eine Versammlung von Kaisern, Königen und Herzögen; sie sind in die prächtigsten Rüstungen gekleidet, die Menschenhände je zu Stande gebracht haben, und auf welche sich von achtzehn ungeheuern Fenstern ein Strom von Licht ergießt, so daß sie glitzern, leuchten und blitzen. Von solchem Farbenglanze geblendet, wendet sich der Beschauer nach den Wänden, welche ihrer Seits von oben bis unten mit Panzern, Helmen, Bogen, Gewehren, Schwertern, Hellebarden, Turnierspeeren, ungeheuren Musketen und riesenhaften Lanzen bedeckt sind. An der Decke hängen Fahnen von allen Heeren der Welt, Siegeszeichen von Lepanto und Saint-Quentin, vom Unabhängigkeitskriege, von den Kriegen in Afrika, Cuba und Mexiko. Wo das Auge hinblickt, sieht es nur Ruhmeszeichen, berühmte Waffen, bewundernswerthe Kunstwerke, Bilder, Schilde, unsterbliche Namen. Wer diese Herrlichkeiten zum ersten Male sieht, kann sich vor Ver-

wunderung kaum fassen, er läuft hin und her, will Alles sehen, sieht eigentlich gar nichts und ist müde ehe er sichs versieht. In der Mitte des Saales stehen die Reiterrüstungen: Pferde und Reiter stehen zu zwei oder zu drei neben einander. Alle sind nach der gleichen Seite hin gewendet, wie eine Schwadron in Reih und Glied; und unter diesen glänzen vor Allen die Rüstungen von Karl V., Philipp II., Christof Columbus und Emanuel Philibert. Hier und da stehen Piedestale mit Helmen, Sturmhauben, Armschienen und Kollern, von den aragonischen, kastilischen und navarresischen Königen. Die meisten haben sehr feine in Silber ciselirte Verzierungen, welche Schlachten, mythologische Scenen, symbolische Figuren, Trophäen, Grotesken und Laubwerk darstellen. Einige darunter sind von unschätzbarem Werthe, da sie aus der Hand der ersten Künstler Europas hervorgegangen sind. Andere sind sehr merkwürdig, mit Verzierungen überladen, mit ungeheuren Helmspitzen, Visiren und Scharnieren. Uebrigens sind dort auch kleine Helme und Panzer der jungen Prinzen aufgestellt, sowie Speere und Schilde von Königen und Päpsten. Mitten unter den Reiterrüstungen stehen auch phantastische Figuren, wie Indianer, Afrikaner, Chinesen gekleidet, welche mit ihren Federn, Schellen, Bogen und Köchern wie schreckenerregende Krieger aussehen, und neben ihnen in Seide und Gold gekleidete Mandarine. Längs den Mauern befinden sich neue Rüstungen, diejenigen des Marquis von Pescara, des Dichters Garcilaso de la Vega, des Marquis Santa Cruz; dann jene riesenhafte, welche Friedrich dem Großmüthigen von Sachsen gehörte, und zwischen diesen arabische, persische und maurische Fahnen,

an welchen der Zahn der Zeit schon bedeutend genagt. Viele längst zu Staub gewordene Fürsten und Ritter könnten hier ihre Schwerter in den Glasschränken aufbewahrt wiederfinden. Die hervorragendsten sind wohl die des Prinzen von Condé, Isabella's der Katholischen, Philipps II., Fernando Cortes, des Grafen Herzogs von Olivares, Johanns von Oesterreich, Gonzalvo's von Cordova, Pizzarro's und dasjenige des Cid. Auch der Helm des Königs Boabdil von Granada, der Schild Franz I. und der Feldsessel Karls V. sind hier aufbewahrt. Wer kann solche Namen ohne Rührung hören? In tiefes Nachdenken versunken, blieb ich einen Augenblick stehen vor diesen Ueberresten weltlicher Größe. — Aber neue Wunder zogen mich fort. In einer Ecke des Saales sind alle Trophäen aus den Siegen über die türkischen Heere aufgestellt, in einer andern mit Edelsteinen geschmückte Helme, Sporen, vergoldete Bügel, Halsketten, Dolche, Türkensäbel in prächtigen, mit Juwelen und goldenen Reifen gezierten Sammtscheiden. Das schönste sind aber die Kleider Ali Pascha's der in der Schlacht von Lepanto fiel; sein mit Gold und Silber durchwirkter Kaftan, sein Gürtel, seine Pantoffeln, sein Schild; nebenan die Kleider seiner Söhne und die von den Galeeren erbeuteten Fahnen. Dann folgen Votivkronen, Kreuze und Ketten gothischer Fürsten. Auch Beutestücke von den Indianern von Maribeles, von den Mauren von Cagayan, von Mindanao und von den Wilden der entferntesten Inseln Australiens sind hier zu sehen: Ketten aus Schneckenhäusern, messingblecherne Pfeifen, hölzerne Götzenbilder, Rohrflöten, Verzierungen aus Insektenbeinen, aus

Palmen gewebte Sklavenkleider, beschriebene Blätter, die als Talisman dienten, vergiftete Pfeile und Henkersbeile. Wo das Auge sich hinwendet, erblickt es nur Königssättel, Wappen, Geschütze, Trommeln, Feldbinden, Inschriften, Andenken und Bilder aller Zeiten und Länder, seit den Gothen bis zur Schlacht von Tetuan, von Mexiko bis nach China; kurz dies ist eine Sammlung von Schätzen und Kunstwerken, welche Niemanden gleichgiltig lassen kann, und aus welcher Jeder verwirrt und todtmüde tritt, um dann mit halbverwischten Erinnerungen wie aus einem Traume zu erwachen.

Wollte irgend ein großer italienischer Dichter die Entdeckung der neuen Welt besingen, so rathe ich ihm, sich vom Madrider Marinemuseum begeistern zu lassen, denn nirgends weht so wie hier die unentweihte Luft des ursprünglichen Amerika, nirgends fühlt man so lebhaft die Gegenwart des Columbus. Im ersten Saale, dem sogenannten Entdeckerkabinette, wird der Dichter, wenn er wirklich poetisches Gefühl hat, vor Ehrfurcht das Haupt entblößen. Wo er hinblickt, sieht er Etwas, vor dem sein Herz höher schlägt. Er ist nicht mehr in Europa, nicht mehr in diesem Jahrhundert, sondern in Amerika im 15 Jahrhundert, hier athmet er jene Luft, hier sieht er jene Orte und fühlt jenes Leben. In der Mitte ist eine hohe Waffentrophäe, Beutestück aus den Kämpfen mit den Wilden der entdeckten Länder, mit Häuten wilder Thiere überzogene Schilde, mit Federn geschmückte Wurfspeere aus Rohr, Holzsäbel in Bastscheiden, deren Griffe mit langen Haarbüscheln verziert sind, ungeheure Keulen, Dolche und Messer, lange sägeförmige Speere,

unförmliche Scepter, riesenhafte Köcher, Kleider aus Affenhaaren, Königs- und Henkerschwerter, kurz Waffen der Wilden von Kuba, Mexiko, Neukaledonien, von den Carolinen und den entferntesten Inseln des stillen Oceans. Merkwürdig schwarz und schreckenerregend sehen sie aus, diese Zeugen gräßlicher Kämpfe in der geheimnißvollen Dunkelheit der Urwälder, in einem nie endenden Labyrinthe von unbekannten Bäumen. Rings um diese Trophäen einer wilden Welt sind die Bilder und Andenken der Sieger zu sehen; die Bildnisse von Columbus, Pizarro, Fernando Cortez; auf einer der Wände eine Karte Amerikas voller Figuren, Farben und Zeichen, welche Johann de la Cosa auf der zweiten Reise des Genuesen auf eine große Leinwand malte, und die zu dem Zwecke dienen sollte, die Unternehmung ins Innere von Amerika zu leiten. Neben dieser Karte liegt ein Stück des Baumes, unter welchem der Eroberer von Mexiko in jener berühmten Nacht schlief, nachdem er sich durch das feindliche Heer, welches ihn im Otumbathale erwartet, einen Weg gebahnt hatte; ein Gefäß aus dem Holze des Baumes geschnitzt, neben welchem der berühmte Kapitän Cook starb, steht dabei. Dann folgen Nachbildungen der Boote, Schiffe und Flöße, deren sich die Wilden bedienten und ein ganzer Kranz Bildnisse von berühmten Seereisenden. Das Mittelstück bildet ein großes Gemälde, welches die Schiffe von Christoph Columbus: Nina, Pinta und Santa Maria in dem Augenblicke darstellt, in welchem sie die amerikanische Küste entdecken, sämmtliche Matrosen stehen am Ende des Schiffes, winken mit den Armen, begrüßen laut die neue Welt und danken Gott für seinen

Schutz. Worte können die Bewegung nicht ausdrücken, die mich beim Anblick dieses Schauspiels ergriff, und die Thräne, die mir im Auge zitterte, war gewiß mehr werth, wie alle, die ich bisher vergossen. Aber wer ist der Sterbliche, der sich bei einem solchen Anblick nicht gehoben fühlt?

In den andern zehn Sälen befinden sich noch mehr Kostbarkeiten. In dem Saale neben dem Entdeckerkabinette sind die Andenken an die Schlacht von Trafalgar: das Bild der heiligen Dreieinigkeit, welches in der Kajüte am Hintertheile der „Real Trinidad“ hing und welches die Engländer kurz bevor das Schiff untersank, wegnahmen; der Hut und Degen Friedrich Gravinas, des Befehlshabers der spanischen Flotte, welcher an jenem Tage fiel und ein großes vollständiges Modell des Schiffes „Santa Anna,“ eines der wenigen, welche unversehrt blieben; ferner Fahnen, Bildnisse von Admiralen und andere, welche Scenen aus diesem furchtbaren Kampfe darstellen. Und neben diesen Erinnerungen an Trafalgar stehen andere, die nicht weniger eindringlich zum Herzen sprechen: ein Kelch, welcher aus dem sogenannten Ceiba-Baume geschnitzt wurde, dem Baume, in dessen Schatten am 19. März 1519 die erste Messe in Havanna gelesen wurde; der Stock des Kapitäns Cook, Götzenbilder und Steinmeißel der Indianer von Portorico aus der Zeit vor der Entdeckung der Insel. Aus diesem Saale tritt der Fremde in einen noch größeren, wo sich eine Flotte von Galeeren, Feluken, Segelschiffen, Brigantinen, Corvetten, Fregatten, kurz Schiffen aus allen Meeren und allen Zeiten befindet, ausgerüstet, bewimpelt, verprovian-

tirt, wie wenn sie nur den Befehl erwarteten, die Anker zu lichten, um sich in den Meeren zu vertheilen. Die andern Säle enthalten eine große Sammlung von Maschinen, Geräthen und Waffen der Marine. Dann Bilder aller Seeunternehmungen Spaniens, ferner Bildnisse der Admirale, Seereisenden und Schiffer, dann Trophäen aus Asien, Amerika, Afrika und Oceanien. Jede Gattung ist so vielfach vertreten, daß, wer den Besuch in einem Tage abmachen will, Vieles übergehen muß. Der Heraustretende glaubt eine Reise um die Welt gemacht zu haben, so viel hat er in wenigen Stunden erlebt.

Außerdem hat Madrid noch ein großes Artillerie-Museum, sowie ein archäologisches und ein naturgeschichtliches Museum. Alle sind mehr oder minder sehenswerth, ihre Beschreibung würde mich aber zu weit führen, und deßhalb werde ich mich ausschließlich an die prachtvolle Bildergallerie halten.

Wenn ein Mensch zum ersten Male eine Bildersammlung, wie diejenige von Madrid betritt, fühlt er, daß an diesem Tage ein großes Ereigniß in seinem Leben stattfindet. Ich möchte es mit einer Hochzeit, der Geburt eines Kindes, dem Empfange einer Erbschaft vergleichen, so mächtig ist der Eindruck, den das Gemüth empfindet. Denn eine Gallerie, wie diejenige von Madrid, Rom oder Florenz ist eine Welt. Ein Tag zwischen jenen Mauern ist wie ein Jahr im gewöhnlichen Leben, und zwar wie ein Jahr, in welchem wir alle Wandlungen, alle Eindrücke der menschlichen Leidenschaft: Liebe, Religion, Patriotismus, Ehrgeiz durchgemacht, ein Jahr, in

welchem wir viel genießen, lernen, denken, aus welchem wir einen bleibenden Trost für die Zukunft schöpfen. Ja, ein ganzes Lebensjahr, denn es ist als hätten wir in wenigen Stunden tausend Bücher gelesen, tausend Neigungen empfunden, tausend Abenteuer überstanden. Das waren meine Gedanken, als ich mich mit schnellen Schritten der Gemäldegallerie näherte. Wenn man von der Alcalàstraße kommt, liegt sie zur linken Hand des Prado. Die Freude, die mich bewegte, war dergestalt, daß ich vor dem Thore stehen blieb und mich fragte: — Nun, was thatest du in deinem Leben, daß du verdienst hier einzutreten? Nichts? Gut, beim ersten Unglücksfall, der dich trifft, wirst du dein Haupt beugen und zum Schicksal sprechen: — Wir sind quitt!

Als ich über die Schwelle trat, zog ich unwillkürlich den Hut ab: mein Herz klopfte und ein leichter Schauder durchrieselte mich. An den großen Bildern des Luca Giordano im ersten Saale ging ich schnell vorüber, aber im zweiten Gemache wußte ich schon nicht mehr, wie mir geschah, und anstatt ein Bild nach dem andern zu bewundern, eilte ich durch die ganze Sammlung und verschob das Betrachten der Einzelnheiten für später. Im zweiten Saale hängen die Bilder Gorza's, des letzten hervorragenden spanischen Malers; der dritte und größte enthält die Gemälde der ersten Künstler. Ich trat ein, rechts winkten mir die Madonnen Murillos, links Riberas Heilige, weiter unten die Portraits von Velasquez; mitten im Saale sind Rafael, Michel Angelo, Andrea del Sarto vertreten; am andern Ende Tizian, Tintoretto, Paolo Veronese, Correggio, Domenichino und Guido Reni. Dann

kehrte ich um und trat in einen großen Saal zur Rechten: neue Gemälde von Rafael, Velasquez, Tizian und Ribera zeigten sich meinen Blicken, und neben der Thüre erkannte ich Rubens, van Dyk, Fra Angelico und Murillo. Wieder ein anderer Saal enthält die französische Schule, worunter Poussin, Duguet, Lorrain; und in zwei anstoßenden Zimmern glänzt manch hervorragendes Werk von Breughel, Teniers, Jordaens, Rubens, Dürer, Schön, Mengs, Rembrandt und Bosch. Die drei letzten nicht weniger großen Säle sind durcheinander mit Bildern von Joanes, Carbajal, Herrera, Luca Giordano, Carducci, Salvator Rosa, Menendaz, Cano und Ribera angefüllt. Nach einer Stunde hatte ich eigentlich noch nichts gesehen, denn anfangs befand ich mich wie inmitten eines Schlachtfeldes, auf welchem sich die Hauptwerke um meine Seele stritten. Die Empfängniß Murillos wirft einen ganzen Strom von Licht über den Märtyrertod des heiligen Bartholomäus von Ribera; aber Ribera verdunkelt durch seinen heiligen Jakobus, den heiligen Stephanus von Joanes. Mit seinem Karl V. siegt Tizian über den Grafen Herzog von Olivarez von Velasquez. Vor Rafaels Spasimo di Sicilia treten alle Bilder, die in der Nähe hängen, in den Hintergrund, und es sieht aus, als setzten Velazquez Trunkenbolde die in der Nähe hängenden Heiligen und Fürsten durch den Wiederschein ihrer bacchantischen Lust in Verlegenheit. Kurz, Rubens übertrifft van Dyk; Paolo Veronese, Tiepolo; Goya, Madrazo; und die Besiegten triumphiren ihrerseits über kleinere Meister, oder übertreffen anderswo ihre Besieger selbst; denn hier handelt es sich um einen Wettstreit zwischen den größten

Wundern der Kunst. Und die Seele des Beschauers schwankt wie eine von allen Winden bewegte Flamme und sein Herz frohlockt in edlem Stolze über die Macht des menschlichen Geistes.

Wenn dann die erste Begeisterung etwas abgekühlt ist, fängt das Bewundern an. Ueber jedes einzelne Bild dieser Meister könnte ich ein ganzes Buch schreiben, aber sogar eine kurze Skizze würde mich zu weit führen, darum werde ich mich nur mit den Spaniern beschäftigen und zwar ausschließlich mit jenen vier, welche mich am meisten in Erstaunen setzten und deren Gemälde ich am lebendigsten vor Augen habe.

Der jüngste ist Goya, welcher gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren wurde. Er ist sicher der spanischste Maler Spaniens: der Maler der toreros, des Volkes, der Schmuggler, der Hexen, der Räuber, des Unabhängigkeitskrieges und jener antiken spanischen Gesellschaft, welche sich zu seinen Lebzeiten auflöste. Er war ein stolzer Aragonier mit einer eisernen Natur und so in die Stierkämpfe vernarrt, daß er in den letzten Jahren seines Lebens, welche er in Bordeaux verbrachte, jede Woche einmal nach Madrid reiste, dem Schauspiel beiwohnte und schnell wie er gekommen war, wieder nach Hause zurückkehrte, und nicht einmal seine Freunde besuchte. Er war ein starkes, mächtiges, herbes, blitzendes Genie, und in einem Augenblick glühender Begeisterung war er im Stande eine Wand oder eine Leinwand mit Figuren zu bedecken, denen er dann die Lichteffekte mit dem ersten besten Werkzeuge, einem Stocke, Besen oder Schwamm, beibrachte. Wenn er das Antlitz eines verhaßten Menschen

zeichnete, so schien sein Bild ein Schimpf zu sein. Wie er in einer Schlacht gekämpft hätte, so malte er und dabei war er ein kühner Zeichner, ein origineller, kräftiger Kolorist. Schwerlich wird sich je einer finden, der fähig wäre, seine Malerei nachzuahmen, denn diese grauenerregenden Schatten, diese geheimnißvollen Lichter, diese verzerrten und doch naturgetreuen Züge konnte nur er machen. Er hatte es in seiner Macht, alle Ausdrücke glühender Leidenschaft wiederzugeben: Haß, Wuth, Verzweiflung, blutige Rache, darin war er groß, dieser starke, kämpfende, unermüdliche Maler. Natürlich wie Velazquez, phantastisch wie Hogart, energisch wie Rembrandt, war er der letzte blutige Stern des spanischen Genies. Im Madrider Museum befinden sich verschiedene seiner Werke, worunter ein großes Bild, welches die ganze Familie Karls IV. vorstellt. Aber zwei seiner besten Bilder sind: die französischen Soldaten, welche die gefangenen Spanier erschießen und ein Kampf zwischen dem Volke von Madrid und den Mameluken Napoleons I. in lebensgroßen Figuren. Seine ganze Seele lebt in diesen Gemälden und wer sie sieht, entsetzt sich. Welch grauenhafte Darstellungen! Den Hochmuth hätte er auf keine abscheulichere Art schildern können, noch die Verzweiflung mit ergreifenderem Ausdrucke, noch die Wuth des Gefechtes lebendiger. Unter einem dunkeln Himmel, beim matten Scheine eines Windlichtes, inmitten eines Blutmeeres, liegen die Leichen haufenweise, und daneben stehen die übrigen Verurtheilten, welche von jener Reihe schießender französischer Soldaten das Loos ihrer Brüder erwarten. Dies ist mit wenigen Worten die Schilderung des

ersten Bildes. Auf dem andern sinken die blutenden Pferde über die erstochenen, aus dem Sattel gerissenen Reiter, welche sie im Todeskampfe zerstampfen und zermalmen. O, diese Züge! diese Gestalten! Das Blut scheint zu fließen und man glaubt das Wehgeschrei der Sterbenden zu hören. Die lebendige Scene könnte kaum mehr Grauen einflößen. Mit verdrehten Augen und schäumendem Munde, halb wahnsinnig muß Goya dieses Bild gemalt haben, denn in ihm erreichte er die letzte Grenze zwischen einer gemalten Darstellung und dem wahren Leben. Wer sich höher schwingen will, muß statt des Pinsels den Degen ergreifen, denn furchtbarer als diese Bilder ist nur der Mord selbst, nach diesen Farben gibt es nichts anderes als Blut.

Von Ribera, den wir unter dem Namen Spagnoletto kennen, enthält die Gallerie so viele Bilder, daß sie eine Sammlung für sich bilden könnten. Die meisten sind Heiligenbilder in Lebensgröße; eins stellt den Märtyrertod des heiligen Bartholomäus dar und enthält verschiedene Figuren; dann ist noch ein ungeheurer an den Felsen geketteter Prometheus bemerkenswerth. In andern Gallerien, im Escurial, in den Kirchen, befinden sich noch mehr Bilder von ihm, denn er war außerordentlich fleißig und gedankenreich, wie übrigens fast alle spanischen Maler. Wer einmal ein Bild von ihm gesehen hat, erkennt leicht alle übrigen, ohne ein besonders geübtes Auge zu haben. Es sind lauter alte, abgezehrte Heilige mit kahlen Köpfen, auf deren Körper man die Adern zählen kann. Mit eingefallenen Augen, fleischlosen Wangen, gerunzelter Stirne liegen sie da diese verwetterten, mit Lumpen be-

deckten Leiber, aus deren eingefallener Brust die Rippen hervorstehen, deren Arme und Hände nur Haut und Knochen sind. Von Leichen sind sie kaum zu unterscheiden, so ekelhaft wund und blutig sehen sie aus. Aus dem Grabe erstandene Gerippe könnten nicht schauerlicher aussehen, und dabei tragen sie noch den Ausdruck des Todeskampfes, der Marter, des Hungers, der Schlaflosigkeit. Das sind Figuren für anatomische Tafeln, auf denen man alle Geheimnisse des menschlichen Organismus studiren kann. Sie sind wahrhaft bewundernswerth wegen der Kühnheit der Zeichnung, der Kraft des Kolorits und all der andern Vorzüge, wegen deren Ribera den Ruf eines berühmten Malers verdient. Und doch ist dies nicht die wahre, große Kunst. In diesen Gesichtern lebt nicht jenes himmlische Licht, jener unsterbliche Wiederschein der Seele, welcher mit dem edelsten Schmerze auch die erhabensten Hoffnungen, mit der geduldigsten Ergebung des Herzens auch die größte Sehnsucht offenbart. Jenes Licht, welches das Auge von den irdischen Leiden zum Himmel erhebt. Der rohe Schmerz allein erregt Ekel und Schrecken, denn er zeigt nur die Lebensmüdigkeit und das Vorgefühl des Todes; nur das menschliche Leben, welches entweicht ohne den Glanz des unsterblichen, welches herannaht. Nicht ein einziger jener Heiligen entzückt den Beschauer, er erblickt sie und erschrickt, aber sein Herz pocht nicht. Ribera liebte nicht! Es graute mir vor diesen Bildern und dennoch mußte ich sie ansehen, während ich mit raschen Schritten durch die Säle eilte, so mächtig ist das Wahre, wenn es auch unangenehm berührt; ich konnte die Augen von jenen Bildern nicht lassen. Die Gemälde

Ribera's sind wahrlich aus dem Leben gegriffen. Jene Gesichter erkannte ich, in Hospitälern, in Sterbezimmern, hinter Kirchenthüren hatte ich sie gesehen; es sind Gesichter von Bettlern, Sterbenden oder zum Tode Verurtheilten. Noch heute sehe ich sie im Geiste, wenn ich des Nachts durch eine einsame Straße oder dem Kirchhof entlang gehe, oder wenn ich eine fremde finstere Treppe ersteige. Es sind auch etliche darunter, gegen die sich das Auge geradezu sträubt: ein nackter, am Boden liegender Einsiedler, der wie ein mit Haut bedecktes Gerippe aussieht; ein alter Heiliger mit abgeriebener Haut, der an einen geschundenen Körper erinnert; der Prometheus mit seinen heraushängenden Eingeweiden. Ribera schien am Blute, an zerfleischten Gliedern, an allem Herzzerreißenden Gefallen zu finden. Er stellte mit Freuden die gräßlichsten Schmerzen dar; er mußte an eine fürchterlichere Hölle als Dante glauben, und Gott mußte er sich grausamer vorstellen als Philipp der Zweite. Von ihm dargestellt ist im Museum zu Madrid jede Art religiöser Furcht zu sehen, das Alter im traurigsten Sinne des Wortes, Höllenqualen und Martertod.

Freundlicher, mannigfaltiger, herrlicher ist der große Velasquez. In Madrid sind fast alle seine Hauptwerke und diese stellen so zu sagen die ganze Welt dar: den Krieg, den Hof, das Straßenleben, die Schenke, das Paradies, Alles hat er wiedergegeben. Eine Reihe seiner Bilder ist eine Gallerie von Zwergen, Narren, Bettlern, Irrsinnigen, Trunkenbolden, Komödianten, Königen, Kriegern, Märtyrern und Göttern. Alle sind voller Leben

und Kraft; in neuen, kühnen Stellungen mit offener Stirn und lächelndem Munde blicken sie von der Wand herab. Eines der schönsten ist das große Bildniß des Grafen Herzog von Olivarez zu Pferd, ferner ist das berühmte Bild de las Meninas [1]) bemerkenswerth, sowie seine Spinnerinnen, die Trinker, die Vulkansschmiede und die Uebergabe von Breda. Jedes dieser großen Gemälde wimmelt von Personen und Alle sind so lebendig und hervortretend gezeichnet, daß sie, von geringer Entfernung aus gesehen, wirkliche Menschen scheinen, welche aus dem Bilde wie aus einer Thüre hervortreten. Wer sie einmal gesehen hat, dem bleibt jeder Gesichtszug, jeder Schatten im Gedächtniß, als seien es Leute, mit denen er gesprochen hat, und lange nachher wird er noch an sie denken, wie an alte Bekannte. Alle diese fröhlichen Gesichter verdienen nicht nur unsre Bewunderung, sie gewinnen uns meistens auch ein Lächeln ab und das Bedauern, daß wir ihre Gesellschaft nur mit den Augen genießen, und uns nicht zu ihnen gesellen und ihr heiteres Leben mit ihnen theilen können. Es ist ein unparteiisches Urtheil, das Velasquez einen großen Namen gibt, man braucht auch kein Kunstkenner zu sein, um Gefallen an ihm zu finden; eine Bäuerin, ein Kind bleibt vor diesen Bildern stehen, klatscht in die Hände und lacht. Die Natur ist so getreu und einfach wiedergegeben, daß Jeder den Meister, die Kunst und den Zweck des Werkes vergißt und nur denkt: — Es ist wahr, es ist wirklich so! So dachte ich mirs! — Es scheint als habe Velasquez nur seine Hand walten

---

1) Edelfräulein.

lassen, und diese habe die Linien und Farben einer optischen Kammer, welche die Menschen draußen getreu wiedergab, nachgezeichnet. Das Museum von Madrid enthält mehr als sechzig seiner Bilder und wer sie auch nur einmal im Vorbeigehen gesehen hat, vergißt doch kein einziges davon. Wer sie aber öfters betrachtet hat, dem geht es hiemit wie mit Manzonis Verlobten: dieser Roman mengt sich so lebhaft in die persönlichen Erinnerungen desjenigen, der ihn mehr als einmal gelesen hat, daß es ihm scheint, als gehöre er dazu, als habe er ihn selber mit erlebt. Ebenso mengen sich die Menschen auf Velasquez' Bildern unter unsere nahen und fernen Freunde und Bekannte; manchmal kommen sie uns in den Sinn, wir plaudern im Geiste mit ihnen und denken im Augenblick nicht, daß wir sie eigentlich nur gemalt gesehen haben.

Nun aber erst Murillo! Wie finde ich Worte, welche zart genug wären, ihn zu beschreiben? Ist Velasquez ein Adler der Kunst, so ist Murillo ein Engel; Velasquez wird bewundert, Murillo aber angebetet. Aus seinen Bildern kennen wir ihn, als hätten wir mit ihm gelebt. Er war schön, gut, fromm, den Neid kannte er nicht, denn über seiner Ruhmeskrone strahlt ein Liebesschein. Er ward geboren um den Himmel zu malen und sein sanftes heiteres Genie hob sich auf den Flügeln einer friedensvollen Begeisterung nach oben. In seinen prächtigen Bildern weht eine so bescheidene Sanftmuth, daß er in jedem weichen Gemüthe vor Allem Anhänglichkeit und Liebe, dann aber erst Bewunderung erweckt. Auf den ersten Blick fesseln seine einfachen und edeln Formen, der leb-

hafte, anmuthige Ausdruck seiner Gestalten und besonders seine unaussprechliche Farbenharmonie. Wer diese Bilder aber aufmerksam betrachtet, der entdeckt mehr und mehr Schönes, bis die Verwunderung sich nach und nach in ein süßes Gefühl des Genusses verwandelt. Seine Heiligen sehen so liebreich aus, daß sie erfreuen und trösten und seine mit Meisterhand gruppirten Engel wären zum küssen. Seine Jungfrauen sind gewöhnlich weiß gekleidet und von einem großen blauen Mantel umwallt. Diese großen, schwarzen Augen, die gefalteten, schmalen, weichen, himmlischen Hände machen das Herz vor Wehmuth erzittern und füllen die Augen mit Thränen. Naturgetreu wie Velasquez, erreichte Murillo in seinen Bildern Ribera's mächtige Effekte, Tizian's harmonische Durchsichtigkeit und Rubens' glänzendes Leben. Spanien gab ihm den Namen „Maler der Empfängniß," denn diesen göttlichen Gedanken stellte er mit Meisterhand dar. Im Museum zu Madrid befinden sich vier große Bilder der Empfängniß. Stunden lang stand ich in Entzückung festgebannt vor diesen vier Bildern. Hinreißend finde ich vor allen die unvollendete Madonna, sie hat die Hände auf der Brust gekreuzt und quer über dem Kleide schwebt ein Halbmond. Viele stellen diese den andern hintan, ich konnte es nicht begreifen, denn ich fühlte eine unbeschreibliche Verehrung für dieses Antlitz. Während ich sie betrachtete, rollten mir mehr wie einmal Thränen über die Wangen. Vor jenem Bilde veredelte sich mein Gemüth und mein Geist schwang sich zu einer Gedankenhöhe empor, welche ich bisher nie erreicht hatte. Ich fühlte aber nicht sowohl die augenblickliche Begeisterung des Glaubens,

als eine Inbrunst, eine grenzenlose Sehnsucht nach dem wahren Glauben und dazu jene Hoffnung, welche mir ein edleres, besseres, schöneres Leben offenbarte, als ich bisher geführt. Ein neuer Begriff des Gebetes bemächtigte sich meiner, ein unwiderstehlicher Drang zu lieben, Gutes zu thun, für Andere zu leiden, kurz mein Herz, meine Seele zu reinigen und zu veredeln. Dem wahren Glauben war ich nie näher als in jenen Augenblicken, nie war ich so gut, noch so voll Liebe für meine Mitmenschen wie damals und gewiß lag meine Seele nie so offen auf meinem Antlitz. Die Schmerzensjungfrau, Sant' Anna, welche die Jungfrau lesen lehrt, ein gekreuzigter Christus, die Verkündigung, die Anbetung der Hirten, die heilige Familie, die Jungfrau des Rosenkranzes, das Kind Jesu sind lauter bewundernswerthe Bilder, auf denen besonders das ruhige, liebliche Licht die Seele ergreift. Sonntags beobachtete ich die Kinder, die Mädchen und Frauen aus dem Volke vor diesen Bildern und ich sah, wie ihr Gesicht leuchtete und hörte gar sanfte Worte von ihren Lippen. Für sie ist Murillo ein Heiliger; wenn sie seinen Namen aussprechen, so lächeln sie als wollten sie sagen: — Er war unser! — und sehen dich an als wollten sie dir Ehrfurcht gebieten. Die Künstler fassen ihn nicht alle gleich auf; aber auch sie lieben ihn über Alles, denn Niemand kann ihn bewundern, ohne ihn zu lieben. Murillo ist nicht nur ein großer Maler, er ist eine große Seele; er ist mehr als der Ruhm Spaniens, er ist das Bild der Liebe seines Volkes, nicht nur der große Meister des Schönen, sondern ein Wohlthäter, ein Vorbild guter Handlungen, ein geliebtes Wesen. Auf seinen Bil-

dern lernt man ihn kennen und trägt ihn dann mit einem dankbaren Gefühle gläubiger Hingebung ewig im Herzen. Er ist einer jener Menschen, von denen uns ein innerliches Gefühl sagt, daß wir sie wiedersehen müssen, und daß wir sie zum Lohn unserer guten Handlungen hienieden, wiedersehen werden, denn sie können nicht auf ewig todt sein, irgendwo sind sie noch, ihr Leben war ja nur ein Strahl eines unauslöschlichen Lichtes und dieses wird den Sterblichen eines Tages in seiner ganzen Klarheit erscheinen. Wären dies etwa nichts als phantastische Luftschlösser? Ach, sie sind doch so schön!

Nach den Werken dieser vier großen Meister sind noch die Bilder von Joanes bewundernswerth. Dieser ganz italienische Künstler verdiente wegen seiner genauen Zeichnung und edeln Formen (obwohl nur leise ausgesprochen), den Namen eines spanischen Rafael. Er war nicht in der Kunst, wohl aber in der Lebensweise dem Fra Angelico gleich, denn seine Werkstatt war ein Bethaus, in dem gefastet und Buße gethan wurde; er selbst nahm, wie jener große italienische Künstler, jedesmal das heilige Abendmahl, ehe er ein Werk begann. Andere Meister, von denen die Gallerie werthvolle Bilder besitzt, sind Alonso Cano, — Pacheco, Murillo's Lehrer, — Velasquez' Sklave Pareja, — Navarrate der Stumme, — Menendez, der große Blumenmaler, — Herrera, — Coello, — Carbajal — Collantes und Rizi. Von Zurbaran, einem der größten spanischen Maler, welcher den drei ersterwähnten würdig zur Seite gestellt werden kann, ist wenig vorhanden. Die Vorsäle, Gänge und Durchgangszimmer enthalten die Werke kleinerer Künstler, unter denen sich

aber manch werthvolles, sehenswerthes Bild befindet. Trotz ihres Reichthums ist dieses nicht die einzige Gemäldesammlung in Madrid. Auch die San Fernando-Akademie besitzt Hunderte von Bildern, sowie das Fomento-Ministerium und manche Privatgallerie. Wenn aber Monate nicht hinreichen, um Alles zu sehen, wie lange braucht selbst ein großes Genie, um Alles zu beschreiben? Einer der größten Schriftsteller Frankreichs, welcher die Malerei sehr liebt und ein wahrer Meister in Beschreibungen ist, war hier in Verlegenheit und, um sich aus der Klemme zu helfen erklärte er, daß zuviel vorhanden sei um nur anzufangen. Wenn er es also für gut fand zu schweigen, so habe ich gewiß schon mehr als genug gesagt. Ja, dies ist eine traurige Folge des vielen Reisens: tausend schöne Gedanken im Kopfe, abertausend edle Regungen im Herzen zu haben, und nur so wenig, so sehr wenig ausdrücken zu können! Am liebsten würde ich mit tiefer Verachtung diese Seiten zerreißen. O Murillo! o Velasquez! o du arme, schwache Feder! —

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Madrid, als ich von der Alcalástraße auf den Puerta del Sol-Platz trat, sah ich zum ersten Male den König Amedeo. Meine Freude über diese Begegnung war so lebhaft, als hätte ich meinen besten Freund nach langer Trennung wiedergesehen. Wie merkwürdig kam es mir vor, in einem Lande zu sein, in welchem mir nur der König bekannt war. Ich hatte große Lust ihm nachzulaufen und zu rufen: — Majestät! ich bin's, ich bin angekommen! —

Don Amedeo lebte in Madrid wie sein Vater. Mit

Sonnenaufgang stand er auf und machte einen Spaziergang im Mohrengarten, der sich zwischen dem Palaste und dem Mansanar befindet; oder er besuchte die Gallerien, dann ging er zu Fuß, von einem Adjutanten begleitet, durch die Stadt. So geschah es nicht selten, daß die Mägde mit vollen Körben außer Athem nach Hause kamen und ihren schläfrigen Herrinnen erzählten, sie hätten den König gesehen, ja fast mit dem Aermel gestreift. Darauf mochten die republikanischen Herrinnen antworten: — Asì debe hacer! [1]) — Aber die carlistischen murmelten gewiß, indem sie das Näschen rümpften: — Que clase de rey! [2]) — oder, wie ich einmal hörte: — Quiere à toda costa que le peguen un tiro! — Wieder im Palaste angelangt, empfing er den Generalkommandanten und den Generalkapitän von Madrid, welche, einer alten Sitte gemäß, alle Tage vor dem König erscheinen mußten, um zu fragen, ob er keine Befehle an die Armee oder die Polizei habe. Nachher wurden die Minister empfangen. Außerdem, daß er sie jede Woche einmal im Parlament sah, empfing Amedeo der Reihe nach alle Tage einen einzeln. War er mit diesem fertig, dann begann die Audienz; Don Amedeo gab alle Tage wenigstens eine, manchmal auch zwei Stunden Audienz. Die Bitten waren unzählbar und die Wünsche leicht zu errathen: Unterstützungen, Pensionen, Aemter, Privilegien, Orden; der König hörte Alle an. Auch die Königin

---

[1]) So muß er es machen.

[2]) Welch sonderbarer König!

[3]) Er will mit Gewalt, daß man einmal auf ihn schießt.

empfing, obwohl es ihr wegen ihrer schwachen Gesundheit nicht alle Tage möglich war. Alle Wohlthätigkeitswerke gingen nur sie an. In Gegenwart eines Haushofmeisters und einer Hofdame empfing sie zu derselben Stunde wie der König alle möglichen Leute: Damen, Handwerker, Frauen aus dem Volke und hörte den längsten Schilderungen des Elends und Schmerzes mitleidig zu. Mehr als hunderttausend Franken gab sie monatlich für Wohlthätigkeitszwecke aus, abgesehen von den außerordentlichen Gaben, welche sie öfters an Wohlthätigkeitsanstalten und Hospitäler austheilte. Einige derselben hatte sie selbst gegründet. Am Ufer des Mansanares, auf einem offenen schönen Platze, unweit des königlichen Palastes, steht ein mit lebhaften Farben bemaltes Haus inmitten eines kleinen Gartens, in welchem vom Morgen bis zum Abend Gelächter, Geschrei und Kindergeplauder erhallt. Dieses Haus hatte die Königin gegründet, um die kleinen Kinder der Wäscherinnen aufzunehmen, welche sich früher während der Arbeitszeit der Mütter in den Straßen herumtrieben und in tausenderlei Gefahren schwebten. Dort finden die Kinder Lehrerinnen, Ammen und Mägde, welche auf alle ihre Bedürfnisse achten; es ist zugleich eine Herberge und eine Schule. Die Ausgaben für die Erbauung des Hauses und seinen Unterhalt wurden von den fünfundzwanzigtausend Franken, welche der Staat monatlich dem Herzoge von Apulien ausgesetzt hatte, gedeckt. Die Königin stiftete auch ein Findelhaus; ein Haus oder eine Art Schule für die Kinder der Tabakarbeiterinnen; ferner wurde auf ihre Kosten alle Tage Suppe, Fleisch und Brod an alle Armen der Stadt ausgetheilt. Sie selbst ging manchmal

unerwartet zur Austheilung, um sich zu überzeugen, daß keine Mißbräuche entstanden; und wenn sie solche entdeckte, sorgte sie dafür, daß dieselben sich nicht wiederholten. Außerdem erhielten die barmherzigen Schwestern monatlich dreißigtausend Franken, um jene Familien zu unterstützen, deren gesellschaftliche Stellung sie verhinderte, der Suppenvertheilung beizuwohnen. Ueber die Privatalmosen, welche die Königin vertheilte, war es schwer, etwas zu erfahren, da sie Niemanden ein Wort davon sagte. Ihre Gewohnheiten waren überhaupt wenig bekannt, denn sie that Alles ohne Gepränge und mit einer Zurückhaltung, welche sogar an einer bürgerlichen Dame fast überübertrieben gewesen wäre. Nicht einmal ihre Hofdamen wußten, daß sie den Predigten in der Kirche des heiligen Ludwig von Frankreich beiwohnte, bis eine Dame sie zufällig in ihrer Nähe bemerkte. Auch ihr Anzug hatte nichts königliches und das nicht einmal bei der Hoftafel. Die Königin Isabella trug bei solchen Gelegenheiten einen großen rothen Mantel mit dem kastilischen Wappen, ein Diadem und sonstigen Schmuck nebst den königlichen Auszeichnungen: Doña Victoria nichts von alledem. Sie kleidete sich gewöhnlich in die Farben der spanischen Fahne mit einer Einfachheit, welche die Königswürde mehr als aller Prunk und Glanz hervorhob. Und doch mußte das spanische Gold nicht einmal diese Kleinigkeiten bezahlen; die Ausgaben für sich, ihre Kinder und ihre Dienstboten deckte sie mit ihrem Vermögen.

So lange die Bourbonen herrschten, war der ganze Palast bewohnt: der König benützte den linken Flügel gegen den Orientplatz; Isabella den Theil des Gebäudes,

welcher zwischen dem Orient- und dem Armeriaplatze steht; der gegenüberliegende Flügel gehörte dem Herzoge von Montpensier, die Prinzen bewohnten je einige Gelasse gegen den Mohrengarten. Zur Zeit Amedeos stand der größte Theil des ungeheuren Gebäudes leer. Der König selbst bewohnte nur ein Studir- und Schlafzimmer und den anstoßenden tocador. [1]) Das Schlafzimmer mündete in einen langen Gang, welcher nach den zwei kleinen Zimmern der Prinzen führte, neben welchen die Wohnung der Königin lag, denn diese wollte sich nie von ihren Kindern trennen. Außer diesen Gemächern benutzten sie noch einen Empfangssaal; somit begnügte sich die ganze königliche Familie mit jenem Theil des Palastes, welchen die Königin Isabella früher allein bewohnte. Als letztere dieses erfuhr, soll sie erstaunt ausgerufen haben: — Arme Kinder! gewiß können sie sich kaum rühren. —

Der König und die Königin hielten ihre Mahlzeiten in Gesellschaft eines Haushofmeisters und einer Hofdame. Nach dem Essen rauchte der König eine Virginia-Cigarre (wer diese königliche Cigarre gering schätzt, möge sichs merken), und ging dann in sein Kabinet, um sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen. Er hatte viele Zusammenkünfte und frug auch die Königin oft um Rath, besonders wenn er die Minister einig machen oder die Häupter der verschiedenen Parteien beschwichtigen mußte. Er las Zeitungen aller Art, anonyme Briefe, welche ihm mit dem Tode drohten, oder ihm einen freundschaftlichen

[1]) Toilettenzimmer.

Rath geben wollten, Spottgedichte, Weltverbesserungspläne, kurz Alles, was ihm zugesandt wurde. Gegen drei Uhr ritt er aus; die Trompeten der Garde ertönten und ein rothgekleideter Lakai folgte ihm in der Entfernung von fünf Schritten. Wer ihn dann sah, hätte glauben können, er wisse nicht einmal, daß er König von Spanien sei, denn er beobachtete Kinder, Aushängeschilder, Läden, Soldaten, Omnibusse, Springbrunnen, Alles mit einem Ausdrucke kindlicher Neugierde. Langsam wie ein unbekannter Bürger, der seiner Wege geht, ritt er durch die Alcalàstraße nach dem Prado, um auch ein wenig Luft und Sonne zu genießen. Zwar ärgerten sich die Minister und die Bourbonisten darüber, welche an das pompöse Gefolge der Königin Isabella gewöhnt waren, sie fanden, daß er des heiligen Ferdinand's nicht würdig sei, da er die Majestät seines Thrones in den Staub ziehe. Sogar der Diener, welcher ihm folgte, sah mürrisch um sich, als wollte er sagen: — Seht doch wie lächerlich! — Aber all dies konnte den König nicht dazu bewegen, irgend eine furchtsame Gewohnheit anzunehmen. Die Spanier ließen ihm hierin auch vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, so viel sie auch über seinen Geist, sein Betragen, seine Regierung schimpften, so fügten sie doch gewöhnlich hinzu: — An seinem Muthe jedoch, ist Nichts zu tadeln! —

Jeden Sonntag war Tafel bei Hofe. Generale, Deputirte, Professoren, Gelehrte und sonstige in Kunst und Wissenschaft gebildete Männer waren eingeladen. Die Königin sprach mit Allen und von Allem mit einer Sicherheit und einer Grazie, daß sie, so viel man auch vorher

von ihrem Geiste und ihrer Erziehung sprach, jede Erwartung übertraf. Zwar hatte das Volk noch eine höhere Meinung von ihrem Wissen, als sie verdiente; es sprach von Griechisch, Arabisch, Sanskrit, Astronomie, Mathematik. Aber so viel ist wahr, daß sie mit großer Sicherheit und nicht unbestimmt, zerstückt, wie Jemand der nur Titel und Namen kennt, von Dingen sprach, die gewöhnlich außerhalb der Grenze des weiblichen Wissens liegen. Die spanische Sprache hatte sie gründlich erlernt und sprach sie wie ihre Muttersprache. Die Geschichte, Literatur und die Sitten ihrer neuen Heimath waren ihr längst nicht mehr fremd; nur der Wunsch im Lande zu bleiben fehlte, um aus ihr eine wahre Spanierin zu machen. Die Liberalen murrten wohl und die Bourbonen fanden bei jeder Gelegenheit, sie sei keine Königin für sie; aber doch zollten ihr Alle große Ehrerbietung. Die wüthendsten Zeitungen sagten höchstens: la esposa de Don Amedeo, [1]) anstatt sie la reina [2]) zu nennen, und der heftigste Deputirte der republikanischen Partei war genöthigt, sie als vortrefflich und tugendhaft zu bezeichnen, wenn er in einer Cortesrede von ihr sprach. Sie war die einzige aus dem Hause Savoyen, über welche sich Niemand, weder mündlich noch schriftlich, einen Scherz erlaubte. So glich sie einem unberührten, reinen Wesen, inmitten eines großen Gemäldes von häßlichen Karrikaturen.

Was den König betraf, so genoß die spanische Presse

---

[1]) Die Gemahlin Don Amedeos.

[2]) Die Königin.

zu jener Zeit eine grenzenlose Freiheit. Die Zeitungsschreiber steckten sich hinter die Titel: der Savoyarde, der Fremde, der Höfling, um auf diese Weise das tollste Zeug über ihn zu sagen. Dieser nahm sichs zu Herzen, daß der König feo de cara y de perfil [1]) sei; jener fühlte sich beleidigt, daß er einen steifen Gang habe; ein Dritter lachte über die Art und Weise, mit welcher er grüßte, kurz, unglaubliche Kleinigkeiten wurden als Staatsverbrechen aufgetischt. Dennoch hatte das Volk von Madrid für ihn, wenn auch nicht die Begeisterung der »agenzia Stefani« [2]) doch immer eine lebhafte Zuneigung. Seine Einfachheit und Herzensgüte waren selbst bei den Kindern sprichwörtlich. Es war allbekannt, daß er Niemanden etwas nachtrug, nicht einmal denen, welche sich ihm gegenüber auf unwürdige Weise betragen hatten; daß er noch nie gegen Jemand unfreundlich gewesen war, daß er niemals ein bitteres Wort über seine Feinde ausgesprochen habe. Wenn Jemand persönliche Gefahren für ihn befürchtete, so antwortete ihm der erste beste spanische Bürger verächtlich, daß sein Volk Jeden ehre, der ihm vertraue. Seine bittersten Feinde sprachen zwar mit Haß aber ohne Verachtung von ihm. Selbst diejenigen, welche ihn auf der Straße nicht grüßten, ärgerten sich, wenn Andere das gleiche thaten, und bei Einigen bemerkte ich sogar eine gewisse Traurigkeit, daß es so sein mußte. Kennst du jene Bilder von gefallenen Königen, über welche die Welt einen schwarzen Schleier zieht? und

---

[1]) Häßlich im Antlitz und im Profil.

[2]) Das erste Zeitungs-Depeschen-Bureau in Italien.

jene andern, welche mit einem weißen bedeckt werden, damit sie unter dieser Hülle schöner und edler erscheinen? Nun, auf diesen König hat Spanien einen weißen Schleier gesenkt und, wer weiß, es kann ein Tag kommen, an welchem der Anblick seines Bildes jedem braven Spanier einen geheimen Seufzer entreißen wird, wie das Andenken eines geliebten Wesens, das er beleidigt hat, oder wie eine freundliche, betrübte Stimme, welche im Tone sanften Tadels zu ihm sagen würde: — Und doch hast du Unrecht gehabt!

Eines Tages besichtigte der König die voluntarios de la libertad, [1]) welche der italienischen Nationalgarde entsprechen, mit dem Unterschiede, daß jene freiwillig einen guten und diese gezwungen nicht einmal einen schlechten Dienst leisten. Eine große Volksmasse erwartete die Freiwilligen im Prado, wo sie sich in Reih und Glied aufstellen sollten. Als ich hinkam, standen schon drei bis vier Bataillone da. Das erste Bataillon war dasjenige der Veteranen und bestand meistens aus Männern in den fünfziger Jahren und darüber, worunter sich nicht wenige ganz alte befanden. Sie waren schwarz gekleidet und trugen eine Mütze à la Ros. Mit Tressen und Orden waren sie nahezu bedeckt diese guten alten Herren, und dabei waren alle so hübsch und sorgfältig wie junge Studenten aufgeputzt; sie hatten insgesammt einen stolzen, ruhigen Blick, welcher die Grenadiere der alten Garde in Verlegenheit gesetzt hätte. Dann kam ein zweites Bataillon in einer andern Uniform: diese bestand aus

---

1) Freiwillige der Freiheit.

einer grauen Hose und einem Waffenrock, welcher auf der Brust breite Aufschläge von scharlachrothem Tuche zeigte. Statt der Rosmütze trugen diese ein Käppi mit blauem Federbusche; überdies hatten sie die Bajonette aufgepflanzt. Ein drittes Bataillon trug wieder andere Uniform: statt dem Käppi wieder die Rosmütze, statt der rothen Aufschläge, grüne, auch die Hosen waren anders, und statt der Bajonette trug es den Degen. Das vierte Bataillon folgte und mit ihm eine vierte Uniform: Federbüsche, Farben, Waffen, Alles war wieder verschieden. So wechselten die Uniformen mit jedem neuen Bataillon. In einem wurden Pickelhauben, in einem andern Helme ohne Spitzen getragen; in diesem hatten sie Bajonette, in jenem grade Degen, wieder in einem andern krumme, oder gar geschlängelte. Hier waren Soldaten mit, dort ohne Schnüre, weiter unten abermals mit Schnüren; kurz: Achselbänder, Halsbinden, Federn, Alles wechselte von Zeit zu Zeit. Ein verschwenderischer Luxus strahlte aus allen diesen Trachten und überall glänzten und flatterten vielerlei Farben und Verzierungen. Jedes Bataillon hatte auch eine Fahne von anderer Form, aber immer mit Stickerei, Bändern und Fransen bedeckt. Einige Soldaten trugen noch Bauernkleider und hatten in der Eile nur irgend einen farbigen Streifen mit großen Stichen auf ihre geflickten Hosen genäht. Darunter waren etliche ohne Halsbinde, und einige, denen eine schwarze genügte. Andere auch wohl mit offener Weste und gesticktem Hemde. Mitten in den Reihen standen Knaben von fünfzehn, ja von zwölf Jahren, bis an die Zähne bewaffnet und Marketenderinnen mit kurzen Röcken, rothen Hosen und kleinen

Körben mit Cigarren und Orangen. Vor den Bataillonen ein fortwährendes Durcheinander von berittenen Offizieren. Jeder Major trug auf dem Kopfe, an der Brust oder an dem Sattel irgend eine Verzierung eigener Erfindung. Jeden Augenblick ritt eine Ordonnanz vorbei, die zu, der Himmel weiß welchem Corps gehören mochte. Wer also ein Gemisch von allen möglichen Uniformen und Waffen sehen wollte, durfte sich nur an jenem Tage auf den Prado begeben. Noch nie war mir eine solche Verschwendung von Zierrathen vorgekommen. Diese Soldaten trugen Tressen von Gold, Silber oder Wolle auf den Armen, Schultern oder gar um den Hals; und was Medaillen und Orden betrifft, so besaßen einige eine solche Anzahl, daß sie ihnen die halbe Brust bedeckten, übereinander und bis an den Gürtel herabhingen. In den Handschuhen waren alle Farben vertreten. Die Bewaffnung bestand aus Säbeln, Schwertern, Degen, Pallaschen, Pistolen, Terzerolen und Revolvern. Ich möchte nur die Ministerialkommission sehen, welche diese Uniformen von Zeit zu Zeit ändern muß; bei einem solchen Durcheinander muß sie nicht mehr wissen, wo ihr der Kopf steht. Von den zwölf oder vierzehn Bataillonen hatte jedes seine eigene Uniform gewählt, daher waren sie so verschiedenartig ausgefallen. Der Bürgermeister von Madrid, welcher selbst eine phantastische Uniform trug, führte den Oberbefehl. Es waren im Ganzen etwa achttausend Mann. Zur bestimmten Stunde zeigte ein allgemeines Hin- und Herreiten der Offiziere des Generalstabes und das Wirbeln der Trommeln das Erscheinen des Königs an. Don

Amedeo ritt auch schon die Alcalástraße herauf; er trug Generalsuniform: Reitstiefel, weiße Hosen und Frack; hinter ihm kam ein großer Trupp Generale, Adjutanten, rothgekleideter Diener, Lanzenreiter und Wachen. Nachdem er die Front der ganzen Armee, vom Prado bis zur Atochakirche, inmitten einer großen schweigsamen Volksmenge abgeritten hatte, kehrte er wieder nach der Alcalástraße zurück. Hier stand eine ungeheure Menschenmasse, welche wie ein Meer hin- und herwogte und lärmte. Der König und sein Generalstab stellten sich mit dem Rücken gegen die Vorderseite der San José-Kirche auf, und mit großer Mühe gelang es der Cavallerie einen kleinen Raum frei zu machen, durch welchen der Vorbeimarsch der Bataillone stattfinden sollte.

Während sie vorbeimarschirten, riefen sie auf ein gegebenes Zeichen des Kommandanten: — Viva el Rey! viva Don Amedeo primero! [1])

Der erste Offizier, welcher diesen Ruf erschallen ließ, hatte wahrlich einen unglücklichen Einfall gehabt. Das Lebehoch, welches die ersten freiwillig ausstießen, wurde für alle andern Pflicht und war Ursache, daß das Volk, die größere oder mindere Kraft und Stimmeneinheit als Zeichen einer politischen Kundgebung annahm. Einige Abtheilungen riefen ein so kurzes und schwaches Lebehoch, daß es eher wie der Hilferuf einiger Kranken klang: das Volk aber empfing es mit schallendem Gelächter. Andere schrieen aus vollem Halse, aber auch ihr Ruf wurde als Kundgebung der Unzufriedenheit mit der Monarchie auf-

---

[1]) Es lebe der König! es lebe Don Amedeo der Erste!

genommen. Die gedrängte Menge in meiner Nähe war sehr getheilter Ansicht. Einen hörte ich sagen: — Jetzt kommt das und das Bataillon, es besteht aus lauter Republikanern; Ihr werdet sehen, daß sie nicht schreien. — Das Bataillon kam, schwieg und die Zuschauer räusperten sich. Wenn aber Einer etwa wagte zu bemerken: Es ist eine Schande, eine Ungezogenheit: à mi tampoco me gusta Don Amedeo, pero callo y respeto;[1] so gab es gleich einen kleinen Streit. So geschah es, daß ein loser Geselle sein Lebehoch in der Fistelstimme rief, und dann den Tadel eines Caballero übel nahm, so daß Beide die Hand erhoben und ein Dritter sie auseinander bringen mußte. Jedem Bataillon folgten einige Bürger zu Pferde und unter diesen waren solche, welche den König fest ansahen und den Hut doch nicht abzogen, worauf unter der Masse verschiedene Stimmen entweder: muy bien! oder mal criado![2] riefen. Einige hätten wohl gerne gegrüßt, aber da sie sich vor dem Volke fürchteten, ritten sie mit niedergeschlagenen Augen und schamroth vorbei. Andere, welche sich über diesen Auftritt ärgerten, erklärten muthig ihre Anhänglichkeit an den König, indem sie mit dem Hut in der Hand vorbeizogen und auf zehn Schritte den König voll Ehrerbietung ansahen, auf das Volk aber von Zeit zu Zeit verächtliche Blicke warfen. Der König aber blieb mit dem Ausdruck ruhigen Stolzes an seinem Platze, bis der letzte Mann vorbeimarschirt war. So endete die Besichtigung.

---

[1] Mir gefällt Don Amedeo auch nicht, aber ich schweige und achte ihn.

[2] Sehr gut! oder: Wie ungezogen!

So ist die spanische Bürgerwehr, welche weniger heruntergekommen und schlecht bestellt wie die italienische, doch nur noch ein Schatten früherer Größe ist. Obgleich die Zahl der Freiwilligen schon lange nicht mehr dreißigtausend erreicht, so bietet eine derartige Besichtigung als Festtagsvergnügen immer noch ein Schauspiel dar, zu welchem sämmtliche Phantasie-Uniformen und Paradestücke aus der Rumpelkammer hervorgeholt werden und für welches die Madrider ein großes Interesse zu haben scheinen.

Die Stierkämpfe.

Am 31. März fand die Eröffnung der Stiergefechte statt und da es der Mühe werth ist, werde ich sie ausführlich beschreiben. Ich bitte Jeden, welcher die Beschreibung Baretti's gelesen hat, dieselbe zu vergessen, denn Baretti sah nur das Stiergefecht von Lissabon, welches im Vergleich zu den Kämpfen von Madrid nur ein Kinderspiel ist. Denn der Sitz der Kunst ist in Madrid. Hier kommen die großen Künstler und gewiegtesten Kunstkenner zusammen, die prächtigsten Schauspiele entfalten sich ihren Blicken und gerechte Richter bestimmen den Ruhm. Der Circus in Madrid ist die Hochschule für die Stiergefechtskunst.

Die Eröffnung der Stierkämpfe in Madrid ist ein viel wichtigeres Ereigniß, als ein Wechsel des Ministeriums. Schon einen Monat vorher verbreitet sich die Nachricht in ganz Spanien: und nun wird von Cadix bis Barcelona, von Bilbao bis Almeria, in den Palästen der Granden wie in den Hütten der Armen von nichts Anderem mehr gesprochen, als von den Künstlern und

der Race der Stiere. Vergnügungszüge von den Provinzen nach der Hauptstadt werden veranstaltet; wer nichts übriges hat, erspart sich etwas, um an diesem festlichen Tage einen guten Platz im Circus zu erhalten. Die Eltern versprechen den Kindern, sie hinzuführen, wenn sie fleißig sind und die Burschen führen, um ihre Liebe zu beweisen, ihre Mädchen dahin. Die Zeitungen prophezeihen eine gute Saison und auf die engagirten toreros, welche sich in Madrid sehen lassen, wird mit den Fingern gezeigt. Dann heißt es, die Stiere sollen schon angekommen sein, Jemand hat sie gesehen und Alles eilt, seine Neugierde an ihrem Anblick zu befriedigen. Es sind Stiere von den Weiden des Herzogs von Veragua, des Marquis de la Merced, der hochwohlgeborenen Frau Wittwe von Villaseca, erstaunliche, furchtbare Thiere. Endlich wird das Bureau für die Abonnements geöffnet, sogleich eilen tausende vergnügungssüchtiger Spanier, Diener hoher Herrschaften, Sensale und solche, welche von abwesenden Freunden beauftragt werden, herbei; den ersten Tag nimmt der Unternehmer 50 000 Franken ein, den zweiten 30 000 und so fort, so daß er in einer Woche über 100 000 Franken einnimmt. Frascuelo, der berühmte Matador, ist angekommen, auch Cuco und Calderon, Alle sind da; — noch drei Tage! Tausend und abertausend Menschen sprechen von nichts anderem als vom Circus, die Damen träumen davon und sogar die Minister denken nicht mehr an ihre Geschäfte. Die alten Dilettanten möchten vor Ungeduld aus der Haut fahren und die Arbeiter und Bettler opfern sogar ihr Cigarrito, um für das Schauspiel ein paar Pfennige zu erübrigen. Endlich kommt der Vor-

abend: Samstag Morgen fing schon der Billetverkauf im Erdgeschoß eines Hauses in der Alcalástraße an und ehe die Thüre geöffnet wurde, hatte sich schon eine Masse Volks versammelt. Jeder schreit, drängt und stößt, zwanzig Polizeidiener, mit dem geladenen Revolver im Gürtel, haben Mühe, die Ordnung aufrechtzuerhalten, und diese Bewegung dauert unaufhörlich bis zum Abend fort. Dann graut der ersehnte Tag. Das Schauspiel beginnt um drei Uhr; aber schon gegen Mittag nähert sich das Volk von allen Seiten dem Circus. Er liegt am äußersten Ende der Salamancavorstadt, weiter als der Prado vor dem Alcaláthore draußen; alle Straßen, welche hinausführen, sind mit Menschen angefüllt und um das Gebäude gleicht die Masse einem Ameisenhaufen. Hier und da nähern sich Patrouillen von Soldaten und voluntarios de la libertad, vor ihnen ziehen Musikbanden her und ringsum füllen Wasser- und Orangenverkäufer die Luft mit ihrem Geschrei. Die Wiederverkäufer von Billetten laufen überall umher, werden von hundert Stimmen zugleich angerufen und wehe demjenigen, welcher noch kein Billet hat. Denn diesen Leuten muß er das Doppelte, Drei- und Vierfache zahlen; aber was thut das? Jeder Spanier zahlt mit Freuden fünfzig, sogar achtzig Franken für einen guten Platz. Auch der König wird erwartet, selbst die Königin soll diesmal dem Schauspiel beiwohnen wollen. Doch zuerst kommen die Wagen der hohen Herrschaften angefahren: der Herzog Fernan Nunez, der Herzog Abrantes, der Marquis de la Vega de Armijo, ein Heer von spanischen Granden, nebst den Sternen der feinen Damenwelt; dann Minister, Generale, Gesandte, kurz alle schönen

reichen und mächtigen Einwohner der großen Stadt. Durch jedes der vielen Thore ergießt sich ein unaufhaltsamer Strom von Zuschauern, und schon vor dem Circus draußen herrscht ein ungeheurer Lärm.

Auch ich trat ein in dieses großartige Gebäude. Von außen bietet es nichts bemerkenswerthes, es ist ein rundes, niederes, gelb angestrichenes Gebäude ohne Fenster. Aber beim ersten Betreten der Schwelle empfindet Jeder eine lebhafte Verwunderung, wenn er diesen für ein ganzes Volk gebauten Circus überblickt, in welchem zehntausend Zuschauer bequem Platz haben und ein Kavallerie-Regiment Exercierübungen halten könnte. Die kreisförmige Arena ist so geräumig, daß zehn unserer Kunstreitercircus Raum darin fänden. Sie ist von einer Bretterbrüstung umgeben, welche einem erwachsenen Mann fast bis an den Hals reicht und an dieser ist auf der inneren Seite eine kleine, einige Hand breite Stufe angebracht, auf welche die toreros den Fuß setzen, um hinüberzuspringen, wenn der Stier sie verfolgt. Nach dieser Brüstung folgt eine noch höhere, denn es gelingt den Stieren öfters über die erste zu springen. Dazwischen läuft um die ganze Arena ein etwas mehr als ein Meter breiter Gang, in welchem die toreros vor dem Kampfe hin- und hergehen und in welchem sich während der Spiele die Diener des Circus aufhalten, sowie die Schreiner, welche bereit sind jeden Schaden auszubessern, den der Stier anrichten könnte, die Wachen, die Orangenverkäufer, die besonderen Freunde des Unternehmers und die Sorte Menschen, welche glaubt, sich Alles erlauben zu dürfen. Hinter der zweiten Brüstung erheben sich einige Steinstufen, dann

beginnen die Logen und unter den Logen befindet sich eine Gallerie, welche von drei Sitzreihen eingenommen ist. Jede Loge ist so groß, daß in einer zwei bis drei Familien Platz haben, die königliche Loge aber ist geradezu ein großer Saal. Neben dieser ist diejenige des Municipiums, in welcher der Bürgermeister oder sein Stellvertreter dem Schauspiel als Vorsitzender beiwohnt. Dann gibt es Minister-, Gouverneurs- und Gesandten-Logen; jede adelige Familie besitzt die ihre und einige der ersten Gecken der Stadt haben eine zusammen. Außerdem gibt es auch Miethlogen, welche sehr kostspielig sind. Da jeder Platz auf den Stufen nummerirt ist und jeder Eintretende sein Billet hat, so gibt es nie die geringste Unordnung. Der Circus ist in zwei Hälften getheilt: in die Schattenseite, auf welcher die Plätze mehr kosten, und in die Sonnenseite, welche vom niedern Volk besucht wird. Vier fast gleich weit auseinanderstehende Thore führen in die Arena. Das Thor, aus welchem die toreros treten, dasjenige für die Stiere, das der Pferde und das für die Ausrufer des Schauspiels, welch letzteres sich unter der königlichen Loge befindet. Ueber dem Thore, aus welchem die Stiere treten erhebt sich eine Art Terrasse, »toril« genannt; derjenige, welcher hier einen Platz findet, kann sich glücklich preisen. Auf dieser Terrasse ist eine kleine Bühne angebracht, in welcher sich die Musikanten befinden, die auf ein Zeichen aus der Loge des Municipiums die Posaune und die Trommel ertönen lassen, und das Erscheinen des Stieres kund geben. Dem toril gegenüber, auf der andern Seite der Arena, ist über den Stufen der Platz des Musikchors. Der ganze Zuschauerraum ist

vielfach abgetheilt und jeder Theil hat ein eigenes Thor; daher kann das Volk ehe das Schauspiel beginnt in die Arena treten und alle Ecken des Gebäudes durchstöbern; es darf die in einen Hof gesperrten Pferde sehen, welche fast alle dem Tode geweiht sind, und durch die Schranken in die dunkeln Gefängnisse der Stiere blicken. Diese werden aus dem einen in das andere getrieben bis sie in einen Gang gelangen, aus welchem sie in die Arena stürzen. Dann besucht das Volk das Spital, wohin die verwundeten toreros getragen werden und seiner Zeit war auch eine Kapelle zu sehen, in der während der Kämpfe eine Messe gelesen wurde, und in welcher die toreros beteten, ehe sie mit dem Stiere zusammenkamen. Neben dem Haupteingange sind die banderillas [1]) ausgestellt, welche den Stieren an den Nacken gesteckt werden, und hier spazieren die alten toreros, von denen die meisten verkrüppelt oder wenigstens armlos sind und auf Krücken gehen. Unter diesen befinden sich auch die jungen toreros, welche vom Madrider Circus noch nicht aufgenommen wurden. Hier kaufte ich eine Numer des Buletin de los Toros [2]), welches für die funcion des Tages Wunder versprach, und ließ mir vom Thürsteher das Programm des Schauspiels geben. Dieses besteht aus einem großen gedruckten Bogen, welcher in Spalten eingetheilt ist, in welchem ein besonderer Raum für die Aufzeichnungen der Pikenstiche, Stöße, Fälle und Verwundungen gelassen ist. Jeder darf nach Herzenslust in diesen niemals endenden Gängen auf

---

1) Kleine mit Widerhaken versehene Fähnchen.

2) Stierzeitung.

den fortlaufenden Stufen, mitten in einer beweglichen, lärmenden Menge spazieren gehen, so daß das Gebäude vom Auf- und Ablaufen fast erzittert. Doch endlich kehrt Jeder an seinen Platz zurück.

Bei einer Vorstellung wie diejenige, welche ich beschreibe, ist der Circus immer gedrängt voll, und wer ihn nicht selbst gesehen hat, kann sich den Anblick nicht vorstellen, welchen er bietet. Er wäre mit einem Meere von Köpfen, Hüten, Fächern und Händen zu vergleichen, dessen Wellen ohne Rast und Ruhe auf und ab wogen. Auf der Schattenseite, wo die hohen Herrschaften sind, ist alles schwarz; auf der Sonnenseite, derjenigen des niedern Volkes hingegen, glänzen Kleider, Sonnenschirme, Papierfächer in allerlei auffälligen Farben, wie bei einer ungeheuern Maskerade. Und doch sind die Menschen so enge zusammengedrängt, daß ein kleines Kind keinen Platz mehr fände, und man sich nur mit Mühe in der Arena bewegen kann. Das Gemurmel, den gedämpften Lärm anderer Theater findet man hier nicht, denn diese Aufregung, dieses Leben ist dem Circus allein eigen. Alle schreien, rufen und grüßen sich mit närrischer Freude, die Kinder und Frauen kreischen, die ernsten Männer benehmen sich albern wie Schulbuben und die jungen Leute versammeln sich zu zwanzig und dreißig und schreien dann im Takte zusammen, indem sie mit den Stöcken auf die Stufen schlagen, um dem Municipium bemerklich zu machen, daß es Zeit sei zu beginnen. In den Logen endlich ist eine Bewegung, welche an die Gallerie eines Volkstheaters erinnert, und unter diesen betäubenden Lärm der Menge mischt sich das Geschrei von über hundert Verkäu-

fern, welche überall Orangen herumwerfen. Dazwischen spielt Musik, die Stiere brüllen, die Masse, welche sich draußen versammelt, lärmt ebenfalls . . . kurz, dem Fremden schwindelt schon vor Beginn des Schauspiels und ehe noch der Kampf anfängt, fühlt er sich matt, schlaftrunken und verwirrt.

Plötzlich ertönt der Ruf: — El rey! — Der König ist angekommen, und zwar in einem von vier Schimmeln gezogenen Wagen, mit Vorreitern in der malerischen andalusischen Tracht. Nun öffneten sie auch die Glasthüren, welche die königliche Loge schließen und der König tritt mit einem großen Gefolge von Ministern, Generalen und Hofbeamten ein. Die Königin kam, wie vorauszusehen war, nicht, denn sie verabscheute dieses Schauspiel. Aber der König durfte nicht fehlen, denn er war immer gekommen und soll dafür schwärmen. Jetzt schlug die verhängnißvolle Stunde. Mein ganzes Leben lang werde ich den kalten Schauer nicht vergessen, der mich in diesem Augenblick überlief.

Die Posaune ertönte: vier Circuswachen mit Hut und Federbusch à la Henri IV., mit schwarzem Mäntelchen, Wamse, hohen Stiefeln und Degen reiten aus dem Thore, welches sich unter der königlichen Loge befindet und kreisen im Schritte einmal um die Arena; die Menschen entfernen sich, jeder geht an seinen Platz zurück und die Arena bleibt leer. Nun stellen sich die vier Reiter zu zwei und zwei vor das noch geschlossene Thor gegenüber der königlichen Loge, hunderttausend Augen heften sich dorthin und es herrscht lautlose Stille; denn dort soll die cuadrilla, d. h. alle toreros in Gala gekleidet, heraustreten um

sich dem Könige und dem Volke vorzustellen. Die Musik spielt, das Thor öffnet sich, von einem Ende des Circus zum andern erschallt ein einziger mächtiger Beifallsruf und die toreros treten hervor. Zuerst kommen die drei berühmten espadas Frascuelo, Lagartijo, Cayetano, sie tragen die Tracht des Figaro im Barbier von Sevilla und sind von Kopf bis zu Fuß in Atlas, Sammt und Seide gekleidet: der Anzug ist orange-, fleischfarbig und blau, mit Stickereien, Fransen, Tressen, Gold- und Silberverzierungen so überladen, daß der Grundstoff beinahe ganz verdeckt ist. Außerdem sind sie in weite, gelb und rothe Capas gehüllt, auch tragen sie weiße Strümpfe und seidene Schärpen, ein Büschel Locken im Nacken und eine Pelzmütze beendigen ihre malerische Tracht. Dann kommt ein Trupp der ebenfalls mit Gold und Silber bedeckten banderilleros und capeadores, und nach diesen die picadores zu Pferd. Letztere reiten zu zwei und zwei und tragen eine große Lanze in der Faust, einen niedern grauen Hut mit sehr breiter Krämpe, eine kleine gestickte Jacke und gelbe wattirte, inwendig mit eisernen Platten versehene Beinkleider aus Büffelleder. Auch die chulos oder Diener, welche zuletzt hereintreten, tragen ihre Galakleider und so schreiten alle zusammen majestätisch über die Arena nach der königlichen Loge. Es gibt nichts malerisches als dieses Schauspiel; alle Farben eines Blumengartens, der Glanz eines königlichen Gefolges, die Fröhlichkeit eines Maskenzuges und die Großartigkeit einer Reihe von Kriegern sind hier vereint zu sehen; wer die Augen einen Augenblick schließt und sie plötzlich wieder öffnet, fühlt sich von Gold und Silber ganz geblendet, als habe er in die Sonne

geschaut. Auch die Männer an sich sind bewunderns=werth: die picadores sind groß und stark wie Athleten, die übrigen schlank, geschmeidig, von gleichmäßigem Körperbau, sie haben dunkle Hautfarbe und große, stolze Augen. Es sind Menschen wie die Gladiatoren der Alten und dabei zierlich gekleidet wie asiatische Prinzen.

Nachdem sich die ganze cuadrilla vor der königlichen Loge aufgestellt und das Publikum gegrüßt hat, gibt der Alcalde das Zeichen zum Anfang; aus der Loge fällt der Schlüssel des toril, in welchem sich die Stiere befinden, in die Arena, ein Circuswächter hebt ihn auf und gibt ihn dem Thürhüter, welcher sich zum Oeffnen bereit, neben dem Thore aufstellt. Nun löst sich der Trupp toreros, die espadas springen über die Barrière, die capeadores vertheilen sich in der Arena und schwingen ihre gelben und rothen Capas, einige von den picadores ziehen sich zurück, um zu warten bis die Reihe an sie kommt, die übrigen geben den Pferden die Sporen und stellen sich links vom toril etwa je zwanzig Schritt von einander auf, mit eingelegter Lanze und den Rücken nach der Brüstung gewendet. Eine unbeschreibliche Spannung bemächtigt sich in diesem Augenblick eines jeden Zuschauers; pochenden Herzens heften sich Aller Blicke nach dem Thore, aus welchem der Stier stürzen soll; eine tiefe Stille herrscht im ganzen Circus, nur das Gebrüll des sich von Schranke zu Schranke nähernden Stieres erschallt immer deutlicher, als riefe er im Dunkel seines engen Kerkers: — Blut! Blut! — Die Pferde zittern, die picadores erbleichen. Noch einen Augenblick — — eine Posaune ertönt — das Thor öffnet sich — ein ungeheurer Stier stürzt sich in die

Arena und ein furchtbarer Beifallssturm bricht auf einmal aus zehntausend Kehlen ihm zum Empfang. Jetzt beginnt das Gemetzel!

Ach! wozu nützt ein muthiges Herz, eine starke Seele? der kälteste Mensch wird in diesem Augenblicke leichenblaß.

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf stand, denn ich erinnere mich nur verwirrt der ersten Sekunden; der Stier warf sich auf den ersten picador, dann trat er zurück, nahm einen neuen Anlauf und sprang auf den zweiten los; hier entspann sich ein Kampf, doch ich entsinne mich kaum desselben, denn im nächsten Augenblick griff der Stier den dritten an, dann rannte er in die Mitte der Arena, blieb stehen und betrachtete sein Werk. Auch ich betrachtete es und barg das Gesicht in den Händen; der ganze Theil der Arena, welchen der Stier betreten hatte, war mit Blut getränkt. Das erste Pferd lag mit aufgeschlitztem Bauche und heraushängenden Eingeweiden am Boden, das zweite wankte mit einer tiefen Brustwunde, aus welcher das Blut strömte, hin und her und das dritte, zu Boden geworfene, bemühte sich aufzustehen. Nun eilten die chulos herbei und hoben die picadores auf, lösten den Sattel und den Zaum vom todten Pferde und suchten das verwundete aufzurichten; dabei erfüllte ein Höllengeschrei den Circus. So beginnt das Schauspiel: die ersten, welche den Stößen des Stieres trotzen, sind die picadores, sie erwarten ihn festen Fußes im Bügel und stoßen ihm die Lanze zwischen Kopf und Hals in dem Augenblicke, wo er sich bückt um das Pferd mit den Hörnern zu spießen. Die Lanze hat nämlich nur eine kurze Spitze und kann keine tiefe Wunde verursachen und

die picadores müssen demgemäß nur mit der Kraft des Armes den Stier fern halten, um das Pferd zu retten. Dazu gehört ein sicherer Blick, ein eiserner Arm und ein unerschrockenes Herz. Nur wenigen gelingt der Stoß gut, den meisten gar nicht und dann stößt der Stier seine Hörner dem Pferde in den Leib und der picador fällt zu Boden. Während der Stier nun seine Hörner von den Eingeweiden seines Opfers befreit, kommen die capeadores, umschwärmen ihn mit ihren capas, machen ihn verwirrt, locken ihn zu sich und befreien so den gefallenen Reiter, welchen die chulos unterstützen, um ihm auf den Sattel zu helfen, wenn das Pferd noch brauchbar ist, oder ihn nach dem Krankenzimmer zu tragen, wenn er verwundet ist.

In der Mitte der Arena stand der Stier mit blutigen Hörnern und sah athemlos um sich, als wollte er fragen: — Habt Ihr genug? — Ein Schwarm capeadores lief ihm entgegen und griff ihn von allen Seiten zugleich an. Das Thier ärgerte sich ob dieser Herausforderung, aber je wüthender es hin und her sprang, um so mehr flogen ihm die Capas um den Kopf, immerwährend seine Augen streifend. Hatte ihn ein capeador sich nachgelockt, so wich er ihm alsbald mit einer blitzschnellen Wendung aus, um ihn von einer andern Seite von Neuem zu reizen und wieder zu fliehen. Der Stier lief bald dem Einen, bald dem Andern nach, verfolgte seine Peiniger oft bis an die Brüstung und stieß dort seine Hörner gegen den Bretterverschlag, oder er stampfte, brüllte, machte verzweifelte Luftsprünge und bohrte im Vorbeigehen die Hörner in die Leiber der todten Pferde. Oft versuchte er über die

Barrière in den Gang zu springen und ermüdete sich, indem er die ganze Arena durchlief. Unterdessen waren als Ersatz für die beiden picadores, welche ihre Pferde verloren hatten, zwei anderc herbeigekommen; sie stellten sich in gleicher Entfernung von einander und der Musikbande auf dem Toril auf, und erwarteten mit eingelegter Lanze den Angriff des Stieres. Geschickt lockten ihn die capeadores nach dieser Seite und sobald der Stier das erste Pferd gewahr wurde, eilte er ihm mit gesenktem Haupte entgegen. Aber diesmal mißglückte sein Angriff, die Lanze des picador drang ihm in die Schulter und hielt ihn fern; der Stier trotzte, stieß und drückte mit der ganzen Wucht seines Körpers, umsonst; der picador war hartnäckig und drängte den Stier zurück. So rettete er das Pferd und ein lauter Beifallsruf begrüßte den Sieger. Der andere picador war weniger glücklich, der Stier griff ihn an, es gelang ihm nicht, ihn mit der Lanze zu treffen, das furchtbare Horn drang wie ein Schwert in den Leib des Pferdes, wühlte in der Wunde und zog sich zurück; die Eingeweide des armen Thieres fielen theilweise heraus und hingen wie ein Knäuel bis auf den Boden herab, aber der picador hielt sich im Sattel. Hier bot sich ein schauerlicher Anblick dar. Anstatt abzusteigen gab der picador, welcher sah, daß die Wunde nicht tödtlich war, dem Pferde die Sporen und stellte sich auf der entgegengesetzten Seite auf, um einen zweiten Angriff zu erwarten. Das Pferd durchkreuzte die Arena während ihm die aus dem Leibe heraushängenden Eingeweide um die Beine schlugen und es im Laufe hinderten; der Stier verfolgte es noch, dann blieb er stehen.

Dann erscholl eine Posaune: das Zeichen des Rückzugs für die picadores, die Thüre wurde geöffnet und einer um den andern verschwand im Galopp. Zwei todte Pferde blieben liegen, hier und dort lagen Blutlachen, welche von zwei chulos mit Erde bedeckt wurden.

Nach den picadores kommen die banderilleros; für Profane ist dies der unterhaltendste Theil des Schauspiels, weil er weniger grausam ist. Die banderillas sind etwa zwei spannenlange Pfeile, welche mit farbigem Papier verziert sind, und an deren Ende sich eine Metallspitze befindet, welche so eingerichtet ist, daß sie, einmal ins Fleisch gedrungen, nicht mehr loszumachen ist, und je mehr sich der Stier bewegt und schüttelt, um so tiefer eindringt. Der banderillero nimmt einen dieser Pfeile in jede Hand und stellt sich etwa 15 Schritte vor dem Stier auf, hebt die Arme und schreit, um ihn zum Angriff zu ermuntern. Der Stier stürzt auf ihn los und der banderillero seinerseits läuft dem Stier entgegen. Sobald dieser den Kopf neigt, um ihm die Hörner in den Leib zu stoßen, drückt ihm jener auf jede Seite des Nackens eine banderilla ein und rettet sich durch einen blitzschnellen Seitensprung. Wehe ihm, wenn er sich bückt, fehltritt oder eine Sekunde zögert, dann würde er wie ein Frosch aufgespießt. Der geplagte Stier brüllt, dampft, macht verzweifelte Sprünge und verfolgt wüthend die capeadores; in einem Augenblick sind sie Alle in den Gang gesprungen und die Arena ist leer. Das Thier mit schäumendem Maule, blutunterlaufenen Augen und blutendem Halse stampft wuthentbrannt die Erde; es

sucht zu entfliehen, schlägt gegen die Brüstung und brüllt nach Rache, es will tödten, es lechzt nach Blut. Niemand wagt ihm entgegenzukommen. Aber die Zuschauer rufen auf allen Seiten: — Vorwärts! Muth! der zweite banderillero! — Und der zweite banderillero tritt hervor, drückt wie der erste seine Pfeile ein, der dritte folgt ihm und dann wieder der erste. Auf diese Weise wurden an jenem Tage dem Stiere acht eingedrückt und als das arme Thier die Stiche der beiden letzten fühlte, ließ es ein langes, herzzerreißendes, gräßliches Gebrüll hören, stürzte einem seiner Feinde nach, verfolgte ihn bis an die Brüstung, nahm einen Anlauf und fiel mit ihm in den Gang. Die zehntausend Zuschauer standen zugleich auf und schrieen einstimmig: — Er hat ihn getödtet! — Aber der banderillero war ihm ausgewichen. Der Stier lief im Gange unter einem Hagel von Stockschlägen und Stößen hin und her, bis er ein offenes Thor fand und wieder in die Arena trat, während das Thor sich hinter ihm schloß. Nun warfen sich alle banderilleros und capeadores ihm wieder entgegen; einer ging hinter ihm vorüber, zog ihn am Schwanze und verschwand wie der Blitz; ein anderer wickelte ihm im Fluge die capa um die Hörner, ein dritter war dreist genug, ihm eine kleine Seidenschleife, die er am Genick befestigt hatte, mit der Hand zu nehmen; ein vierter, der tollkühnste von allen, stemmte seinen Stock auf den Boden, und während der Stier lief, schwang er sich über dessen Rücken hinweg und auf der andern Seite nieder, und zugleich warf er dem verblüfften Thier den Stock zwischen die Füße. Dabei machten sie Alles mit der Geschwindigkeit eines Tausend-

künstlers und der Anmuth eines Ballettänzers, als hätten sie mit einem Schafe gespielt. Unterdessen wiederhallte der Circus von Gelächter und Freudengeschrei, Beifallsrufen und Ausbrüchen des Erstaunens oder Schreckens der Zuschauer.

Wieder ertönt die Posaune, die banderilleros sind fertig und der espada kommt an die Reihe. Dies ist der feierliche Augenblick, der Kulminationspunkt des Dramas. Die Menge schweigt, die Damen beugen sich über den Rand der Logen und der König steht gespannt auf. Der berühmte Frascuelo tritt mit Degen und muleta bewaffnet in die Arena; die muleta ist ein kleiner Stock, an welchem ein rothes Tuch befestigt ist. Langsam schreitet er bis vor die königliche Loge, zieht seine Mütze ab und weiht mit einem poetischen Satze dem Könige den Stier, den er tödten will. Dann wirft er seine Mütze in die Luft, als wollte er sagen: — Ich werde siegen oder sterben! — und mit dem prächtigen Gefolge der capeadores tritt er entschlossen dem Stiere entgegen. Nun entspinnt sich ein wahrer Zweikampf, der eines homerischen Gesanges nicht unwerth wäre. Auf einer Seite das wilde, von Schmerz erbitterte, von Wuth geblendete Thier, mit den schrecklichen Hörnern, der übernatürlichen Kraft und seinem Blutdurste, mit Blut überströmt, entsetzlich anzuschauen, und ihm gegenüber, wie ein Ballettänzer gekleidet, ein Jüngling von zwanzig Jahren, zu Fuß, allein, mit einem kleinen Schwert als einzige Waffe. Aber auf ihn sind zehntausend Blicke gerichtet. Der König hält ein Geschenk für ihn bereit. Seine Geliebte ist dort oben in einer Loge und hat Augen nur für ihn. Tausend

Damen zittern für sein Leben! . . . Der Stier bleibt stehen und faßt ihn ins Auge; er schaut den Stier an und weht das rothe Tuch vor seinen Augen hin und her. Gereizt bückt sich der Stier, der espada weicht ihm aus, das furchtbare Horn streift seine Hüfte, trifft das rothe Tuch und stößt ins Leere. Ein einziger Beifallsruf bricht von allen Stufen, von den Logen und Gallerien aus. Die Damen sehen durchs Opernglas und rufen: — Er hat nicht einmal die Farbe gewechselt . . . . Wieder wird es stille, keine Stimme, kein Geflüster ertönt. Der kühne torero läßt verschiedene Male seine muleta über die Augen des wüthenden Thieres wehen, er streift ihm den Kopf damit, zieht sie ihm zwischen die Hörner und um den Hals, er läßt den Stier zurücktreten, vorwärtskommen, kreisen, springen; zehn Mal wird er angegriffen, und zehn Mal entgeht er dem Tode mit einer leichten Bewegung; er läßt die muleta fallen und hebt sie unter den Augen des Stieres auf, er lacht ihm ins Gesicht, hetzt und verhöhnt ihn und spielt ihm allerlei Possen. Doch plötzlich bleibt er stehen, er stellt sich zur Wehr, er hebt das Schwert und zielt; der Stier stutzt . . . . noch einen Augenblick und Beide werfen sich zugleich gegeneinander; einer von Beiden muß sterben; alle Augen messen blitzschnell die Entfernung von der Schwertesspitze zu den Hörnern, alle Herzen schlagen vor Furcht und Schrecken, die Augen starren unbeweglich, man hört keinen Athemzug, die ungeheure Menge scheint versteinert, — noch einen Augenblick — der Stier stürzt vorwärts, der Mann stößt ihm sein Schwert ins Genick . . . . ein einziger unbeschreiblicher Schrei, welchem ein donnernder Beifalls-

sturm folgt, bricht aus allen Kehlen; bis zum Griff drang das Schwert in den Hals des Stieres, er schwankt, ein Blutstrom fließt ihm aus dem Maule und das Thier fällt wie vom Blitz getroffen. Der Mensch hat gesiegt! Diesem Auftritte folgt ein unbeschreiblicher Tumult; die Menge scheint wahnsinnig; Alle stehen auf, bewegen die Arme und rufen so laut sie können. Die Damen grüßen mit ihren Taschentüchern, klatschen in die Hände und winken mit den Fächern; die Musik spielt, der Sieger nähert sich der Brüstung und macht die Runde um die Arena. Aber wo er vorbeikommt, werfen ihm die vor Entzücken berauschten Zuschauer von den Gallerien, den Logen, den Stufen Cigarren, Brieftaschen, Stöcke, Hüte, Alles was ihnen in die Hand kommt, zu. Bald hat der glückliche torero beide Arme voll von Geschenken und muß die capeadores zu Hilfe rufen. Denn er hat vollauf zu thun, um seinen Bewunderern ihre Hüte zurückzuwerfen, zu danken und auf alle Grüße, Lobspendungen und Ehrentitel zu antworten. Endlich erreicht er die königliche Loge und aller Augen wenden sich nach dem Herrscher. Dieser zieht ein Cigarrenetui mit Banknoten gefüllt aus der Tasche und wirft es hinunter; der torero fängt es in der Luft auf und abermals bricht die Menge in Beifallsrufe aus. Unterdessen spielt die Musik den Trauermarsch für den Stier; ein Thor öffnet sich und im Galopp sprengen vier prächtige Maulthiere herein; diese sind mit Federbüschen, Schleifen und flatternden gelben und rothen Bändern geziert und von einem Schwarm chulos geführt, welche schreien und mit den Peitschen knallen. Nacheinander müssen sie die todten

Pferde und zuletzt den Stier hinausschleifen. Dieser wird sogleich auf einen in der Nähe liegenden Platz gebracht, wo ihn schon ein Heer Gassenbuben erwartet, um ihre Finger in sein Blut zu tauchen. Dann wird ihm die Haut abgezogen und das Fleisch zerlegt und verkauft. Unterdessen bleibt die Arena frei, bis die Posaune ertönt, die Trommel gerührt wird und ein zweiter Stier aus dem Käfig stürzt. Auch dieser greift die picadores an, beugt seinen Nacken vor den banderillas und erhält schließlich vom espada den Todesstoß. So traten nacheinander ohne Unterbrechung sechs Stiere in die Arena.

Während des Schauspiels überlaufen den Zuschauer unaufhörlich kalte Schauer. Das Blut schießt ihm abwechselnd nach dem Kopf und nach dem Herzen, und er ist bis in sein Innerstes erschüttert. Aber nur ein Fremder erbleicht: das Kind neben ihm lacht, das Mädchen, welches vor ihm sitzt, kann sich vor Freude nicht fassen, die Dame in der anstoßenden Loge versichert, sie habe sich noch nie so gut unterhalten. Welcher Lärm, welches Geschrei! Wer die Sprache lernen will, muß hierher kommen. Der Stier erscheint und tausend Stimmen fällen sein Urtheil: — Welch schöner Kopf! Was für Augen! Der wird Blut vergießen! — Anda que vales un tesoro. [1]) — Ja sogar Liebeserklärungen werden ihm zugerufen. Hat er ein Pferd umgebracht, dann heißt es: — Bueno! Sieh 'mal, wie viel er dem aus dem Bauch geholt hat. — Verfehlt ein picador seinen Stoß oder verwundet den Stier nicht kunstgerecht, oder fürchtet er sich ihm zu begegnen,

[1]) Geh', du bist einen Schatz werth!

so empfängt ihn ein Schwall der niedrigsten Schmähungen: — Dummkopf, Feigling, Verräther, Mörder! Geh, verstecke dich! Lasse dich umbringen! — Alle stehen auf, zeigen mit Fingern auf ihn, drohen ihm mit den Fäusten, werfen ihm Orangenschalen oder Cigarrenstummel ins Gesicht, drohen ihm mit dem Stocke. Wenn der espada den Stier auf den ersten Stoß erlegt, ruft man ihm Worte zärtlicher Liebe zu und sieht die närrischsten Bewegungen: — Komm her, mein Engel! — Gott segne dich, Frascuelo! und sie werfen ihm Kußhände zu, rufen ihn, breiten die Arme gegen ihn aus, als wollten sie ihn umarmen. Welch Ueberfluß an Titeln, Vergleichungen, Sprüchen! Wie viel Feuer, wie viel Leben!

Aber ich beschrieb nur die Abenteuer eines einzigen Stieres; eine ganze corrida hat tausend verschiedene Begebnisse im Gefolge. An jenem Tage unterlief ein Stier ein Pferd, hob Roß und Reiter in die Höhe, und nachdem er sie im Triumph durch die Arena getragen hatte, warf er Beide wie einen Sack Lumpen zur Erde. Ein anderer Stier tödtete in wenigen Augenblicken vier Pferde, ein dritter traf einen picador so unglücklich, daß dieser fiel, mit dem Kopfe gegen die Brüstung schlug und ohnmächtig vom Platze getragen werden mußte. Aber weder wegen dieses Ereignisses, noch wegen einer gefährlichen Verwundung, nicht einmal wegen des Todes eines torero wird das Schauspiel unterbrochen, denn das Programm verspricht immer eine Aushilfe, falls einer sterben sollte. Der Stier greift nicht immer an; es gibt Feiglinge, welche dem picador entgegenkommen, stehen bleiben und nach einem unschlüssigen Augenblick fliehen; andere greifen nur

einmal an; wieder andere, sanfte, gutmüthige Thiere ärgern sich nicht einmal über die Herausforderungen, sie lassen den picador herankommen, empfangen die Lanze in den Nacken, ziehen sich zurück und schütteln den Kopf mit einer Geberde, welche so viel heißt als: — Ich will nicht! — Sie fliehen und schauen plötzlich erstaunt nach dem Schwarm capeadores, welcher sie verfolgt, zurück, als wollten sie sagen: — Was wollt ihr denn von mir? Was habe ich euch gethan? Warum wollt ihr mich tödten? — Dann bricht die Menge in Schmähungen aus, nicht allein gegen den feigen Stier, sondern auch gegen den Unternehmer und die toreros; zuerst ruft einer der Kunstkenner auf dem toril. dann die Zuschauer von der Sonnenseite, dann die Herren von der Schattenseite, dann die Damen und endlich alle Zuschauer des Circus einstimmig: Banderillas de fuego! Der Ruf gilt dem Alcalden; die Feuer-Banderillas dienen dazu, den Stier wüthend zu machen; es sind banderillas mit einer Rakete versehen, welche sich entzünden, sobald sie in die Haut dringen und somit in die Wunde brennend einen fürchterlichen Schmerz verursachen, der das Thier aufrüttelt, reizt, tollkühn und wüthend macht. Um die banderillas de fuego zu gebrauchen, bedarf es der Erlaubniß des Alcalde; wenn jedoch der Alcalde damit zögert, so stehen alle Zuschauer auf und bieten somit einen prächtigen Anblick dar; sämmtliche Taschentücher wehen wie die Fähnchen von Ulanen-Regimentern, und bilden rings um die Arena einen weißen beweglichen Schleier, unter welchem die Menge beinahe verschwindet; sämmtliche Zuschauer rufen: — fuego! fuego! fuego! — Dann gibt der

Alcalde gewöhnlich nach; aber wenn er beim Nein verharrt, so verschwinden die Taschentücher, Fäuste und Stöcke werden erhoben und die Schimpfwörter beginnen: — No sea usted necio! [1]) — Machen Sie doch keine Umstände! — Las banderillas al Alcalde! — Fuego al Alcalde!

Der Todeskampf des Stieres ist fürchterlich. Manchmal zielt der torero nicht richtig und dann dringt das Schwert wohl bis zum Griff ein, trifft aber nicht das Herz. Dann rennt der Stier mit dem Schwerte im Leibe durch die Arena, tränkt den Boden mit seinem Blute, donnerndes Gebrüll erfüllt die Luft und er dreht und windet sich, um sich von der Qual zu befreien; bei diesem ungestümen Laufe springt das Schwert manchmal ab; manchmal dringt es auch tiefer ein und tödtet das Thier. Oft muß der espada ihm einen zweiten, dritten und sogar vierten Stoß geben; das Blut des Stieres fließt in Strömen; alle capas der capeadores sind damit getränkt, der espada ist befleckt, die Brüstung ist bespritzt, überall fließt Blut, und die erzürnten Zuschauer überschütten den torero mit einer Fluth von Schimpfwörtern. Manchmal fällt der Stier schwer verwundet zu Boden, aber er stirbt nicht, und liegt unbeweglich mit gehobenem Haupte, als rufe er drohend aus: — Kommt nur heran, ihr Mörder, wenn ihr das Herz habt! — Dann ist der Streit zu Ende, denn der Todeskampf muß abgekürzt werden und zu diesem Zwecke steigt ein geheimnißvoller Mann über die Brüstung, nähert sich ungesehen dem Stiere,

---

[1]) Seien Sie kein Esel.

stellt sich hinter ihn und stößt ihm im richtigen Augenblick einen Dolch in's Genick, welcher ihm bis ins Gehirn dringt und ihn tödtet. Häufig gelingt auch dieser Streich nicht; der geheimnißvolle Mann muß ihn oft mehrmals wiederholen. Dann löst sich die Wuth des Volkes wie ein schweres Ungewitter: er wird Henker, Feigling, Elender geschimpft. Alle wünschen ihm den Tod, und wenn sie ihn in Händen hätten, würden sie ihn in Stücke zerreißen. Manchmal verläßt die Kraft den tödtlich verwundeten Stier und er entfernt sich wankend von dem Platze, wo er den Stoß empfangen hat, um abseits im Frieden zu sterben; Alle toreros folgen ihm in einiger Entfernung, wie ein Todtengeleite; die Menge folgt mit den Augen allen seinen Bewegungen, zählt seine Schritte und mißt den Fortschritt des Todeskampfes; eine tiefe Stille begleitet seine letzten Augenblicke und sein Tod hat etwas großartig feierliches. Es gibt auch unbesiegbare Stiere, welche den Kopf nur mit dem letzten Hauche neigen wollen, Stiere, welche aus dem Maule Ströme Bluts vergießen und doch noch drohen; Stiere, welche von zehn Schwertstichen verwundet, erdolcht, verblutet, noch mit stolzer Bewegung das Haupt erheben, so daß ihre Verfolger bis in die Mitte der Arena zurückfliehen; deren Todeskampf furchtbarer ist, als ihre erste Wuth, welche die todten Pferde zerreißen, die Schranke durchbrechen und wüthend die capas zerstampfen, welche in der Arena umherliegen, in den Gang springen und mit erhobenem Haupte darin umherlaufen, indem sie trotzig die Zuschauer ansehen, dann fallen, sich wieder erheben und endlich brüllend sterben.

Der Todeskampf der Pferde ist zwar kürzer aber schmerzlicher. Einigen bricht der Stier ein Bein, andern durchbohrt er den Hals von einer Seite zur andern, wieder andern stößt er das Horn in die Brust, so daß sie augenblicklich todt sind, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen; andere scheuen, rennen geradeaus fort und stoßen den Kopf so stark gegen die Brüstung, daß sie todt niederfallen; andere wälzen sich lange Zeit in einem Blutmeere umher, ehe sie sterben; wieder andere galoppiren verwundet, blutend, zerrissen, verkrüppelt noch mit verzweifelter Wuth dem Stiere entgegen, fallen halb todt. stehen wieder auf und kämpfen bis sie, zwar zerschunden aber noch lebend, fortgeführt werden. Die Eingeweide werden ihnen wieder an Ort und Stelle gelegt, der Leib zugenäht und so dienen sie noch ein anderes Mal. Es gibt aber solche, welche sich dergestalt vor dem Stiere fürchten, daß sie bei dessen Annähern wie Espenlaub zittern, stampfen, zurücktreten und wiehern, als wollten sie durchaus nicht kämpfen; diese erregen das größte Mitleid. Manchmal tödtet ein einziger Stier fünf Pferde; und es sterben auch wohl deren zwanzig in einer corrida. Alle picadores sind von Blut getränkt, in der Arena liegen dampfende Eingeweide umher und die Stiere selbst sind des Tödtens müde.

Auch die toreros erleben schreckliche Augenblicke. Oft fällt ein picador statt unter das Pferd, zwischen dieses und den Stier und letzterer stürzt auf ihn, um ihn zu tödten; die Menge stößt einen Schrei aus, aber ein capeador wirft seine capa über die Augen des Stieres und rettet mit Gefahr seines eigenen Lebens das seines

Gefährten. Manchmal wirft sich der Stier statt gegen die muleta, gegen den espada, streift ihn, wirft ihn nieder, verfolgt und zwingt ihn, die Waffe wegzuwerfen und sich bleich und zitternd über die Brüstung zu retten. Auch stößt ihn der Stier nicht selten und wirft ihn nieder; der espada verschwindet in einer Staubwolke und die Menge ruft: — Er ist todt! — Aber der Stier springt über ihn hinweg und er ist gerettet. Manchmal packt der Stier ihn mit den Hörnern, hebt ihn empor und wirft ihn auf die Seite nieder. Nicht selten läßt ihm der Stier keine Zeit zum Zielen, der matador kann ihn nicht von vorn treffen, und da er ihn nach den Gesetzen nur auf eine gewisse Art und an einem gewissen Punkte verwunden darf, ermüdet er sich lange Zeit unnütz, und indem er sich ermüdet, wird er verwirrt, er läuft hundert Mal Gefahr, getödtet zu werden; unterdessen schreit, pfeift und beschimpft ihn die Menge, bis der arme Mensch sich in der Verzweiflnng entschließt, zu siegen oder zu sterben und den Stoß wie er kommt ausführt; entweder gelingt derselbe ihm, dann wird er in den siebten Himmel erhoben, oder er verfehlt ihn, worauf er beschimpft, verachtet, ausgelacht, mit Orangenschalen beworfen wird, sei er auch der unerschrockendste, tapferste, besungenste torero von ganz Spanien.

In der Menge fallen während des Schauspiels tausenderlei Nebenhandlungen vor. Von Zeit zu Zeit bricht ein Streit zwischen zwei Zuschauern aus. Und da die Leute so dicht zusammengedrängt sind, erhalten auch die Nachbarn Schläge; die Nachbarn greifen auch zu den Stöcken und prügeln ihrerseits; der Kreis der Schläger

vergrößert sich und der Streit theilt sich der ganzen Stufenabtheilung mit, in wenigen Augenblicken fliegen Hüte in der Luft, Kravatten werden zerrissen, die Gesichter bluten und ein betäubendes Geschrei erfüllt die Luft, alle Zuschauer stehen auf, die Wachen setzen sich in Bewegung und die toreros sind aus Schauspielern Zuschauer geworden. Ein andermal wendet sich ein Haufen Spaßvögel alle auf einmal um und rufen: „Da ist er.“ — „Wer?“ — „Niemand;“ aber in der Nähe steht alles auf, und die Entfernteren steigen sogar auf ihre Stühle, die Damen beugen sich zu den Logen hinaus; in einem Augenblick ist der ganze Circus drunter und drüber. Die Spaßvögel aber brechen in ein schallendes Gelächter aus, die Nachbarn thun das Gleiche, um zu zeigen, daß sie nicht aufs Eis gegangen sind; und nun lacht man in den Logen, den Gallerieen, Alles lacht im ganzen Circus. Ein andermal fällt ein Fremder, der den Stierkämpfen zum ersten Male beiwohnt, in Ohnmacht; die Nachricht verbreitet sich blitzschnell, alle stehen auf, alle schreien, es gibt wieder einen Höllenlärm. Oder ein lustiger Vogel grüßt seinen Freund auf der gegenüberliegenden Seite des Circus mit einem Sprachrohr, welches wie ein Donnerschlag ertönt. Kurz diese große Menschenmenge ist in wenigen Augenblicken von hundert verschiedenen Gefühlen bewegt; in unaufhörlichem Wechsel geht sie vom Schrecken zum Entzücken, vom Entzücken zum Mitleid, vom Mitleid zum Zorn, vom Zorn zur Heiterkeit, zur Bewunderung, zu einer zügellosen Freude über.

Der Eindruck, welchen dieses Schauspiel auf das Gemüth macht, ist ein unbeschreibliches Gemisch von Ge=

fühlen, und wer sie empfindet, wird nicht klug daraus und weiß nicht, was er davon denken soll. Einen Augenblick erschrickt der Zuschauer, er möchte aus dem Circus fliehen und schwört, nie wieder dahin zurückzukehren; dann erstaunt er von Neuem, er wird mit fortgerissen und freudetrunken wollte er, das Schauspiel hätte kein Ende. Der zartfühlende Mensch, welcher einen Augenblick beinahe in Ohnmacht fällt, muß im nächsten mit seinen Nachbarn rufen, lachen und klatschen; der Anblick des Blutes ist ihm widerlich, aber der staunenswerthe Muth der Menschen entzückt ihn; die Gefahr beengt, aber der Sieg erfreut Jeden; nach und nach wird auch der Fremde vom allgemeinen Fieber angesteckt, er erkennt sich selbst nicht mehr, denn er ist nicht derselbe Mensch wie in seiner Heimath; hier fühlt er spanischen Aerger, spanische Wuth, spanische Begeisterung. Wie stark und muthig fühlt sich auch der schwächste Mensch, denn das Gefecht erhitzt sein Blut und der Glanz der Waffen spornt ihn an. Von dieser Menge Köpfe, von dem Lärmen, der Musik und dem Gebrülle aufgeregt, geblendet, verwirrt, schaudert er vor dem vergossenen Blute, und abwechselnd erschreckt ihn die tiefe Stille und die unerwarteten Ausbrüche; oder er staunt ob den unfaßbaren Entfernungen und dem Farbenglanze, kurz dem unbeschreiblichen Großen, Starken, Grausamen, Großartigen . . . .

Schön ist auch der Anblick am Ende des Schauspiels, wenn die Leute herauskommen: zehn Menschenströme ergießen sich aus den zehn Thoren und bevölkern in wenigen Minuten die Salamancavorstadt, den Prado, die Alleen von Recoletos, die Straße von Alcalà; viele hun-

dert Wagen warten in der Nähe des Circus. So weit das Auge reicht, sieht es während einer ganzen Stunde eine unzählbare Menschenmenge; alle schweigen, denn die Gemüthsbewegungen haben alle ermattet, nur der Lärm der Schritte ertönt, es scheint als wolle sich die Menschenmenge geheimnißvoll verlieren; die lärmende Fröhlichkeit von vorhin hat einer Art Schwermuth Platz gemacht. Was mich betrifft, so konnte ich kaum stehen, als ich aus dem Circus trat; Alles drehte sich wie eine Windmühle um meinen Kopf, es brauste mir in den Ohren und ich sah nichts als Stierhörner, blutunterlaufene Augen, todte Pferde und Waffenglanz. Ich schlug den kürzesten Weg ein, um schnell nach Hause zu kommen; ich ging bald darauf zu Bett und schlief sogleich fest ein. Den nächsten Morgen kam die Hausfrau, sobald sie konnte, um mich zu fragen: „Nun, wie hat es Ihnen gefallen? Haben Sie sich unterhalten? Werden Sie wieder hingehen? Was sagen Sie dazu?" — „Ich weiß nicht," antwortete ich, „es scheint mir, als hätte ich geträumt, ich werde Ihnen meinen Eindruck sagen, wenn ich darüber nachgedacht habe." — Samstag kam, der Tag vor dem zweiten Stiergefechte. „Gehen Sie?" fragte meine Hausfrau. „Nein," antwortete ich und dachte an etwas anderes. Aber als ich ausging, schlug ich die Alcalàstraße ein und ehe ichs versah, befand ich mich vor dem Laden, wo die Billets verkauft wurden; ich war mitten im Gedränge und fragte mich: — „Soll ich gehen?" Ja? . . . Nein? . . . . — „Wollen Sie ein Billet?" fragte mich ein Knabe: »un asiento de sombra, tenido numero seis,

barrera, quince reales.[1]) Und ich antwortete: „Gib her!“

Wer aber den Karakter dieses Schauspiels verstehen will, muß dessen Geschichte kennen. Wann das erste Stiergefecht stattfand, weiß man nicht mehr genau; die Ueberlieferung sagt, der Cid Campeador sei der erste Ritter gewesen, welcher mit der Lanze in die Arena gestiegen sei und vom Pferde herab das furchtbare Thier erlegt habe. Seitdem habe sich die adelige Jugend mit vielem Eifer dieser Uebung gewidmet; bei jedem Feste gab es Stierkämpfe und nur dem Adel gebührte die Ehre, zu fechten; selbst Könige betraten die Arena; das ganze Mittelalter hindurch war dieses das Lieblingsspiel der Höfe und die bevorzugte Uebung der Krieger, nicht nur unter den Spaniern, auch unter den Arabern; beide wetteiferten in der Arena wie auf dem Schlachtfelde. Isabella die Katholische wollte die Stierkämpfe verbieten, da sie ihr Grauen erregt hatten; aber die überwiegende Zahl der mächtigen Anhänger dieses Schauspiels bewog sie, ihr Vorhaben aufzugeben. Nach Isabella nahmen die Gefechte einen großen Aufschwung. Karl V. tödtete eigenhändig einen Stier auf dem Hauptplatze von Valladolid; Fernando Pizarro, der berühmte Eroberer Peru's war ein tapferer torero; der König Don Sebastian von Portugal errang manchen Lorbeerzweig in der Arena; Philipp III. verschönerte den Circus von Madrid; Philipp IV. kämpfte darin; auch Karl II. begünstigte diese

[1]) Ein Schattensitz, Sperrsitz Numero sechs, Barriere, fünf Reales.

Kunst; unter der Herrschaft Philipps V. wurden auf Befehl der Regierung verschiedene Cirkusse gebaut; aber bis dahin gebührte immer noch ausschließlich dem Adel die Ehre zu torear; es wurde nur zu Pferde und zwar auf den schönsten Pferden gekämpft und nur das Blut des Stieres vergossen. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts theilte sich die Kunst dem Volke mit, und nun erst entstanden die eigentlichen toreros, diese Künstler von Beruf, welche zu Pferde und zu Fuß kämpften. Der berühmte Francisco Romero de Ronda vervollkommnete den torero zu Fuß, er führte die Sitte ein, den Stier mit dem Schwerte und der muleta von Angesicht zu Angesicht zu erlegen und stellte die Regeln der Kunst fest. Nun wurde das Schauspiel volksthümlich und das Volk besuchte es mit Begeisterung. König Karl III. wollte die Spiele verbieten, aber die Begeisterung des Volkes verwandelte sich daraufhin in eine epidemische Leidenschaft, wie sie ein spanischer Chronikenschreiber nennt. Der König Ferdinand VII., welcher dieses Spiel leidenschaftlich liebte, gründete in Sevilla eine Schule für Stiergefechte; Isabella II. war davon noch entzückter als Ferdinand VII., und Amadeo I. soll es nicht weniger als Isabella II. sein. Und nun blüht der toreo mehr wie je in Spanien, mehr als hundert der großen Grundbesitzer ziehen Stiere für das Schauspiel; Madrid, Sevilla, Barcelona, Cadix, Malaga, Jerez, Porto de Santa Maria haben Cirkusse ersten Ranges; und kleinere, welche drei- bis neuntausend Zuschauer aufnehmen, gibt es mindestens fünfzig; in den Dörfern, wo kein Circus vorhanden ist, werden die corridas auf den

Plätzen veranstaltet; in Madrid findet das Schauspiel jeden Sonntag, in den andern Städten so oft als möglich statt; immer ist ein großer Menschenzulauf; von den nahen Städten, den Dörfern, vom Lande, von den Bergen, den Inseln, ja sogar von fremden Ländern eilen die Zuschauer herbei. Zwar sind nicht alle Spanier in dieses Schauspiel vernarrt; viele besuchen es nie, nicht wenige tadeln und verabscheuen es und möchten es je eher je lieber aus Spanien verbannen; von Zeit zu Zeit protestirt ein Zeitungsschreiber dagegen und wenn ein torero getödtet wird, so möchte irgend ein Deputirter Tags darauf eine Interpellation an die Regierung ergehen lassen; aber Alle sind schüchterne schwache Feinde. Dagegen werden die Stiergefechte mit eifrigen Schriften vertheidigt, neue Cirkusse erbaut, die alten erneuert und die Fremden, welche sich gegen die spanische Grausamkeit erheben, wacker ausgelacht.

Nicht nur im Sommer werden Stiergefechte gegeben, und das Schauspiel ist auch nicht immer eins und dasselbe. Den ganzen Winter hindurch ist jeden Sonntag im Madrider Circus eine Vorstellung; hier sind zwar weder die schönen feurigen Stiere des Sommers, noch die großen Künstler, welche ganz Spanien bewundert, zu sehen. Es sind Stiere von kleinem Bau und kleinem Muth, die toreros sind in der Kunst noch nicht geübt; aber trotz alledem gibt es ein Schauspiel und obgleich es weder vom König noch von der Aristokratie besucht wird, wie das Gefecht im Sommer, so ist der Cirkus doch immer voll Menschen. Es wird wenig Blut vergossen, nur zwei Stiere werden umgebracht und das Schauspiel endet mit

Feuerwerk. Dies ist eine Unterhaltung für Mägde und Kinder, wie die leidenschaftlichen Stierliebhaber verächtlich zu sagen pflegen. Aber dennoch ist auch im Winterschauspiel ein Auftritt unterhaltend. Wenn die toreros die toros de muerte [1]) erlegt haben, so wird die Arena den Zuschauern freigestellt; von allen Seiten springt das Volk hinein, in kurzer Zeit sind ihrer hundert Handwerker, Schüler, Gassenjungen darin, einer führt einen Mantel, ein zweiter ein Tuch, ein dritter irgend einen Lumpen bei sich und so sind sie rechts und links vom toril versammelt um den Stier zu empfangen. Das Thor öffnet sich und ein Stier mit verbundenen Hörnern stürzt in die Arena; nun beginnt ein unbeschreiblicher Zusammenlauf. Die Menge umgibt und verfolgt ihn, zieht ihn hin und her, umflattert ihn mit den Mänteln, hetzt und plagt ihn auf alle möglichen Arten, bis das arme Thier es nicht mehr aushalten kann, dann wird es hinausgeführt und ein anderes tritt an seine Stelle. Die Verwegenheit, mit welcher sich die Knaben unter den Stier werfen, ihn am Schwanze ziehen und auf ihn springen, ist unbegreiflich; unglaublich auch die Gelenkigkeit, mit welcher sie dessen Stößen ausweichen. Manchmal erreicht der Stier mit einer raschen Bewegung einen, wirft ihn nieder oder in die Luft und hebt ihn auf die Hörner; manchmal wirft er mit einem einzigen Stoße ein halbes Dutzend zu Boden und der Stier sowie die Menschen verschwinden in einer Staubwolke, und einen Augenblick befürchtet der Zuschauer, daß Jemand getödtet worden ist.

---

1) Die dem Tode geweihten Stiere.

Warum nicht gar! Die unerschrockenen capeadores stehen mit zerschlagenen Gliedern und staubigem Gesichte auf, zucken die Achseln und beginnen von Neuem. Aber auch dieses ist nicht das schönste Nebenspiel der Wintergefechte. Manchmal wird der Stier statt von toreros von toreras angegriffen; dies sind Frauen im Kostüme der Seiltänzerinnen, mit Gesichtern, vor welchen nicht nur die Engel allein, sondern selbst Luciferus:

»Faria dell' ali agli occhi una visiera;«[1])

die picadoras reiten auf einem Esel, die espada, welche ich sah, war ein altes Weib von sechzig Jahren, sie heißt Martina, ist eine Asturierin und in allen Cirkussen Spaniens bekannt, — die espada ist zu Fuß mit dem Stoßdegen und der muleta bewaffnet, wie der unerschrockenste matador des starken Geschlechts; die ganze cuadrilla ist von einem Gefolge chulos mit großen Perrücken und Höckern begleitet. Für vierzig Franken wagen diese Unglücklichen ihr Leben. An dem Tage, wo ich diesem Schauspiele beiwohnte, brach ein Stier einer banderillera den Arm, einer andern zerriß er dergestalt die Kleider, daß sie mitten im Circus kaum genug Fetzen hatte, um ihre Blöße zu bedecken.

Nach den Frauen kommen die wilden Thiere an die Reihe. Zu verschiedenen Zeiten ließ man den Stier gegen Löwen und Tiger kämpfen; vor einigen Jahren fand ein solcher Kampf im Circus von Madrid statt. Berühmt ist derjenige, welchen der Graf Herzog von Olivares, wenn ich nicht irre zu Ehren Don Balthasar Carlos von

[1]) Mit den Flügeln die Augen bedecken würde.

Oesterreich, Prinz von Asturien, an dessen Geburtstag veranstaltete; der Stier kämpfte gegen einen Löwen, einen Tiger und einen Leoparden und besiegte alle drei. Auch in dem Kampfe, welcher vor einigen Jahren stattfand, zogen Löwe und Tiger den Kürzeren; Beide warfen sich ungestüm gegen den Stier, aber noch ehe sie ihn beim Genick packen konnten, waren sie vom fürchterlichen Horn aufgespießt und wälzten sich am Boden in ihrem Blute. Nur ein Elephant, welcher heute noch in den Gärten von Buen Retiro lebt, trug den Sieg davon. Der Stier griff ihn an, jener legte ihm nur den Kopf auf den Rücken, drückte und sein Druck war so zart, daß er den ungeschickten Gegner wie eine Kröte platt drückte. Aber nun kann man sich leicht vorstellen, wie viel Geschick, Muth und unerschütterliche Seelenruhe dazu gehört, damit ein Mensch, nur mit einem Schwerte bewaffnet, einem Thiere begegnen könne, welches Löwen tödtet, Elephanten angreift und was es nur berührt, zerreißt, zerbricht, niederwirft, mit Blut bedeckt! Und dennoch gibt es Männer, welche es alle Tage wagen!

Die toreros sind keine Künstler wie die Seiltänzer, für welche das Volk kein anderes Gefühl als dasjenige der Bewunderung hegt. Der torero wird auch außer dem Circus geachtet, die jungen Aristokraten protegiren ihn, im Theater hat er seine Loge, er besucht die feinsten Kaffeehäuser von Madrid, und auf der Straße grüßen ihn ehrerbietig auch Leute von hohem Range. Berühmte espadas wie Frascuelo, Lagartijo, Cayetano verdienen ihre 20 000 Franken im Jahre, sie besitzen Häuser und Villen, haben die prächtigsten Wohnungen

inne, sie sind immer sehr sorgfältig gekleidet und für ihre vergoldeten und versilberten Trachten geben sie viel Geld aus; auch reisen sie wie Prinzen und rauchen nur Havannacigarren. Außerhalb des Circus ist ihre Kleidung sehr merkwürdig: auf dem Kopfe tragen sie einen schwarzsammetnen Orsinihut; aus einer kleinen enganschließenden, aufgeknöpften Jacke, welche nicht ganz bis an die Hose reicht und der halboffenen Weste sieht ein außerordentlich feines Hemd hervor; sie tragen keine Halsbinde, dafür aber um die Hüften eine roth- und blauseidene Schärpe, eine enganliegende Hose, welche wie die Trikots der Ballettänzerinnen aussieht und ein Paar gestickte saffianlederne Schuhe beenden den Anzug; ein kleiner Zopf hängt ihnen hinten; und sonst tragen sie so viel goldene Knöpfe, Ketten, Diamanten, Ringe, Verzierungen, als trügen sie eine Goldschmiedbude mit sich. Viele halten Reitpferde, und wenn sie nicht kämpfen, spazieren sie fortwährend im Prado, bei der Puerta del Sol, in den Recoletos-Gärten mit ihren Frauen oder Geliebten, welche ihrerseits prächtig geputzt sind und sich auf deren Liebe viel einbilden. Ihre Namen, ihre Gesichter, ihre Geberden sind dem Volke bekannter, als die Namen, Gesichter und Geberden der Heerführer und Staatsminister. Auch kommen überall toreros vor: toreros in den Komödien, toreros in den Liedern, toreros auf den Bildern, toreros in den Schaufenstern der Buchhändler, Statuen, welche toreros darstellen, Fächer mit den Bildnissen der toreros, Taschentücher mit toreros; das Handwerk der toreros ist das einträglichste, ehrbarste Handwerk, welchem sich ein muthiger Sohn dieses Volkes widmen

kann. Wirklich widmen sich ihm auch viele. Aber nur wenige werden vorzüglich, die meisten bleiben schlechte capeadores, wenige werden gute banderilleros, noch seltener sind vorzügliche picadores, aber zu tapferen espadas bringen es nur die Glückskinder, welche die Natur begünstigt hat, man muß wirklich mit dem Talent dazu geboren sein; es kommt einer als espada auf die Welt, wie ein anderer als Dichter. Sehr selten wird Jemand vom Stier getödtet, so daß die Unglücklichen an den Fingern abgezählt werden können; aber der Verkrüppelten und Lahmen, welche für die Bühne untauglich wurden, gibt es unzählbare. Sie gehen auf Krücken und mit Stöcken in der Hand umher, die einen ohne Arme, die andern ohne Beine. Der berühmte Tato, der älteste der lebenden toreros, verlor ein Bein. In den paar Monaten, welche ich in Spanien blieb, wurde in Sevilla ein banderillero beinahe umgebracht, in Madrid ein picador gefährlich verwundet, Lagartijo übel zugerichtet, und in einem Dorfe drei Dillettanten capeadores getödtet. Es gibt kaum einen torero, welcher in der Arena nicht sein Blut vergossen hätte.

Ehe ich Madrid verließ, wollte ich noch mit dem berühmten Frascuelo sprechen, dem Könige der espadas, dem Abgott des Madridrer Volkes, der Ehre seiner Kunst. Ein genuesischer Schiffskapitän, welcher ihn kannte, übernahm es, mich ihm vorzustellen und wir bestimmten den Tag, an welchem wir im Café Imperial bei der Puerta del Sol zusammentreffen sollten. Ich muß lachen, wenn ich an die Gemüthsbewegung denke, welche sich meiner bemächtigte, als ich ihn von ferne auf uns zukommen sah. Er war sehr reich gekleidet und mit Verzierungen bedeckt,

so daß er wie ein General in Galauniform glänzte; er durchschritt das Kaffeehaus, fast alle Anwesenden wandten sich um und hefteten ihre Augen auf ihn, auf meinen Freund und auf mich; ich fühlte eine gewisse Unruhe. „Herr Salvador Sanchez,“ stellte der Kapitän vor (Frascuelo ist sein Beiname). Und dann zu Frascuelo gewandt: „Dies ist der Herr so und so, Ihr Bewunderer.“ Der berühmte Matador verneigte sich, ich machte eine Verbeugung und wir setzten uns, um zu plaudern. Welch merkwürdiger Mensch! Wer ihn reden hörte, hätte geglaubt, er könne keine Fliege umbringen. Er ist ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, von mittlerer Größe, lebhaft, braun, schön, mit einem starren Blicke und dem Lächeln eines zerstreuten Menschen. Ich fragte ihn hundert Dinge über seine Kunst und sein Leben; er antwortete lakonisch; ich mußte ihm durch meine Fragen Wort für Wort aus dem Munde locken. Auf ein Lob antwortete er kaum, indem er mit bescheidenem Blicke seine Fußspitzen betrachtete. Als ich ihn fragte, ob er je verwundet worden sei, berührte er ein Knie, eine Hüfte, die Schulter, die Brust und sagte: „Hier und hier und hier und auch hier;“ und lächelte wie ein kleines Kind. Er schrieb mir seine Adresse auf und bat mich, ihn zu besuchen, dann bot er mir eine Cigarre an und ging. Drei Tage darauf befand ich mich beim Stiergefechte auf einem Platze in der Nähe der Brüstung; er ging an mir vorbei, um die Cigarren aufzuheben, welche ihm die Zuschauer zuwarfen; ich warf ihm eine mailändische von denjenigen mit dem Strohhalme zu; er nahm sie, schaute sie an, lächelte und suchte, wer sie ihm zugeworfen habe; ich

machte ihm ein Zeichen, er sah mich und rief aus: — Ah! el italiano! — Es scheint mir, ich sähe ihn noch: er trug aschgraue Kleidung und eine seiner Hände war blutig ....

Und nun zum Schlusse ein Urtheil über die Stierkämpfe! Ist es wahr, daß es eine Grausamkeit ist, und eines civilisirten Volkes unwürdig? Ist es wahr, daß dieses Schauspiel das Gemüth verdirbt? Ein aufrichtiges Wort darüber! Ein aufrichtiges Wort? Ich möchte mir durch meine Antwort weder eine scharfe Strafpredigt zuziehen, noch mir über den Mund fahren lassen, denn ich muß ja doch gestehen, daß ich den Circus alle Sonntage besuchte. Ich habe erzählt, beschrieben, der Leser weiß nun so viel wie ich, er möge nach seinem eigenen Gutdünken urtheilrn, und mir meine Meinung erlassen.

Ich sah in Madrid das berühmte Todtenamt, welches alle Jahre am zweiten Mai in dieser Stadt gefeiert wird, zu Ehren der Spanier, welche vor fünfundsechzig Jahren an jenem schrecklichen Tage, dessen Ereignisse ganz Europa erzittern machten und die den Unabhängigkeitskrieg zum Ausbruch brachten, im Kampfe gefallen waren oder nachher von den Franzosen zusammengehauen wurden.

Bei Sonnenaufgang erschallt Kanonendonner und zugleich beginnt in allen Pfarrkirchen in Madrid sowie vor einem Altare, welcher zu diesem Zwecke neben dem Denkmal errichtet wird, eine Messe, welche bis Abends dauert. Die eigentliche Feier, welche gewöhnlich vom königlichen Palaste aus, zuerst in die San Isidorkirche geht, wo die Gebeine der Todten bis 1840 begraben lagen und

wo eine Predigt stattfindet, und dann nach dem Denkmal, um der Messe beizuwohnen.

In allen Straßen, durch welche der Aufzug ziehen mußte, waren Freiwilligen-Bataillone, Infanterie-Regimenter, Kürassierschwadronen, Bürgergarden zu Fuß, Artilleristen und Kadetten aufgestellt; allerseits ertönten Posaunen, Trommeln und spielten Musikbanden; Generalshüte, Adjutantenfederbüsche, Fahnen und Lanzen überragten überall die Köpfe der Masse; von allen Seiten kamen hohe, Triumphwagen ähnliche, ganz vergoldete, mit Sammt und Seide, Fransen und Schleifen ausgestattete und von prächtig geschmückten Pferden gezogenene Senats- und Corteswagen angefahren; Teppiche und Blumen schmückten die Fenster aller Häuser, ganz Madrid war in Bewegung.

Ich sah den Aufzug durch die Alcalàstraße ziehen. Zuerst die Jäger der Stadtmiliz zu Pferd; dann je zu zweien sämmtliche Kinder aus allen Schulen von Madrid, dann die Invaliden der Armee mit Krücken, verbundenen Gesichtern, oder von Gefährten unterstützt und beinahe getragen; Soldaten, Generale mit veralteten Uniformen und die Brust mit Orden bedeckt, mit langen Degen und auf den Hüten Federbüsche; dann ein Trupp Offiziere von allen Waffengattungen, welche von Gold und Silber strotzten; dann die hohen Staatsbeamten, die Abgeordneten der Provinzen, die Cortesmitglieder und die Senatoren; dann die Wappenträger des Gemeinderaths und der Kammern, welche weite Sammettogen und silberne Stöcke trugen; dann alle Stadtbeamten, sämmtliche Alcalden von Madrid, schwarz gekleidet mit Schaumünzen um den Hals; und

endlich der König in Generalsuniform zu Fuß, begleitet vom Bürgermeister, dem kommandirenden General der Provinz, den Generalen, Ministern, Gesandten, Ordonnanzoffizieren und Adjutanten, Alle mit entblößtem Haupte. Hundert Garden zu Pferd, blitzend wie Krieger aus dem Mittelalter; die königlichen Garden zu Fuß, mit großen Pelzmützen wie diejenigen der neapolitanischen Garde, rothen Röcken mit Schößen, weißen Hosen und breiten über die Brust gekreuzten Wehrgehängen, bis ans Knie reichenden schwarzen Gamaschen und Degen, Schleifen, Schnüren, Schnallen, Verzierungen aller Art; dann wieder Freiwillige, Infanterie, Artillerie und Volk. Alle gingen langsamen Schrittes, während Musikbanden spielten, Glocken läuteten und das Volk sich ganz still verhielt. Diese Masse Kinder und Arme, Geistliche und Magistratspersonen, verkrüppelte Veteranen und Granden von Spanien bildeten einen schönen, großartigen Anblick, welcher zugleich Rührung und Ehrfurcht erweckte.

Der Aufzug kam vom Prado und ging nach dem Denkmal. Wege, Felder und Gärten waren dicht bevölkert. Die Damen standen aufrecht in ihren Wagen, auf den Stühlen und Steinbänken und hielten die Kinder in die Höhe, auf allen Dächern und Bäumen befanden sich Menschen, Fahnen, Trauerinschriften. Listen der Opfer vom zweiten Mai, auf die Baumstämme geklebte Gedichte, schwarzgeränderte Zeitungen und Bilder, welche die Vorfälle darstellten, waren überall zu sehen, und außerdem wo das Auge hinblickte, Kränze, Krucifixe, Tische mit Büchsen für Almosen, brennende Kerzen, Bilder, Statuetten und Kinderspielzeug mit der Abbildung des Denkmals;

lauter Andenken an das Jahr 1808, Sinnbilder, Trauer-Fest- und Kriegszeichen. Die Männer gingen fast alle schwarz gekleidet, die Damen im Staate mit Schleppen und Schleiern; Massen von Bauern waren aus allen Dörfern der Umgegend in ihren Festtagskleidern herbeigekommen; mitten in diesem Gedränge herrschte ein betäubendes Geschrei der Wasserträger, Garden und Offiziere.

Das Denkmal des zweiten Mai, welches sich auf der Stelle erhebt, wo die meisten Spanier erschossen wurden, ist sehr großartig, obwohl dessen künstlerischer Werth weit unter seinem Ruhme steht. Es ist einfach, glatt und nach dem Urtheile Vieler sogar schwerfällig und schlecht gebaut, aber es fesselt Blick und Geist selbst desjenigen, welcher nicht weiß, was es bedeutet. Jeder merkt sogleich, daß hier etwas Schreckliches vorgefallen sein muß. Auf einer achteckigen Erhebung von vier Granitstufen steht ein großartiger viereckiger Sarkophag, mit Inschriften, Wappen und zwei Reliefs geschmückt; letztere stellen die beiden spanischen Offiziere dar, welche am zweiten Mai bei der Vertheidigung des Artillerieparks fielen. Ueber dem Sarkophag erhebt sich ein dorisches Piedestal, auf welchem sich vier allegorische Figuren befinden: Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Ausdauer und Tugend. In ihrer Mitte steht ein hoher Obelisk mit der goldenen Inschrift: Dos de mayo. Das Denkmal ist von einem kreisförmigen Garten umgeben, welchen acht nach der Mitte führende Wege durchschneiden; jeder Weg ist zu beiden Seiten mit Cypressen bepflanzt, und der Garten ist mit einem Eisengitter umgeben, um welches ringsum einige Marmorstufen laufen. Dieser Cypressenwald, der eingeschlossene einsame Garten,

welcher an der lebhaftesten Promenade Madrids liegt, ist wie ein Bild des Todes inmitten der Freuden des Lebens. Niemand kann hier vorbeigehen, ohne dem Garten einen Blick zuzuwerfen, oder ihn betrachten, ohne nachzudenken. Nachts, wenn er vom Monde erleuchtet ist, gleicht er einer phantastischen Erscheinung und rings umgibt ihn eine feierliche Trauer.

Der König kam, die Messe wurde gefeiert, alle Regimenter zogen vorüber und der Aufzug war zu Ende. Auf diese Weise wird der Jahrestag des zweiten Mai seit anno 1814 mit so viel Liebe und Ehrfurcht gefeiert, daß es nicht nur dem spanischen Volke, sondern überhaupt dem menschlichen Herzen zur Ehre gereicht. Dies ist das wahre spanische Nationalfest, es ist der einzige Tag im Jahre, an welchem die Parteikämpfe ruhen und sich alle Herzen in einem Gefühle vereinen. Auch enthält dieses Gefühl keine Bitterkeit gegen Frankreich, wie es leicht möglich wäre; die ganze Schuld des Krieges und der Grausamkeiten, welche dieser mit sich brachte, schiebt Spanien auf Napoleon und Murat. Die Franzosen werden so freundlich aufgenommen, wie alle übrigen Fremden; von den unglückseligen Maitagen wird nur gesprochen, um die Todten und das Vaterland zu ehren. Alles ist edel und groß bei dieser Feierlichkeit; im Angesicht dieses geheiligten Denkmals hat Spanien nur Worte des Friedens und der Vergebung.

Eine andere Sehenswürdigkeit von Madrid sind die Hahnenkämpfe.

Eines Tages las ich in der „Correspondencia" folgende Anzeige: — En la funcion que se celebrarà mañana en el circo de Gallos de Recoletos, habrà, entre otras, dos peleas, en las que figurarán gallos do los conocidos aficionados Francisco Calderon y Don Josè Diez, por lo que se espera serà muy animada la diversion. [1]) Das Schauspiel fing um zwölf Uhr an und ich entschloß mich, es zu besuchen. Sogleich fiel mir die Eigenheit und Zierlichkeit des Theaters auf. Es gleicht einem Lustschlosse, ist aber geräumig genug, um tausend Menschen zu fassen. Es ist kreisrund gebaut. In der Mitte ist eine Art Bühne, welche kreisförmig nicht viel mehr als drei Spannen über dem Boden erhaben, mit einem grünen Teppiche bedeckt und von einem Gitter umgeben ist; dies ist das Kampffeld der Hähne. Zwischen jeder Eisenstange der Umzäunung zieht sich ein feines Drahtgitter, welches den Kämpfenden die Flucht vereitelt. Rings um diesen Käfig, dessen Boden wohl so groß wie eine Speisetafel ist, stehen zwei Reihen Armsessel, die mit rothem Tuche überzogen sind. Auf einigen Sesseln der ersten Reihe steht mit großen Buchstaben: — Präsident, Sekretär — und andere Persönlichkeiten, welche das Gericht des Schauspiels bilden. Nach den Armsesseln beginnen die Bänke, welche treppenartig

---

[1]) In dem morgen stattfindenden Kampfe im Hahnencircus von Recoletos werden unter anderen zwei Gänge stattfinden, in welchen Hähne von den bekannten Liebhabern Francesco Calderon und Don Josè Diez auftreten werden, weßhalb wir hoffen, daß die Unterhaltung sehr zahlreich besucht werden wird.

bis an die Wand steigen und rings um dieselben geht eine von zehn dünnen Säulen getragene Gallerie. Das von oben strahlende Licht, das lebhafte Roth der Armsessel, die mit Blumen bemalten Wände, die Säulen, die Ausstattung, kurz Alles ist so neu und malerisch, daß es Jedem auffallen und ihn heiter stimmen muß. Auf den ersten Blick erwartet der Besucher eher ein Konzert als einen Kampf zwischen zwei Hähnen.

Als ich eintrat, befanden sich schon gegen hundert Menschen im Theater. — Aber was für Menschen! — Das Publikum des Hahnencircus ist ganz verschieden von demjenigen anderer Theater; es ist ein Gemisch sui generis, welches man nur in Madrid antrifft. Keine Frau ist zu sehen, kein Kind, kein Soldat, kein Handwerker, denn es ist ja Werktag und eine unbequeme Stunde; und dennoch trifft man hier eine größere Auswahl Gesichter, Kleider und Geberden, als in irgend einem andern öffentlichen Gebäude. Es sind lauter Menschen, die den lieben langen Tag nichts zu thun haben: Komödianten mit langen Haaren und abgeschabten Cylinderhüten, toreros — ich sah Calderon, den berühmten picador — mit ihren rothen Schärpen um die Lenden; Studenten, deren Gesichter die Spuren einer durchschwärmten Nacht trugen. Und neben diesen: Hahnenverkäufer, junge Leute aus der feinen Gesellschaft und alte schwarzgekleidete aficionados [1]) mit schwarzen Handschuhen und einer großen Halsbinde. Diese sitzen in der Nähe des Käfigs. Abseits rari nantes,

---

[1]) Liebhaber.

hie und da ein Engländer oder ein Hans in allen Ecken, ein Circusdiener, ein liederliches Weibsbild oder eine Stadtwache. Außer den Fremden und Wachen kennen sich alle — Herren, toreros, Kaufleute, Komödianten, alle schwatzen durcheinander über die Qualität der Hähne, welche das Programm des Schauspiels verspricht, über die Wetten des vorhergehenden Tages, über die Vorfälle des Kampfes; von Krallen, Federn, Sporen, Flügeln, Schnäbeln, Wunden und indem sie mit der reichen Terminologie der Kunst prahlen, citiren sie Regeln, Beispiele, Hähne der vergangenen Jahre, berühmte Kämpfe, Niederlagen und Siege.

Das Schauspiel begann zur bestimmten Stunde. Ein Mann stellte sich mit einem Blatt Papier mitten in den Circus und fing an zu lesen. Alles schwieg: Er las eine Reihe Zahlen herunter, welche das Gewicht der verschiedenen Hähne angab, denn von jedem Paare darf weder einer mehr wiegen als der Andere, noch ein gewisses in den Kampfregeln bestimmtes Maß übertreffen. Wieder begann das Geschwätz, dann wurde es plötzlich ganz still. Ein anderer Mann trat mit zwei Kistchen hervor; er öffnete eine Thüre im Gitter, stieg auf die Bühne und hing die beiden Kistchen an die beiden Enden einer Waage, welche von der Decke herabhängt. Zwei Zeugen versicherten sich, daß das Gewicht beider Theile beinahe gleich war; dann setzten sich Alle nieder, der Präsident ging an seinen Platz und der Sekretär schrie: — Silencio! — Der Wäger und ein anderer Diener nahmen jeder ein Kistchen und, indem sie Beide zu zwei entgegengesetzten Pforten des Gitters hineinschoben, öffneten sie dieselben zu-

gleich, die Hähne traten heraus, die Pforten schlossen sich und unter den Zuschauern dauerte noch einige Minuten lang ein tiefes Stillschweigen.

Es waren zwei andalusische Hähne von englischer Race, so nannte sie ein Zuschauer in meiner Nähe, groß, schlank und gerade gewachsen wie Tannen, mit langen beweglichen Hälsen, ohne Kragen und Schwungfedern, ohne Kämme, mit kleinen Köpfen und Augen, aus welchen die Streitlust blitzte. Die Zuschauer betrachteten sie aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen. Die aficionados urtheilen in kurzer Zeit nach den Federn, den Formen, den Bewegungen der beiden Thiere, welches wahrscheinlich siegen werde; dann bieten sie die Wette an. Dies ist natürlich ein sehr ungewisses Urtheil, aber gerade die Ungewißheit gibt dem Spiele Leben. Plötzlich wird die Stille von einem lauten Wortwechsel unterbrochen.

— Un duro por el derecho! — Un duro por el izquierdo! — Va! — Tres duros por el negro! — Quatro duros por el pardo! — Una onza por el chico! — Va! — Va por el negro! — Va por el pardo! —

Alle schreien, gestikuliren mit den Händen, zeigen mit den Stöcken auf einander, die Wetten kreuzen sich in allen Richtungen und in wenigen Minuten sind mehr als tausend Franken im Spiele.

---

[1]) — Ich wette einen Duro für den rechts! — Ein Duro für den links. — Es gilt! Drei Duros für den schwarzen! — Vier Duros für den grauen! — Eine Unze für den Kleinen! — u. s. w.

Zuerst schauen sich die beiden Hähne nicht an. Einer sieht hierhin, der andere dorthin, sie krähen und strecken die Hälse nach den Zuschauern, als wollten sie sagen: — Was sollen wir hier? — Nach und nach nähern sie sich einander ohne zu zeigen, daß sie den andern gesehen, als wollten sie sich gegenseitig hinterrücks anfallen. Dann machen sie mit ausgebreiteten Flügeln urplötzlich wie der Wind einen Sprung, schlagen in der Luft zusammen, fallen zurück und verbreiten eine Wolke von Federn um sich. Nach dem ersten Anprall stellen sie sich mit gestrecktem Halse einander gegenüber, so daß sich die Schnäbel fast berühren, und sehen einander unbeweglich an, als wollten sie sich mit den Blicken vergiften. Dann prallen sie wieder wüthend gegeneinander, und hierauf folgen die Angriffe ohne Unterbrechung. Sie verwunden sich mit den Krallen, den Sporen, dem Schnabel; sie umfassen sich mit den Flügeln, so daß sie wie ein einziger zweiköpfiger Hahn aussehen; einer sucht den andern mit seinem Körper zu erdrücken, dann schlagen sie sich gegen die Eisenstäbe des Gitters, verfolgen einander, fallen, kriechen und flattern; die Bisse werden häufiger, die Kopffedern fliegen hinweg, die Hälse sind feuerroth und blutig. Nun fangen sie an auf den Kopf, um die Augen, in die Augen selbst zu picken, sie zerfleischen sich mit wahnsinniger Wuth, als wüßten sie, daß einer von beiden sterben müsse; kein Klagelaut ertönt, nur das Geflatter der schlagenden Flügel, das Knicken der Federn, das Pochen der Schnäbel auf dem Schädel des Andern; ohne eine Sekunde Rast gehen sie wüthend dem Tode entgegen.

Die Zuschauer folgen jeder Bewegung aufmerksam

mit den Augen, sie zählen die ausgerupften Federn und die Wunden; der Lärm wird immer aufgeregter, die Wetten eifriger: — Cinco duros por el chico! — Ocho duros por el pardo! — Veinte duros por el negro! — Va! — Va! —

Dann kommt der Augenblick, in welchem einer der Hähne eine Bewegung macht, welche seine geschwächte Kraft verräth und man sieht Zeichen seiner Mattigkeit. Er wehrt sich noch, aber seine Bisse werden seltener, die Tritte schwächer, die Sprünge nehmen ab; er scheint zu wissen, daß er sterben muß; er kämpft nicht mehr um zu tödten, sondern um nicht getödtet zu werden; er tritt zurück, flieht, fällt, steht auf, fällt wieder und wankt als wie im Schwindel. Und nun wird das Schauspiel grauenhaft. Vor dem nachgebenden Feinde wird der Sieger noch wüthender; die Schnabelhiebe fallen schnell, grimmig, zielen in die Augen des Opfers und stechen regelmäßig wie die Nadeln einer Nähmaschine; mit der Kraft einer Springfeder reckt er den Hals und schnellt ihn zurück; er packt das Fleisch mit dem Schnabel, dreht und zerrt daran, taucht ihn wieder in die Wunde, als wollte er die verborgendste Fiber zerreißen; und wieder pickt er auf den Kopf, als wollte er den Schädel brechen und das Gehirn verspritzen. Kein Wort kann die Greuel dieses fortwährenden, unermüdlichen und unerbittlichen Hackens beschreiben. Das Opfer wehrt sich, entflieht, kreist um den Käfig, aber der Gegner ist hinter, neben, über ihm; er verfolgt es wie sein Schatten, beugt den Kopf wie ein Beichtvater über denjenigen des Flüchtlings und schlägt, und hackt, und zerreißt fortwährend. Er gleicht einem

Sklaventreiber, einem Henker; es scheint, als wollte er seinem Opfer etwas in's Ohr sagen, als begleite er jeden Stoß mit einem Schimpfworte: — Da nimm, leide, stirb; nein lebe, nimm diesen noch, auch diesen, Schlag auf Schlag. — Seine blutdürstige Wuth empört den gefühlvollen Zuschauer, jene feige Grausamkeit fordert Rache; ich hätte ihn erdrosseln mögen und seinen Kopf mit dem Fuße zertreten. Der besiegte, in Blut getränkte, zerrupfte, wankende Hahn machte von Zeit zu Zeit noch einen Angriff, er gibt einen Schlag mit dem Schnabel, flieht und wirft sich gegen das Gitter, um einen Ausweg zu finden.

Die aufgeregten Wetter schreien immer lauter und da sie nicht mehr auf den Ausgang des Kampfes wetten können, so wetten sie auf den Todeskampf. — Cinco duros à que no tira tres veces! — Tres duros à que no tira cinco! — Quatro duros à que no tira dos! — Va! — Va! [1])

Indem hörte ich eine Stimme, welche mich zittern machte: — Es ciego! [2]) —

Ich näherte mich dem Gitter, sah den besiegten Hahn genau an und zog mich schaudernd zurück. Er hatte keine Haut, keine Augen mehr, sein Hals war nur noch ein blutender Wirbel, sein Kopf — der bloße Schädel und die Flügel schleppten mit drei oder vier Federn versehen, wie Lumpen am Boden; es schien unmöglich, daß er so ent=

---

[1]) Fünf Duros, daß er nicht mehr drei Angriffe wagt. — Drei Duros, daß er nicht mehr fünf wagt. — Vier Duros, daß er nicht mehr zwei wagt! —

[2]) Er ist blind.

stellt, noch gehen und leben könne; er war gräßlich verunstaltet. Und dieses Ungeheuer, dieses blutende Gerippe vertheidigte sich noch, schlug blindlings um sich, und bewegte die bis auf zwei Stümpchen gebrochenen Flügel; streckte den zerfleischten Hals und nickte willenlos mit dem Schädel, wie ein neugeborener Hund; ekelerregend, schauderhaft sah er aus, so daß ich die Augen zur Hälfte schloß um ihn wenigstens nur verwischt zu sehen. Und der Henker fuhr immer fort in die Wunden zu picken, in den Augenhöhlen zu wühlen, auf den kahlen Schädel zu schlagen; dies war kein Kampf mehr, sondern ein Gemetzel; als wollte er ihn zerstückeln, ohne zu tödten; zu Zeiten, wenn das Opfer einen Augenblick unbeweglich blieb, beugte er sich darüber und betrachtete es mit der Kennermiene eines Anatomen, oder trat zurück und sah es mit der Gleichgiltigkeit eines Todtengräbers von oben herab an, dann fiel er es wieder mit der Gier eines Vampyrs an, hackte den Schädel, sog das Blut, zerriß Glied für Glied noch eifriger wie zuvor. Endlich blieb der Sterbende plötzlich stehen, neigte wie schlaftrunken das Haupt zu Boden, der Henker betrachtete ihn aufmerksam und hielt inne.

Nun verdoppelte sich aber das Geschrei; über die Zuckungen des Todeskampfes war schon nicht mehr zu wetten, dafür auf die Zeichen des nahen Todes: — Cinco duros à que no levanta mas la cabeza! — Dos duros à que la levanta! — Tres duros à que la levanta dos veces! — Va! — Va! [1])

---

[1]) Fünf Duros, daß er den Kopf nicht mehr hebt! — Zwei

Wenn der sterbende Hahn langsam den Kopf hob, so war der Henker mit einem Hagel von Hieben bereit, ihn niederzuzwingen; wieder brachen die Rufe los, das Opfer machte eine leise Bewegung und zog sich dadurch einen Hieb zu, — es zitterte — wieder ein Hieb. Endlich floß ihm ein Blutstrom aus dem Schnabel, es wankte und starb; der feige Sieger krähte. Ein Diener kam und trug beide weg.

Alle Zuschauer standen auf und nun begann ein lärmendes Gespräch; die Gewinnenden kicherten, die Verlierenden fluchten, Beide sprachen über die Vorzüge der Hähne und über die Vorfälle des Kampfes: — Buena pelea! — Buenos los gallos! — Los gallos malos! — No valen nada! — No entiende Usted! — Cállese Usted! — Buenos! — Malos! [1])

— Séntarse, caballeros! [2]) — rief der Präsident; alle setzten sich und ein zweiter Kampf begann.

Ich warf einen Blick aufs Schlachtfeld und ging hinaus. Unglaublich ist es beinahe und doch wahr, daß mir dieses Schauspiel mehr Schauder erregt hatte als der erste Stierkampf, dem ich beiwohnte. Ich hatte keine Ahnung von solch einer grausamen Wuth; ehe ich es sah, hätte ich nicht geglaubt, daß ein Thier, nachdem es einem Andern jede Macht genommen hat, im Stande wäre,

---

Duros, daß er ihn hebt! — Drei Duros, daß er ihn zwei Mal hebt!

1) Guter Kampf! — Gute Hähne! — Schlechte Hähne! — Sie sind nichts werth! — Sie verstehen nichts davon! — Schweigen Sie! — Gute! — Schlechte!

2) Setzen Sie sich, meine Herren.

es auf solche Weise mit der Hartnäckigkeit des Hasses und der Wollust der Rache zu quälen, zu martern, zu foltern; ich glaubte nicht, daß die Wuth eines Thieres sich bis zur wahnsinnigsten menschlichen Bosheit steigern könne. Noch heute, und es ist schon lange Zeit her, wende ich jedesmal den Kopf abseits, wenn ich an dieses Schauspiel denke, als müsse ich dem Anblick des sterbenden Hahnes ausweichen; und so oft ich einen Käfig sehe, senke ich die Augen, als müsse ich Blut und Federn auf dem Boden sehen. Wer nach Spanien geht, der folge meinem Rathe: — Hat er ein Herz, so mögen ihm die Stiere genügen.

Das Kloster Escurial.

Bevor ich nach Andalusien abreiste, begab ich mich noch nach dem berühmten Kloster Escurial, diesem Leviathan der Architektur, dem achten Weltwunder, der größten Granitmasse der Erde, und wem diese großartigen Benennungen nicht genügen, der mag sich so viel als möglich hinzu denken, er wird keinen Ausdruck finden, der auf diesen Bau nicht schon angewandt worden wäre. Ich verließ Madrid des Morgens in aller Frühe. Das Dorf Escurial, welches dem Kloster den Namen gab, ist acht Meilen von der Stadt entfernt, unweit des Guadarrama-Gebirges; die Straße führt durch eine öde, unfruchtbare Gegend, welche am Horizont von schneebedeckten Bergen abgeschlossen ist. Als ich bei der Station Escurial ankam, fiel ein feiner kalter Landregen, der bis auf die Knochen drang. Ein langer fortwährend steigender Weg führt von der Station nach dem eine halbe Meile entfernten Dorfe; ich setzte mich in einen Postwagen, der

mich in kurzer Zeit in einer einsamen Straße absetzte, welche links von den Klostermauern, rechts von den Häusern des Dorfes begrenzt und am Ende von einem Berge abgeschlossen ist Auf den ersten Blick wird der Fremde nicht klug daraus; er erwartet ein Gebäude und trifft eine Stadt; er weiß nicht, ob er sich schon im Innern des Klosters befindet oder nicht. Auf allen Seiten sieht er dieselben Mauern, er geht weiter und kommt auf einen Platz; er schaut um sich und sieht lauter Straßen. Der Besucher ist noch nicht eingetreten und das Kloster umgibt ihn schon; dann verirrt er sich und weiß nicht mehr, wohin er sich wenden soll. Der erste Eindruck ist trostlos; das ganze Gebäude ist erdfarben und weiße Striche trennen die Steine von einander; die Dächer sind mit Bleiplatten gedeckt; das ganze Gebäude scheint aus Erde gemacht. Die Mauern sind sehr hoch und kahl, und die vielen Fenster sehen aus wie Schießscharten. Das Ganze ist einem Gefängnisse ähnlicher als einem Kloster. Ueberall die dunkle todte Farbe; keine Seele weit und breit; ringsum die Stille einer verlassenen Festung. Hinter den schwarzen Dächern ragt der schwarze Berg als neige er sich darüber und mit diesem Hintergrunde sieht das Gebäude noch einsamer und geheimnißvoller aus. Derjenige, der diese Lage, Form und Farbe gewählt hat, wollte gewiß den Augen der Menschen ein traurig ernstes Schauspiel darbieten. Eure heitere Stimmung verläßt Euch, noch ehe Ihr eintretet. Das Lächeln erstirbt und läßt tiefen Gedanken Raum. Mit Herzklopfen, wie vor dem Thore einer todten Stadt, bleibt Ihr vor dem des Escurial stehen. Wenn die Schrecken der Inquisition noch

einen Winkel der Erde beherrschen, so ist es zwischen diesen Mauern; dort findet sich noch die letzte Spur, dort ertönt das letzte Echo.

Jedermann weiß, daß die Kirche und das Kloster des Escurial von Philipp II. nach der Schlacht von Saint Quentin gegründet wurde, als Lösung des Gelübdes, welches er dem heiligen Lorenz während der Belagerung gethan, als die Belagerer genöthigt waren, eine Kirche zu bombardiren, welche jenem Heiligen geweiht war. Don Juan Batista von Toledo begann das Werk, Herrera beendete es und die Arbeit dauerte 21 Jahre. Philipp II. wollte dem Gebäude die Form eines Rostes geben, als Andenken an das Märtyrerthum des heiligen Lorenz und so ist es auch wirklich erbaut worden. Die Fläche bildet ein rechteckiges Parallelogramm. In jeder Ecke erhebt sich ein großer viereckiger Thurm mit spitzem Dache; und diese stellen die vier Füße des Rostes vor; die Kirche und der königliche Palast stehen auf einer Seite und bilden den Griff; die inneren Gebäude endlich, welche die beiden längeren Seiten verbinden, dienen als Querstangen. Kleinere Gebäude erheben sich unweit des Parallelogramms, einer langen und einer kurzen Seite entlang, und bilden zwei große Plätze; die andern beiden Seiten sind von Gärten begrenzt; die Vorderseiten, Thore, Höfe, Alles ist in Uebereinstimmung mit dem großartigen Ganzen, und deßhalb wären viele Beschreibungen überflüssig. Der königliche Palast ist prächtig ausgestattet und wer ihn zu sehen wünscht, thut wohl, ihn vor dem Kloster und der Kirche zu besuchen, um die gänzlich verschiedenen Eindrücke nicht zu verwechseln. Der Palast nimmt das nordöstliche Ende

des Gebäudes ein. Einige Säle sind voller Gemälde, andere vom Fußboden bis zur Decke mit Teppichen tapezirt, welche Stierkämpfe, Volkstänze, Spiele, Feste, spanische Sitten darstellen und von Goya entworfen sind; wieder andere sind königlich möblirt und ausgestattet; die Böden, Thüren, Fenster sind mit wunderbaren, eingelegten Arbeiten und prächtigen Vergoldungen geschmückt. Aber unter allen Zimmern ist dasjenige Philipps II. das bemerkenswertheste. In dieser Kammer, welche so kahl und farblos wie eine Zelle ist, befindet sich ein Alkoven, welcher nach dem königlichen Oratorium in der Kirche führt, so daß der König bei geöffneten Thüren vom Bette aus den Priester sehen konnte, welcher die Messe las. Hier also schlief Philipp II., hier lag er in seiner letzten Krankheit, hier starb er. Einige Stühle, welche er benutzte, der Schemel, auf welchen er sein gichtkrankes Bein legte und ein Schreibtisch sind noch zu sehen. Die Wände sind weiß getüncht, die Decke glatt, ohne Verzierungen, der Boden aus Ziegelsteinen.

Nachdem er den Palast gesehen hat, muß der Besucher das Gebäude verlassen, um auf der andern Seite des Platzes durch das Hauptthor zu treten. Ein Lohndiener drängte sich mir auf und führte mich durch eine geräumige Vorhalle in den Königshof. Hier könnt Ihr Euch den Plan dieses riesigen Kolosses vorstellen. Der Hof ist ganz von Mauern eingeschlossen; dem Thore gegenüber liegt die Vorderseite der Kirche. Ueber einigen breiten Stufen erheben sich sechs ungeheure dorische Säulen, von denen jede ein großes, von einer Statue überragtes Piedestal trägt. Dieses sind sechs riesenhafte Statuen von Battista

Monegro, welche Josaphat, Ezechiel, David, Salomon, Josua und Manasse darstellen. Der Hof ist sehr feucht, theils gepflastert und theils mit Grasplätzen bewachsen; die Mauern sehen aus wie in Felsen gehauen, alles ist sehr starr, massiv, schwerfällig und bietet den Anblick eines Titanenbaues, welcher in einen steinernen Berg gehauen, den Erschütterungen der Erde und den Blitzen des Himmels trotzen kann. Hier fing ich an zu begreifen, was der Escurial eigentlich sei.

Ich stieg die Stufen hinan und trat in die Kirche.

Das Innere derselben ist traurig und kahl; vier ungeheure graue Granitpfeiler stützen die Decke, welche mit Fresken von Luca Giordano geschmückt ist; neben dem Hochaltare, welcher auf spanische Weise geschnitzt und vergoldet ist, und zwischen den Säulen zweier königlicher Oratorien, stehen zwei knieende Bronzegruppen, deren Gestalten mit gefalteten Händen nach dem Altare gerichtet sind; rechts Karl V., die Kaiserin Isabella und verschiedene Prinzessinnen; links Philipp II. mit seinen Frauen. Ueber dem Thore der Kirche, dreißig Fuß über dem Boden am Ende des Hauptschiffes, erhebt sich der Chor, mit zwei Reihen einfacher korinthischer Stühle. In einer Ecke neben einer geheimen Thüre steht der Stuhl Philipps II. Durch diese Thüre empfing er Briefe und wichtige Nachrichten, ohne daß die Priester, welche im Chore sangen, es bemerkten. Trotzdem diese Kirche eine der größten Spaniens ist, sieht sie doch neben den übrigen Gebäuden klein aus, aber obwohl sie ganz einfach und schmucklos scheint, so besitzt sie nichtsdestoweniger ungeheure Schätze an Marmor, Gold, Reliquien, Bildern,

welche theils in der Dunkelheit verborgen sind und theils wegen des traurigen Gesammteindrucks nicht beachtet werden. Außer den unzählbaren Kunstwerken, welche in den Kapellen, den anschließenden Kammern und auf den Treppen, die zur Tribüne führen, zu sehen sind, befindet sich in einem Gange hinter dem Chore ein prachtvolles Krucifix von Benvenuto Cellini aus weißem Marmor mit der Inschrift: Benvenutas Zelinus, civis florentinus facebat 1562. An anderen Orten befinden sich Bilder von Navarrete und Herrera. Aber die Bewunderung erstirbt in der allgemeinen Traurigkeit. Die Farbe des Steines, das dämmernde Licht, die tiefe Stille, welche Alles umgibt, lenken die Aufmerksamkeit immer wieder auf die Größe, die unbekannten Winkel, die Einsamkeit des Gebäudes und verdrängen die Freude der Bewunderung. Der Anblick dieser Kirche erweckt eine unbegreifliche Unruhe. Wer es auch nicht wüßte, könnte errathen, daß weit um diese Mauern nichts als Granit, Nacht und Todtenstille herrscht. Ihr seht das grenzenlose Gebäude nicht und faßt es doch; Ihr fühlt Euch inmitten einer unbewohnten Stadt, und der Wunsch bemächtigt sich Eurer zu eilen, um sie ganz zu sehen; denn Ihr möchtet Euch vom Alp befreien, den dieses Geheimniß auf Eure Seele legt; Ihr möchtet suchen, ob denn nirgends Tageslicht, Lärm und Leben zu finden wäre.

Aus der Kirche führt der Weg durch einige kahle, kalte Räume in die Sakristei. Es ist ein geräumiger, gewölbter Saal, dessen eine Wand von vielen feingearbeiteten Holzschränken eingenommen ist, welche die heiligen Ornate bergen; die entgegengesetzte Wand ist mit einer

Reihe Bilder von Ribera, Giordano, Zurbaran, Tintoretto uud anderen italienischen und spanischen Malern bedeckt; im Hintergrunde befindet sich der berühmte Santa-Forma-Altar mit dem kostbaren Bilde des armen Claudius Coello, welcher aus Herzeleid starb, weil Luca Giordano in den Escurial berufen wurde. Die Wirkung dieses Bildes übertrifft jede Vorstellung. In lebensgroßen Figuren stellt es die Prozession dar, welche veranstaltet wurde, um die Santa Forma an jenen Ort zu bringen; gerade jene Sakristei und der Altar sind darauf abgebildet; der Prior kniet auf den Stufen mit dem Kelche und der heiligen Hostie, um ihn die Diakonen, auf einer Seite kniet Karl II., abseits Mönche, Priester, Seminaristen und andere Gläubige. Die Figuren sind so sprechend und lebendig, die Perspektive so wahr, das Kolorit, die Schatten, das Licht so kräftig, daß der Eintretende statt vor einem Bilde, vor einem Spiegel zu stehen wähnt, welcher eine Kirchenzeremonie wiedergiebt, die gerade im anstoßenden Raume stattfindet. Und wenn auch die Täuschung der Figuren schwindet, so bleibt diejenige des Hintergrundes, und jeder Fremde muß nahe hinzutreten, ja beinahe das Bild berühren, ehe er sich überzeugt, daß dies wirklich eine bemalte Leinwand und keine zweite Sakristei sei. An Jubiläumstagen wird die Leinwand aufgerollt und dahinter erscheint eine Kapelle mit einem kleinen Bronzetempel, in dem eine wunderschöne Monstranz zu sehen ist, welche die heilige Hostie enthält und mit zehntausend blendenden in Strahlen geordneten Edelsteinen besäet ist.

Von der Sakristei gingen wir nach dem Pantheon. Der Lohndiener ging mit einer Fackel voraus, und nach-

dem wir eine lange Granittreppe hinabgestiegen waren, gelangten wir an eine unterirdische Pforte, durch welche kein einziger Lichtstrahl dringen kann. Ueber dieser Thüre steht eine Inschrift in ehernen vergoldeten Buchstaben, folgenden Inhalts:

Allmächtiger, großer Gott!

„Dieser Ort ist von der Gottseligkeit der österreichischen Dynastie bestimmt worden, die sterblichen Hüllen der katholischen Könige aufzunehmen, welche den ersehnten Tag unter dem, dem Erlöser der Menschheit geheiligten Hochaltare erwarten. Karl V., der durchlauchtigste Kaiser, bestimmie diesen Ort als letzte Ruhestätte für sich und sein Geschlecht; Philipp II., der weiseste der Könige, erwählte ihn; Philipp III., jener wahrhaft mildthätige Monarch, begann die Arbeiten. Der, durch seine Herzensgüte, Ausdauer und Frömmigkeit große Philipp IV. erweiterte, verschönerte und beendete das Werk im Jahre des Herrn 1654."

Der Lohndiener trat zuerst ein, ich folgte ihm und befand mich mitten unter Gräbern, oder vielmehr in einem einzigen dunkeln kalten Grabe, wie in einer Felsengrotte. Es ist ein kleiner achteckiger marmorner Raum mit einem kleinen Altare, der Eingangsthüre gegenüber; auf den andern Seiten steht Sarg an Sarg vom Boden bis an die Decke hinauf; bronzene Verzierungen und Basreliefs trennen dieselben von einander. Die Decke entspricht dem Hochaltare in der Kirche. Rechts vom Altare liegen Karl II., Philipp II., Philipp III., Philipp IV., Ludwig I., die drei Don Karlos und Ferdinand VII. begraben; links die Kaiserinnen und Königinnen. Der Lohndiener näherte die Fackel dem Grabe Doña Maria Luisas von Savoyen,

der Frau Karls III. und flüsterte mir mit geheimnißvoller Stimme zu: — Lesen Sie. — Der Marmor ist nach verschiedenen Richtungen hin zerkratzt und mit Mühe gelang es mir fünf Buchstaben zu entziffern; es ist der Name — Luisa, — welchen die Königin Luisa selbst mit der Spitze ihrer Scheere schrieb. Plötzlich löschte der Lohndiener die Fackel und wir blieben im Dunkeln: es überlief mich kalt. — Machen Sie Licht! — rief ich. Der Lohndiener aber brach in ein langes unheimliches Gelächter aus, welches mir wie das Röcheln eines Sterbenden klang, und antwortete: — Schauen Sie! — Ich schaute und sah einen schwachen Lichtstrahl, welcher durch eine Oeffnung in der Nähe der Wölbung drang, längs der Wand bis fast an den Boden lief und einige der Königinnengräber so wenig beleuchtete, daß ich sie kaum unterscheiden konnte; es schien ein Mondstrahl und die Basreliefs und Bronzeverzierungen der Gräber glänzten so sonderbar in der Dämmerung, wie wenn sie von Wasser trieften. Zu gleicher Zeit bemerkte ich auch den Dunst der Grabesluft, es war schauerlich; meine erregte Phantasie sah alle Särge aufgedeckt und die steifen Leichen darin; in Gedanken suchte ich einen Ausweg nach oben und befand mich allein in der Kirche, und aus der Kirche floh ich in das Labyrinth des Klosters; dann vergegenwärtigte ich mir wieder meine Lage, mitten unter den Särgen, ich wußte, daß ich ins Mark des riesenhaften Gebäudes, in den tiefsten Theil, den kältesten Winkel in das schreckenhafteste Heiligthum gedrungen war und ich kam mir vor wie ein armer, unter diesem Granitberge begrabener Gefangener; es war mir, als stürze Alles auf

mich, drücke mich auf allen Seiten und versperre mir überall den Ausweg; mit unaussprechlicher Traurigkeit dachte ich an Himmel, Erde und Luft, wie an eine entfernte Welt. — Mein Herr! — begann der Lohndiener mit feierlicher Stimme, ehe wir hinaustraten, und deutete nach dem Grabe Karls V. — Wie man ihn hinlegte, so liegt der große Kaiser noch heute mit offenen Augen, als lebe er! Dies ist ein Wunder Gottes, er allein weiß, was es bedeutet. Wer's erlebt, wird es sehen. Die letzten Worte sagte er ganz leise, als fürchte er, der Kaiser möchte ihn hören, dann bekreuzte er sich und ging mir voran die Treppe hinauf.

Nach der Kirche und der Sakristei ist die Gemäldegallerie sehenswerth; sie enthält eine große Anzahl Bilder von allen Malern der Welt, und obwohl sie nicht von den besten sind, da die guten Alle nach dem Madrider Museum gebracht wurden, so sind sie doch eines Besuches von einem halben Tage werth. Aus der Bildergallerie führt eine große Treppe, deren ungeheure Wölbung ganz mit Fresken von Luca Giordano bedeckt ist, nach der Bibliothek. Diese besteht aus einem sehr geräumigen Zimmer, welches mit großen allegorischen Bildern geschmückt ist, und mehr als 50 000 sehr werthvolle Bände enthält, von welchen 4000 ein Geschenk Philipps II. sind; und aus einem andern Zimmer mit einer reichen Sammlung von Handschriften. Nach der Bibliothek kommt das Kloster.

Hier verliert sich die menschliche Einbildung. Wenn einer meiner Leser den Estudiante de Salamanca von Espronceda gelesen haben sollte, so möge er sich jenes

unermüdlichen Jünglings erinnern, welcher die geheimniß-
volle Dame, die er Nachts zu Füßen eines Heiligenbildes
angetroffen hatte, von Straße zu Straße, von Platz zu
Platz, Gasse auf, Gasse ab verfolgte, bis er nach unzähl-
baren Wendungen die Gassen von Salamanca nicht mehr
erkannte und sich in einer fremden Stadt befand. Im-
mer noch rennt er um Häuserecken, kreuzt zahlreiche Plätze
und verfolgt die unbekannten Straßen; und während er
vorwärts geht, scheint sich die Stadt zu vergrößern, die
Straßen werden länger und die Gäßchen kreuzen sich häu-
figer. Aber er geht unermüdlich weiter, weiter, ohne
Rast, ohne Ruhe, er weiß nicht, ob er wacht oder träumt,
ob er trunken oder geisteskrank ist; in sein eisernes Herz
dringt nach und nach eine schauerliche Bangigkeit und die
merkwürdigsten Truggestalten belagern seinen Geist. So
geht es dem Fremden im Kloster Escurial. Ihr tretet
in einen langen unterirdischen Gang, welcher so eng ist,
daß die Ellbogen die Wände streifen, so nieder, daß Ihr
beinahe mit dem Kopfe anstoßt und so feucht wie eine
unterirdische Grotte; endlich gelangt Ihr ans Ende, aber
zur Rechten dehnt sich ein neuer Gang aus. Ihr geht
weiter, verschiedene Thüren zeigen sich Euren Blicken und
von da führen neue Gänge soweit das Auge reicht. In
einigen bemerkt Ihr am Ende ein Licht, in andern eine
Thüre, durch welche Ihr eine Reihe Zimmer erblickt.
Von Zeit zu Zeit hört Ihr einen Schritt, Ihr bleibt
stehen und hört ihn nicht mehr; dann hört Ihr ihn wie-
der und wißt nicht, ob er über Eurem Kopfe, rechts,
links, hinten oder vorn ertönt. Ihr nähert Euch einer

Thüre und tretet erschrocken wieder zurück: am Ende des ewig langen Ganges, in welchen Ihr geblickt, habt Ihr eine unbewegliche Gestalt gesehen, die Euch wie ein Gespenst ansah. Und weiter gehend trefft Ihr einen engen, von hohen Mauern umgebenen, mit Gras bewachsenen Hof, in welchem Eure Stimme wiederhallt; und ein fahles Licht, das von einer unbekannten Sonne zu kommen scheint, erinnert an jene Hexenhöfe, von welchen Ihr als Kinder geträumt. Nach dem Hof kommt eine Treppe, welche auf eine Gallerie führt, von der Ihr in einen andern öden, todtenstillen Hof seht. Wieder durchschreitet Ihr einen Gang und über eine andere Treppe tretet Ihr in einen dritten Hof; und neue Gänge, neue Treppen, leere Zimmerreihen, enge Höfchen entfalten sich Schritt für Schritt, und überall nichts als Granit, Gras, fahles Licht und Grabesstille. Im Anfang glaubt Ihr noch im Nothfalle den Rückweg allein finden zu können; dann aber verwirrt sich das Gedächtniß und Ihr wißt nichts mehr. Es kommt Euch vor, als hättet Ihr zum Mindesten zehn Meilen zurückgelegt, als irrtet Ihr schon seit Monaten in diesem Labyrinth umher, ohne einen Ausweg zu finden. Ihr tretet in einen Hof und denkt Euch: — Hier bin ich schon gewesen! — Und doch ist es ein ganz anderer, denn Ihr wähnt Euch auf einer Seite des Gebäudes und befindet Euch auf der entgegengesetzten. Endlich fragt Ihr den Lohndiener nach dem Kloster, er antwortet: — Hier ist es — und die nächste halbe Stunde vergeht wie die vorigen. Ihr fragt Euch, ob es nicht ein Traum ist und im Vorbeigehen seht Ihr lange mit Fresken bemalte, mit Bildern, Kreuzen und Inschriften geschmückte

Mauern, aber kaum gesehen vergeßt Ihr sie wieder und halb träumend fragt Ihr Euch abermals: wo bin ich? — dann seht Ihr ein Licht, das Ihr früher nicht kanntet, ist es dasjenige einer anderen Welt? oder ist es nur die Wirkung des Granitwiederscheines? oder das Mondlicht? Nein, denn noch ist es Tag; aber dies Licht ist trauriger als die dunkelste Nacht; es ist ein trügerisches, unheimliches, phantastisches Licht. Und weiter von Gang zu Gang, von Hof zu Hof; mißtrauisch schaut Ihr vor Euch hin; Ihr erwartet bei jeder Wendung plötzlich vor einer Reihe gespensterhafter Mönche, mit über die Augen gezogener Kapuze und verschränkten Armen zu stehen, und Ihr denkt an Philipp II.; Ihr glaubt seinen langsamen Schritt zu hören, der in dem finstern Winkel verhallt. Alles was Ihr über ihn, seine Schrecken, die Inquisition gelesen habt, kommt Euch in den Sinn und Alles wird vor den Augen Eures Geistes mit einem plötzlichen Lichte erhellt; zum ersten Male begreift Ihr die Sache; der Escurial ist Philipp II. selbst, Ihr seht ihn bei jedem Schritt, Ihr fühlt seinen Athem, dort lebt er noch, schrecklicher als je, und mit ihm das Bild seines furchtbaren Gottes. Ihr wollt Euch widersetzen, Ihr wollt Euren Geist zum Gott Eures Herzens, Eurer Ueberzeugungen erheben, und den unheimlichen Schrecken, welchen dieser Ort in Euch erweckt, besiegen — aber es ist nicht möglich, der Escurial umgibt Euch, Ihr seid in seiner Macht, er überwältigt Euch; die Kälte seiner Steine dringt ins Mark; die Schwermuth dieses höllischen Labyrinths lastet auf Eurer Seele. Wenn Euch ein Freund begleitet, so sagt Ihr schaudernd: — Um Gottes Willen, gehen wir!

— solltet Ihr mit Eurer Geliebten sein, Ihr würdet sie zitternd ans Herz drücken; allein aber würdet Ihr am liebsten davonlaufen. Ueber eine neue Treppe gelangt Ihr endlich in ein Gemach, von dessen Fenstern aus Ihr mit einem unbeschreiblichen Gefühle der Dankbarkeit die Berge, die Sonne, die Freiheit grüßt und nun erst erkennt Ihr wieder den großen barmherzigen Gott, welcher liebt und vergibt.

Hier athmet der Fremde tief auf.

Hier sieht er die Gärten, welche einen kleinen Raum einnehmen und sehr einfach, aber zierlich und schön sind, und in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Gebäude stehen. Zwölf liebliche Springbrunnen, sind je von vier Buchsquadraten umgebenen, welche königliche Wappen darstellen, und so geschmackvoll gezeichnet, so fein abgerundet sind, daß sie vom Fenster aus Plüsch- oder Sammetwebereien ähnlich sehen, und auf dem weißen Sande reizend abstechen. Kein Baum, keine Blume, kein Gartenhaus: der ganze Garten besteht aus Brunnen und Buchsquadraten; grün und weiß sind dessen einzige Farben. Diese edle Einfachheit ist sehr ansprechend, sie fesselt den Blick und der Gedanke schweift noch lange mit großer Lust aber nicht ohne stille Wehmuth in den Gärten, auch wenn wir sie längst nicht mehr vor Augen haben. Im Zimmer neben demjenigen, durch dessen Fenster der Garten zu sehen ist, zeigte mir der Lohndiener eine ganze Reihe Reliquien. Stillschweigend betrachtete ich sie, ohne meinem Begleiter den geringsten Zweifel merken zu lassen: ein Splitter des heil. Kreuzes, welchen der Papst Isabella II. schenkte, ein Stück Holz, das in das Blut des heil. Lo-

renz getaucht war, ein Tintenfaß der heil. Therese, u. s. w. Unter anderem ein tragbarer Altar Karls V. und eine Dornenkrone, nebst einer Folterzange, welche, ich weiß nicht wo, gefunden worden waren. Von dort wurde ich auf die Kuppel der Kirche geführt, wo die Aussicht wunderschön ist. Auf einer Seite schweift der Blick über die ganze bergige Ebene zwischen dem Escurial und Madrid; auf der andern über die schneebedeckte Guadarramagebirge. Dann senkt sich das Auge und faßt auf einen Blick das ungeheure Gebäude, die langen Bleidächer, die Thürme; inwendig zeigen sich Höfe, Gallerien, Kreuz- und Bogengänge; der Beschauer durchläuft im Geiste wieder alle die unzählbaren Gänge und Treppen und denkt dabei: — Vor einer Stunde war ich dort unten, — hier, — da oben — dort drüben, und dann wundert er sich, so viel gegangen zu sein, und freut sich, das Labyrinth, die Gräber und die Dunkelheit hinter sich zu haben und wieder in die Stadt zu seinen Freunden zurückkehren zu können.

Ein berühmter Reisender sagte einmal: „Wer je einen Tag im Escurial zugebracht hat, muß sich allein bei dem Gedanken, daß er noch zwischen jenen Mauern sein könnte, es aber nicht mehr ist, für das ganze Leben glücklich fühlen.“ Und er hat so Unrecht nicht. Noch heute, nach langer Zeit, wenn es regnet und ich traurig bin, denke ich an den Escurial; sehe mich dann nach den vier Wänden meines Zimmers um und freue mich so sehr darüber, als besäße ich den schönsten Palast; in schlaflosen Nächten sehe ich die Höfe des Escurial; wenn ich krank bin und mein Schlaf verwirrt und schwer ist, dann irre ich im Traume, Nachts, allein, vom Gespenste eines alten

Mönches verfolgt, in jenen Gängen umher, rufe und klopfe an allen Thüren, ohne einen Ausweg zu finden, bis ich in das Pantheon gelange und die Thüre mit einem Krach hinter mir zufällt und ich unter den Leichen begraben bin. Mit undenklicher Freude sah ich die Lichter der Puerta del Sol, die freundlichen Kaffeehäuser und die lärmende Alcalàstraße wieder! Als ich nach Hause kam, machte ich einen solchen Spektakel, daß die Magd, eine gute einfache Galicierin, außer Athem zu ihrer Herrin sprang und rief: — Me parece que el italiano se ha vuelto loco! [1])

Wer mich aber noch mehr unterhielt als Stiere und Hähne, das waren die Cortesdeputirten. Ich hatte einen Platz auf der Tribüne der Journalisten erlangen können, wohnte alle Tage den Sitzungen bei und blieb immer gern bis zum Schlusse derselben. Das spanische Parlament hat ein jüngeres Aussehen als das unsrige; nicht weil die Abgeordneten jünger sind, sondern weil sie sich eleganter und feiner kleiden. Keine ungekämmten Haare, keine zerzausten Bärte, keine fadenscheinigen Röcke, wie sie auf den Bänken unserer Kammer zu sehen sind: gutgepflegte, glänzende Bärte und Haare, gestickte, saubere Hemden, Fräcke, helle Hosen, gelbe Handschuhe, Spazierstöcke mit silbernen Knöpfen und Blumen im Knopfloch werden hier zur Schau getragen. Das spanische Parlament kleidet sich nach der neuesten Mode. Und wie das Kleid, so die Rede: lebhaft, munter, wortreich, sprühend. Schon wir

[1]) Ich glaube, der Italiener ist verrückt geworden.

beklagen uns, daß unsere Deputirten mehr auf die Form sehen, als politischen Rednern geziemt; aber die spanischen Deputirten achten noch weit mehr darauf und offen gesagt, auch mit mehr Geschick. Sie sprechen nicht nur mit großer Leichtigkeit, so daß es nie vorkommt, daß sich ein Deputirter mitten in einem Satze unterbricht, um den Faden zu suchen; es ist auch kein einziger darunter, welcher sich nicht Mühe gäbe, richtig zu sprechen und seiner Rede einen gewissen poetisch-klassischen Reiz, einen Anstrich des großen oratorischen Styls zu geben. Die ernstesten Minister, die schüchternsten Deputirten, die strengsten Staatsbeamten zieren ihre Reden mit blumenreichen Sätzen, hübschen Anekdoten, bekannten Versen und berufen sich auf die Sitten, die Freiheit, das Vaterland, auch wenn sie von einer Sache reden, welche nichts weniger als mit der Rhetorik zu thun hat; und überdies sprechen sie sehr schnell, als hätten sie ihre Rede auswendig gelernt und begleiten sie mit einem gemessenen, harmonischen Tone und immer wechselnden Geberden, welche der Langeweile keinen Raum lassen. Und wenn die Zeitungen ihre Reden beurtheilen, so loben sie die Erhabenheit des Styls, die Reinheit der Sprache, los rasgos sublimes, [1]) welche damit verflochten sind; dieses Urtheil gilt natürlich ihren Freunden; wenn sie von ihren Feinden sprechen, so sagen sie verächtlich, der Styl sei bombastisch, die Sprache verdorben, kurz die Form (und immer die Form!) sei roh, unedel, der glänzenden Ueberlieferung der spanischen Redekunst unwürdig. Dieser Formenkultus, diese große

1) Die erhabenen Geisteszüge.

Wortleichtigkeit artet in schwülstige Eitelkeit aus; und gewiß sind im Parlamente in Madrid nicht die wahren politischen Redner zu finden, aber gewiß ist fernerhin und allgemein bekannt, daß unter allen europäischen Parlamenten das spanische die größten Redner im allgemeinen Sinne besitzt. Wenn ein Thema hoher Politik, an welchem Alle theilnehmen, verhandelt wird, so entsteht ein wahrer Krieg. Es sind keine Reden mehr, es ist ein Wortsturm, welcher die Stenographen in Verzweiflung bringt und den Tribünenzuhörern Schwindel erregt. Die Stimmen, Geberden, Ausbrüche und augenblicklichen Begeisterungen erinnern an die französischen Versammlungen in den stürmischen Revolutionstagen. Es spricht ein Rios Rosas, der gewaltige Redner, welcher den Tumult durch die Kraft seiner Stimme beherrscht; ein Martos, der seinen Gegner besiegt, indem er ihn ins Lächerliche zieht; ein Pi y Margal, der ehrwürdige Alte, welcher mit seinen düstern Prophezeihungen erschreckt; ein Collantes, der unermüdliche Redner, welcher die Kammer unter seinem Worteschwall erdrückt, ein Rodriguez, der seine Gegner mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit in Schlüssen und Wendungen fängt, verwirrt und erstickt; und unter hundert andern ein Castelar, welcher Freund und Feind mit einem Strom von Dichtung und Harmonie entzückt. Und dieser in ganz Europa bekannte Castelar ist wirklich der Inbegriff der spanischen Redekunst. Er übertreibt den Formenkultus bis zur Abgötterei, seine Beredsamkeit ist Musik, seine Auseinandersetzungen sind seinem Ohre unterthan, je nach dem Klang des Satzes, bestätigt oder verneint Thatsachen und gibt nicht einmal auf den Sinn acht, in

welchem er seine Meinung kund thut, er stellt sich eine Harmonie fest und verfolgt dieselbe, gehorcht ihr und opfert ihr Alles, was sie beeinträchtigen könnte; seine Sätze sind Verse; ihn muß man hören um zu glauben, daß sich die menschliche Sprache ohne Versmaß und Melodie so sehr der Harmonie des Gesanges und der Dichtkunst annähern kann. Er ist viel eher ein Künstler als ein Politiker, und von Jenem besitzt er nicht nur das Genie, sondern auch das Herz; er hat ein Kinderherz, ohne Haß und Feindschaft. In seinen Reden ist keine Spur von Schimpf; nie gab er in den Cortes Ursache zu einer wichtigen persönlichen Frage; er kennt weder Satyre noch Ironie, in seine heftigsten Philippiken gießt er kein Quentchen Galle, ein Beweis dafür ist, daß er, obwohl er ein Republikaner, ein Feind der Minister, ein kampfbereiter Zeitungsschreiber und ein unermüdlicher Gegner aller derer ist, die eine gewisse Macht besitzen und sich nicht für die Freiheit begeistern, doch von Niemandem je gehaßt worden ist. Deßhalb genießt Jeder seine Reden, Niemand fürchtet sie; seine Sprache ist zu schön, um erschreckend zu sein, und sein Charakter ist zu kindlich, um irgend einen politischen Einfluß ausüben zu können; er kann nicht streiten, Ränke schmieden, er kann nur gefallen und glänzen; wenn seine Beredsamkeit den Gipfel erreicht, so ist sie zart und seine schönsten Reden rühren bis zu Thränen. Für ihn ist die Kammer ein Theater. Wie die Dichter aus dem Stegreif, muß er, um vollkommen und ruhig begeistert zu sein, um eine gewisse Stunde in dem bestimmten Orte und mit freier Zeit vor sich, sprechen. An dem Tage, an welchem er reden soll, bespricht er sich deßhalb mit dem

Präsidenten der Kammer; der Präsident richtet es so ein, daß er das Wort habe, wenn die Tribünen besetzt sind und alle Deputirten ihren Platz einnehmen; damit die Damen sich Billets verschaffen können, kündigen seine Zeitungen schon einen Tag vorher seine Rede an, denn er braucht Erwartungen. Ehe er spricht, ist er unruhig, er kann keinen Augenblick still stehen, er tritt in die Kammer, geht hinaus, erscheint und verschwindet wieder, er spaziert in den Gängen, geht in die Bibliothek, um in einem Buch zu blättern, läuft ins nächste Kaffeehaus, um ein Glas Wasser zu trinken, er scheint im Fieberkampfe, er zweifelt ob er zwei Worte wird sagen können und fürchtet ausgelacht und ausgepfiffen zu werden; von seiner Rede hat er keinen blauen Dunst mehr, Alles ist verwirrt, Alles vergessen. — Wie stehts mit dem Pulse? — fragen ihn lächelnd seine Freunde. Dann kommt der feierliche Augenblick, er tritt mit niedergeschlagenem Blick, zitternd, bleich wie ein zum Tode Verurtheilter auf die Bühne und schickt sich darein an einem einzigen Tage den Ruhm zu verlieren, den er sich durch jahrelange Mühe errungen hat. In diesem Augenblicke bedauern ihn sogar seine Feinde. Er erhebt sich, wirft einen Blick um sich und sagt: — Señores! — Nun ist er gerettet; sein Muth ist kraftvoll, sein Geist wird wieder klar, seine Rede kommt ihm wieder in den Sinn, wie eine vergessene Melodie. Der Präsident, die Cortes, die Tribünen verschwinden; er sieht nur noch seine Geberden, er hört nur noch seine Stimme, er fühlt nur noch das unwiderstehliche Feuer, das ihn entflammt und die geheime Kraft, die ihn erhebt. Es ist schön, wenn er sagt: „Ich sehe die

Wände des Saales nicht mehr," — „ich sehe niegekannte ferne Länder und Menschen." — Und Stunde auf Stunde vergeht, kein Deputirter verläßt den Saal, kein Mensch bewegt sich auf der Tribüne, keine Stimme unterbricht, keine Geberde zerstreut ihn; und wenn er auch ein Versehen wider die Verordnungen begeht, so hat der Präsident nicht das Herz, ihn zu unterbrechen; nach seinem Sinne zeigt er das Bild seiner geliebten Republik, im weißen Kleide mit Rosen gekrönt und die Monarchisten wagen nicht, ihm zu widersprechen, weil so gekleidet auch sie das Bild schön finden; Castelar ist Herr der Versammlung: er blitzt, donnert, schwirrt, kracht und sprüht wie ein Feuerwerk, er nöthigt zum Lächeln und zu begeisterten Ausrufen, er endet inmitten donnernder Beifallsrufe und geht glückselig seiner Wege. Das ist der berühmte Castelar, der Professor der Geschichte an der Universität, der reichbegabte Schriftsteller in Politik, Kunst und Religion, der Zeitungsschreiber, welcher im Jahre fünfzigtausend Franken in den amerikanischen Zeitungen zusammenscharrt, der von der Academia española einstimmig erwählte Akademiker, auf welchen in den Straßen mit Fingern gezeigt wird. Das Volk frohlockt ihm entgegen, seine Feinde lieben ihn und er ist immer derselbe: freundlich, eitel, freigebig, beglückt.

Und da wir doch von der politischen Beredsamkeit sprechen, so können wir auch der Literatur einen Augenblick gönnen. Stellen wir uns einen Akademiesaal voll Verwirrung und Lärm vor. Eine Menge von Dichtern, Romanschreibern und Schriftstellern aller Art, welche, obwohl sie es sorgfältig verbergen, Alle etwas französisches

im Gesicht und den Geberden haben, lesen und tragen ihre Werke vor und Jeder will die Stimme des Andern übertönen, damit er vom Volk auf den Tribünen gehört wird. Dieses aber liest Zeitungen und politisirt. Von Zeit zu Zeit siegt eine helle, tonvolle Stimme über den Tumult; dann schreien aus einer Ecke des Saales hundert Stimmen: — Ein Karlist! — und eine Salve von Pfiffen folgt dem Rufe; oder: — Ein Republikaner! — und von einer andern Seite ertönen die Pfiffe und ersticken die helle, tonvolle Stimme. Die Akademiker bewerfen sich gegenseitig mit zusammengeballten Zeitungen und schreien einander ins Ohr: — Atheist! — Jesuit! — Demagoge! — Neukatholik! — Wetterfahne! — Verräther! — Wer recht auf die Lesenden Acht gibt, hört glatte Verse, schwungvolle Strophen, kräftige Sätze; die erste Wirkung ist großartig; es sind wirklich Aufsätze und Gedichte voll Wärme, Leben, Licht und schönen Vergleichen mit Allem was in Erde, Meer und Himmel glänzt und klingt; und das Ganze ist von orientalischen Farben erleuchtet und italienischer Harmonie umgeben. Aber ach! diese Literatur ist nur für Auge und Ohr; es ist Musik und Malerei; aber inmitten dieser Blumenspende streut die Muse selten einen kostbaren Gedanken; und von diesem ganzen glänzenden Gepränge bleibt nur ein leichter Duft in der Luft und ein leises Gemurmel im Ohre zurück. Unterdessen erschallen die Stimmen des Volks auf der Straße, Schüsse und Trommeln; von Zeit zu Zeit verläßt ein Künstler die Rednerbühne, um eine Fahne unter der Menge flattern zu lassen; oder zwei, drei und mehr verschwinden, um sich mit dem Trupp Zeitungs-

schreiber zu vereinen; so fahren der Lärm und der Wechsel der Auftritte fort und machen auch den Hartnäckigsten die langwierigen Arbeiten verleiden; umsonst ruft ein einzelner in der Masse: — In Cervantes' Namen, haltet an! — Einige mächtige Stimmen erheben sich zuweilen über den Lärm; aber es sind die Stimmen abseits versammelter Männer, von denen nicht wenige auf dem Punkte sind, Madrid auf Nimmerwiederkehr zu verlassen. Es ist die Stimme eines Hatzembuch, des Fürsten des Dramas; die Stimme Breton de los Herreros', des Fürsten des Lustspiels; die Stimme Zorilla's, des Herrschers im Reich der Poesie; oder es ist ein Orientalist Namens Gayango, ein Archäologe Namens Guerra, ein Lustspieldichter Namens Tamayo, ein Novellenschreiber Namens Fernan Caballero, ein Kritiker Namens Amador de los Rios, ein Romanschriftsteller Namens Fernandes y Gonzalez und andere kühne, reichbegabte Köpfe, in denen die Erinnerung an den großen Revolutionsdichter Quintana noch lebt, die sich des spanischen Byron, Espronceda, Nicasio Gallengo's, Martinez de la Rosa's, des Herzogs von Rivas noch erinnern. Aber Alles ist vom Tumulte, der Unordnung, der Uneinigkeit wie von einem Strome überschwemmt und fortgerissen. Kurz, um diese Beispiele abzuschließen: die spanische Literatur befindet sich in ähnlichen Umständen, wie die italienische. Einerseits eine Reihe untergehender Größen, welche von zwei großen Begeisterungen getragen waren, entweder von der Religions- oder der Vaterlandsliebe oder von Beiden zugleich und welche somit auf dem Felde der Kunst eine eigene, dauerhafte Spur zurückließen; andererseits eine Reihe junger Dichter, welche blindlings

weiter gehen und gern fragen, was sie thun sollen, anstatt wirklich selbst zu wirken, welche zwischen Glauben und Zweifel schwanken, oder Glauben ohne Muth haben, oder durch die Sitte genöthigt sind, den Glauben zu heucheln; auch sind sie im Gebrauch ihrer Sprache nicht sicher und schwanken zwischen der Akademie, welche: Reinheit, und dem Volke, welches: Wahrheit verlangt. Unschlüssig stehen sie zwischen dem Gesetze der Ueberlieferung und den Anforderungen der Gegenwart. Entweder werden sie von den Tausenden, welche Berühmtheit verleihen nicht beachtet, oder von den Wenigen, welche dieselbe bestätigen, geschmäht und gelästert; und in Folge dessen sind sie genöthigt anders zu schreiben als sie denken, sich nur halb auszudrücken, die Gegenwart zu vernachlässigen, um sich an die Vergangenheit zu halten und sich, so gut es geht, zwischen den verschiedensten Schwierigkeiten durchzuwinden. Welch ein Glück, einige Jahre lang seinen Namen auf dem Strom französischer Bücher, welcher das Land überschwemmt, oben auf schwimmen zu sehen! Dies ist der Grund, daß Viele entweder an der eigenen Kraft, oder am Nationalgenie zweifeln; daß Andere die Nachäffung verfolgen, welche zur Mittelmäßigkeit führt, oder die tiefe Gelehrsamkeit und die großen Hoffnungen der Literatur verlassen, um sich dem leichten einträglichen Zeitungsgekritzel zu widmen. Unter all diesen Trümmern bleibt nur das Theater stehen. Von der alten dramatischen Literatur ist zwar weder die wunderbare Erfindungskraft vorhanden, noch die glänzende Form, noch jene ihr eigene edle große Art und Weise, welche an ein Volk erinnert, das ganz Europa und die Neue Welt beherrschte; auch der unglaubliche

Reichthum und die unendliche Abwechslung des Stoffes ist verschwunden; aber dafür ist die Tendenz gesunder, die Beobachtungen tiefer, das Zartgefühl hervorgehoben und der Zweck des Theaters, die Sitten zu verbessern und Herz und Sinn zu veredeln mehr beachtet. Und dann herrscht in allen literarischen Werken, sowohl auf dem Theater als in den Romanen, Volksliedern, Gedichten und Geschichten jenes lebendige allumfassende Gefühl, welches, von Berceos ersten lyrischen Versuchen an, bis zu Quintanas kraftvollen kriegerischen Hymnen, die spanische Literatur gründlicher als irgend eine andere europäische lehrt: — das Gefühl des Nationalstolzes.

Und an diese Bemerkung schließt sich eine über den spanischen Charakter an. Nach so viel Unglück und einem so tiefen Fall ist ihr Nationalstolz noch heute dergestalt, daß der Fremde, welcher in ihrer Mitte lebt, fast glauben möchte, es seien noch dieselben Spanier wie vor drei Jahrhunderten und nicht Spanier vom neunzehnten Jahrhundert. Aber es ist kein beleidigender Stolz, sondern ein unschuldig rhetorischer. Sie erniedrigen nicht die andern Nationen, um selbst höher zu erscheinen; nein, sie achten, loben, bewundern sie, aber dabei lassen sie doch das Gefühl der Ueberlegenheit durchschimmern, welches in ihrem Sinne gerade durch jene Bewunderung eine glänzendere Gewißheit erhält. Für alle andern Nationen nähren sie ein Wohlwollen, welches, wie Leopardi richtig bemerkt, jenen Menschen besonders eigen ist, welche von sich selbst eingenommen sind, welche glauben, von Allen bewundert zu werden und ihre Bewunderung auch deßhalb lieben, weil sie denken, es passe zu der Erhabenheit, mit welcher,

nach ihrer Meinung, die Natur sie begabt hat. Auf der Welt kann es kein anderes Volk gegeben haben, welches auf seine Geschichte stolzer gewesen wäre als das spanische. Es ist unglaublich, Stiefelputzer, Packträger, Bettler heben den Kopf und blicken strahlend um sich, wenn sie die Namen Karl V., Philipp II., Fernando Cortes, Don Juan von Oesterreich hören, als wären es Helden von heutzutage und als hätten sie dieselben den Tag vorher im Triumph in die Stadt ziehen sehen. Der Name España wird ausgesprochen, wie die Römer zur glorreichsten Zeit ihrer Republik den Namen Rom ausgesprochen haben müssen. Wenn von Spanien die Rede ist, so verschwindet die Bescheidenheit auch in dem bescheidensten Menschen, ohne daß sich auf seinem Antlitz jene Unverschämtheit zeigt, welche gewöhnlich mit der Prahlerei verbunden ist. Ohne Leidenschaft singen sie das Lob ihrer Heimat, fast aus Gewohnheit, ohne es zu wollen. In Parlamentsreden, in Zeitungsartikeln, in akademischen Schriften wird das spanische Volk unverblümt un pueblo de héroes, [1]) die große Nation, das Weltwunder, der Ruhm der Jahrhunderte genannt. Selten werden von irgend Jemand, vor irgend welchen Zuhörern hundert Worte gelesen oder vorgetragen, ohne daß früher oder später der obligate Schlußreim: Lepanto, Entdeckung von Amerika, Unabhängigkeitskrieg folgt, welcher jedesmal mit lautem Beifall empfangen wird.

Die Ueberlieferung des Unabhängigkeitskrieges hauptsächlich nährt im spanischen Volke eine ungeheure innere Kraft. Wer nie in Spanien war, glaubt nicht wie ein auch noch

1) Ein Heldenvolk.

so glücklicher ruhmreicher Krieg einen so festen Glauben an den Werth der Nation in einem Volke zurücklassen kann. Namen wie Baylen, Victoria, San Marcial gelten in Spanien bei weitem mehr als in Frankreich Marengo, Jena, Austerlitz. Sogar der kriegerische Ruhm der napoleonischen Heere scheint den Spaniern viel weniger glänzend als irgend einem andern Volke Europas, weil der Unabhängigkeitskrieg den ersten Schleier darüberzog, und jene Heldenthaten verdunkelte. Den Gedanken an einen feindlichen Einfall erwidern die Spanier mit einem verächtlichen Lächeln; sie glauben nicht an die Möglichkeit, in ihrem eigenen Lande besiegt zu werden; man glaubt nicht, auf welche Weise sie von Deutschland sprachen, als das Gerücht ging, der Kaiser Wilhelm würde den Thron des Herzogs von Aosta mit den Waffen unterstützen. Und es ist kein Zweifel, daß, bräche heute ein zweiter Unabhängigkeitskrieg aus, sie sich vielleicht mit weniger Erfolg, aber mit der gleichen wunderbaren Tapferkeit und Ausdauer wie damals schlagen würden. Das Jahr 1808 ist das Jahr 1793 für Spanien; diese Jahreszahl hat jeder Spanier mit feurigen Zeichen vor Augen; die Frauen und Mädchen, sowie die kleinen Kinder, welche kaum die Sprache lallen, rühmen sich derselben; es ist der Schlachtruf der Nation.

Den gleichen Stolz nähren sie für ihre Schriftsteller und ihre Künstler. Ihr hört einen Bettler statt España, patria de Cervantes, [1]) sagen. Kein anderer Schrift-

---

[1]) Das Vaterland des Cervantes.

steller der Welt hat so wie in Spanien der Verfasser des Don Quixote die Popularität seines Volkes genossen. Ich glaube nicht, daß Ihr von den Pyrenäen, zur Sierra Nevada, von der Küste von Valenza bis zu den Hügeln von Estremadura einen Bauern oder Hirten finden könnt, welcher auf die Frage, wer Cervantes sei, nicht lächelnd antworten würde: — El imortal autor del Quijote. [1]) — Spanien ist vielleicht das Land, in welchem die Geburtstage der großen Schriftsteller am meisten gefeiert werden: von Juan de Mena bis Espronceda hat jeder seinen Gedenktag, an welchem seinem Grabe Gesänge und Blumen dargebracht werden. Auf Plätzen, in Kaffeehäusern und Eisenbahnwagen werden Strophen berühmter Dichter von allerhand Leuten vorgetragen; wer sie nicht selbst gelesen hat, der hat sie lesen hören; wer sie nicht hat lesen hören, wiederholt die geflügelten Worte, wie ein Sprichwort, das er von Andern gehört hat, und wenn Einer einen Vers hersagt, so merken Alle auf. Wer in der spanischen Literatur ziemlich bewandert ist, kann sicher sein, daß, wollte er eine Reise in jenem Lande unternehmen, er überall mit Jedermann einen angenehmen Anknüpfungspunkt bereit hat. Dort ist die Nationalliteratur wirklich national.

Der Hauptfehler der Spanier, der dem Fremden gleich auffällt, ist der, daß sie sich so zu sagen im Maße irren, wenn es sich um Menschen, Dinge und Vorfälle ihrer Zeit und ihres Landes handelt; sie vergrößern Alles, als sähen sie durch ein starkes Vergrößerungsglas. Da sie

---

1) Der unsterbliche Verfasser des Quijote.

seit langem keinen unmittelbaren Antheil am gemeinsamen Leben Europas haben, fehlt ihnen die Gelegenheit, sich mit andern Staaten zu vergleichen und sich selbst darnach zu beurtheilen. Deßhalb sind ihre Bürgerkriege, die Kriege in Amerika, Afrika und Cuba für sie von viel mehr Bedeutung, als für uns der kleine Krieg von 1860 und 1861 gegen das päpstliche Heer oder die Revolution von 1860; sie machen so viel Wesens daraus wie aus dem Krimkriege und den Kriegen von 1859 und 1866. Von Kämpfen, welche ohne Zweifel blutig aber nicht groß waren, und welche in jenen Kriegen die spanische Armee auszeichneten, sprechen sie wie die Franzosen von Solferino, die Preußen von Sadowa, die Oesterreicher von Custozza. Ihre Generale Prim, Serrano, O'Donnell stellen sie neben die ersten Helden anderer Länder. Ich erinnere mich des Aufsehens, welches in Madrid der Sieg des Generals Moriones über vier- oder fünftausend Carlisten machte. In dem Conversationssaale der Cortes riefen die Deputirten unaufhörlich: — Eh! La sangre española! [1]) — Einige meinten sogar, ein Heer von dreihunderttausend Spaniern anstatt der Franzosen anno 1870 wäre geradezu nach Berlin geeilt. Gewiß kann Niemand am spanischen Muthe zweifeln, da er schon viele Proben abgelegt hat, aber es ist erlaubt, zu bemerken, daß zwischen den undisciplinirten Carlisten und den in Armeecorps eingetheilten Preußen, oder um deutlicher zu sein, zwischen europäischen und afrikanischen Soldaten, zwischen den großen Feldschlachten, wo die Mitrailleuse Tausende

[1]) Das spanische Blut.

vernichtete, und einem Gefechte von zehntausend Soldaten auf jeder Seite, ein großer Unterschied herrscht, auch ohne die große Verschiedenheit der Bewaffnung und Mannszucht zu rechnen. Und wie sie vom Kriege sprechen, so sprechen sie von allem übrigen, und nicht nur das Volk, sondern hauptsächlich die Gebildeten. Den Schriftstellern zollen sie ein übertriebenes Lob; Dichter, deren Namen außerhalb Spaniens ganz unbekannt sind, nennen sie »grande poeta;« die Ausdrücke: unerreichbar, göttlich, wunderbar, werden in Spanien verschwendet und ohne den geringsten Zweifel an ihrem Werthe, aufgenommen. Man möchte fast glauben, Spanien betrachte und urtheile wie ein amerikanisches und nicht wie ein europäisches Volk, als wäre das Land anstatt durch die Pyrenäen, durch den Ocean getrennt und durch eine Landenge mit Amerika verbunden.

Sonst sind sie uns Italienern sehr ähnlich. Das Volk politisirt wie in Italien, es erwägt nicht, es urtheilt; es tadelt nicht, es verurtheilt; und um ein Urtheil zu fällen, genügt ein einziger Beweis, als Beweis ein bloßes Gerücht. Einen Minister nennen sie Schurke, einen Andern: Verräther, einen Dritten: Heuchler; Alle zusammen eine Bande Diebe. Einer hat die Bäume aus den Gärten von Aranjuez verkauft, ein Anderer die Schätze des Escurial fortgetragen, ein Dritter die Staatskasse geleert, ein Vierter gar seine Seele für einen Sack »doblones« verkauft. Sie trauen keinem der Männer, die seit dreißig Jahren an den politischen Umwälzungen Theil nahmen; auch ins niedere Volk schleicht sich ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit ein, welches alle Augenblicke

überall ausgesprochen wird: — Pobre España! — Desgraciado pais! — Desdichados españoles! [1])

Aber die Erbitterung der politischen Leidenschaft und die Wuth der inneren Kämpfe hat den Grund des spanischen Charakters nicht geändert. Nur der Theil der Gesellschaft ist verdorben, den man politische Welt nennt; das Volk ist gut, redlich und großmüthiger Gefühle, edler Ausbrüche der Begeisterung fähig, obwohl es immer noch leicht zu jenen blindlings wilden Leidenschaftsausbrüchen neigt, welche die Mischung des arabischen und lateinischen Blutes verrathen. La honra de España [2]) ist noch heute eine Devise, welche alle Herzen pochen macht. Und dann haben sie eine so nette, treuherzige Art und Weise; ihre Manieren sind vielleicht weniger fein, aber gewiß herzlicher als die so hoch gepriesenen französischen. Anstatt zu lächeln, reichen sie Euch eine Cigarre, statt viele höfliche Worte zu machen, drücken sie Euch die Hand; auch sind sie in Handlungen freigebiger als in Versprechen. Dennoch gebrauchen sie noch die früheren ritterlichen Formeln für den Gruß; der Mann sagt zur Frau: — zu Ihren Füßen; — die Frau sagt zum Mann: — ich küsse Ihnen die Hand! unter sich, unterschreiben die Männer ihre Briefe mit Q. B. S. M., — que besa sus manos, [3]) — wie ein Diener seinem Herrn; nur Freunde sagen: — a dios — und das Volk hat seinen eigenen herzlichen Gruß —

---

[1]) Armes Spanien! — Unglückliches Land! — Unglückliche Spanier!

[2]) Die Ehre Spaniens.

[3]) Der Ihre Hände küßt.

Vaya Usted con Dios,[1]) welcher mehr werth ist, als alle Handküsse.

Da die Leute so herzlich und überschwänglich sind, so ist es unmöglich, einen Monat in Madrid zuzubringen, ohne viele Freunde zu finden, auch ohne sie zu suchen. Um so mehr also, wenn man sie sucht, wie ich. Ich könnte nicht wirklich sagen Freunde, aber Bekannte hatte ich so viele, daß ich mich nicht mehr in einer fremden Stadt wähnte. Auch berühmte Männer sind leicht zugänglich und somit ist nicht wie in anderen Ländern ein Pack Briefe und Empfehlungen von Freunden nöthig, um zu ihnen zu gelangen. Ich hatte die Ehre mit Tamayo, Hatzembuch, Guerra, Saavedra, Valera, Rodriguez, Castelar u. A. bekannt zu werden, welche Alle in der Literatur oder Wissenschaft berühmt sind, und Alle fand ich gleich offen, herzlich, feurig; Männer mit weißen Haaren, aber Augen und Stimmen zwanzigjähriger Jünglinge, sind die leidenschaftlichsten Liebhaber der Dichtkunst, Musik und Malerei. Alle sind heiter und begleiten ihre Rede mit lebhaften Geberden und einem frischen, hellen Gelächter. Viele sah ich beim Lesen der Verse Quintanas oder Esproncedas erbleichen, weinen, wie von einem elektrischen Schlage berührt aufspringen und in ihrem strahlenden Blicke die ganze Seele offen legen! Welch jugendliche Seelen! Welch glühende Herzen! Wie freute ich mich, wenn ich sie sah oder ihnen zuhörte, daß auch ich zu dieser armen lateinischen Race gehöre, von der man jetzt so viel Uebles sagt, wie freute ich mich, daß wir mehr oder weniger

---

[1]) Gehen Sie mit Gott.

alle von derselben Beschaffenheit sind, und daß, obwohl wir uns nach und nach gewöhnen können, die Beschaffenheit anderer Völker zu beneiden, es uns doch nie gelingen wird, unsere eigene zu verleugnen.

Nachdem ich mehr als drei Monate in Madrid verbracht hatte, mußte ich abreisen, um mich im Süden Spaniens nicht vom Sommer überraschen zu lassen. Ich werde immer jenes herrlichen Maimorgens gedenken, an welchem ich meinem schönen Madrid vielleicht auf ewig Lebewohl sagte. Ich sollte nach Andalusien reisen, Andalusien das gelobte Land aller Reisenden, das phantastische Land, dessen Wunder ich in Italien und Spanien von allen Romanschreibern und Dichtern hatte besingen hören; Andalusien, welches zu sehen ich eigentlich die Reise unternommen hatte, und doch war ich traurig. Ich hatte so viele herrliche Tage in Madrid verbracht! Ich ließ so viele liebe Freunde zurück! — Um zum Südbahnhof zu gelangen, ging ich durch die Alcalàstraße, begrüßte von weitem die Recoletosgärten, ging am Palast der Bildergallerie vorüber, blieb vor Murillo's Statue stehen, um sie noch einmal zu betrachten und erreichte die Station mit schwerem Herzen. — Drei Monate? — fragte ich mich, kurz bevor der Zug abfuhr; sind wirklich schon drei Monate vergangen? War es kein Traum? Und doch ist es mir, als hätte ich geträumt! Vielleicht werde ich meine gute Hausfrau nie wiedersehen, noch das kleine Mädchen des Herrn Saavedra, noch Guerra's freundlich heiteres Antlitz, noch meine Freunde aus dem Fornos-Kaffeehaus, noch Niemand! Aber warum! Kann ich nicht wiederkehren? . . . . Wiederkehren? Ach nein!

Ich weiß es wohl, daß ich nicht wiederkehren kann! Und darum .... Lebt wohl, meine Freunde! Lebe wohl Madrid! Mein kleines Zimmer in der Alduanastraße, lebe wohl! — Es ist mir als risse eine Fiber meines Herzens und ich muß das Antlitz in den Händen bergen.

Aranjuez.

Eine unbewohnte Ebene, welche an die ärmsten Provinzen von Aragonien und Altkastilien erinnert, dehnt sich sowohl im Süden als im Norden von Madrid aus. Der Boden dieser großen gelben Ebene ist trocken und hart, so daß man wie an einer Thüre daran klopfen könnte, und als müsse er bei jeder Berührung bersten, wie die Kruste einer verbrannten Torte; die wenigen elenden Dörfer von der gleichen Farbe des Erdbodens sehen aus wie ein Haufen trockener Blätter, als liefen sie Gefahr beim Annähern eines Streichholzes in Flammen aufzugehen. Schon nach einer Stunde Eisenbahnfahrt, lehnte ich den Rücken an, stützte den Kopf auf die Hand und bald fiel ich wie ein Glied des »Ateneo d'ascoltazione« von Giacomo Leopardi, in einen tiefen Schlummer. Doch schon nach wenigen Minuten weckte mich ein verzweifeltes Kinder- und Weibergeschrei, so daß ich erschrocken aufsprang und meine Reisegefährten fragte, was vorgefallen sei. Doch ehe ich meine Frage beendet hatte, beruhigte mich ein allgemeines Gelächter. Ein Trupp Jäger, welcher den Zug von weitem wahrgenommen hatte, wollte den Reisenden einen Streich spielen. In jenen Tagen hatte sich

das Gerücht verbreitet, in der Nähe von Aranjuez hause eine Carlistenbande; die Jäger, welche die Durchfahrt des Zuges erwarteten, ahmten die Vorposten der Bande nach und erhoben laute Rufe, als wollten sie die Schaar der Bewaffneten herbeilocken und zugleich zielten sie zum Scheine auf die Wagen. Auf den Schrecken und das Geschrei der Reisenden warfen sie plötzlich die Gewehre in die Luft, um zu zeigen, daß es ein Scherz gewesen. Nach dieser kleinen Aufregung, denn ich gestehe, daß mich der allgemeine Schrecken auch etwas berührt hatte, fiel ich in meinen akademischen Schlummer zurück, doch bald darauf wurde ich wieder geweckt, und zwar auf viel angenehmere Weise.

Erstaunt blickte ich um mich: wie durch einen Zauberspruch hatte sich die große öde Ebene in einen ungeheuren Park voll lieblicher Wäldchen verwandelt; breite Wege durchkreuzten ihn und überall sah ich ländliche Häuser und grünumrankte Hütten. Hier und dort Springbrunnen, schattige Plätzchen, blumenreiche Wiesen, Weinberge, Feldwege, und überall ein herrliches Grün, ein frische duftige Frühlingsluft und ein Hauch von Frieden und Freude, der das Herz ins Paradies versetzt. Wir waren in Aranjuez angekommen. Ich stieg aus und nachdem ich einen herrlichen, von zwei Reihen Bäume beschatteten Weg eingeschlagen hatte, befand ich mich nach wenigen Schritten vor dem königlichen Schlosse.

Vor wenigen Tagen schrieb der Minister Castelar in sein Memorandum, daß der Verfall der früheren Monarchie von jenem Tage an bestimmt war, an welchem ein Volksschwarm mit Schimpf auf den Lippen und Haß

im Herzen den Palast von Aranjuez eingenommen hatte, um die majestätische Ruhe seiner Herrscher zu trüben. Ich befand mich gerade auf dem Platze, auf welchem am 17. März des Jahres 1808 die Ereignisse vorgefallen waren, die das Vorspiel des Bürgerkrieges bildeten und so zu sagen das erste Wort des Spruches waren, welcher die alte Dynastie zum Tode verurtheilte. Alsbald suchten meine Augen die Fenster der Wohnung des Friedensfürsten, und ich stellte ihn mir vor, wie er bleich und verstört von Gemach zu Gemach floh, um ein Versteck vor der Menge zu suchen, deren Stimmen er schon auf der Treppe hörte. Dann sah ich im Geiste, wie der arme Karl IV. mit zitternden Händen die Krone von Spanien auf das Haupt des Prinzen von Asturien drückte. Und neben diesen entrollten sich vor meinen Augen alle übrigen Auftritte jenes gräßlichen Trauerspiels, bis mich in der tiefen Stille des Ortes, vor diesem geschlossenen verlassenen Palaste ein kalter Schauer überlief.

Der Palast ist wie eine Festung gebaut und ganz aus Backsteinen mit Einfassungen von weißen Steinen; das Dach ist aus Schieferplatten. Bekanntlich ließ Philipp II. den Palast durch den berühmten Architekten Herrera erbauen, und alle folgenden Könige ließen ihn verschönern und brachten den Sommer dort zu. Das Innere ist auch wirklich prächtig: ich trat ein und bewunderte u. A. den großartig schönen Saal, welcher zum Empfange der Gesandten diente; ein chinesisches Kämmerchen Karls III., ein entzückendes Ankleidezimmer Isabella II., und überall einen Ueberfluß des werthvollsten Zierraths. Doch aller Reichthum des Palastes wiegt den Blick in die Gärten

nicht auf. Hier wird keine Erwartung getäuscht. Die Gärten von Aranjuez, (denn Aranjuez ist der Name der kleinen Stadt, welche unweit des Palastes gelegen ist), scheinen für eine Familie titanischer Könige gemacht worden zu sein, welchen die Parke und Gärten unserer Könige wie Kinderspielzeug vorkommen müssen. Endlose Wege durchkreuzen nach allen Richtungen hin einen Wald ohne Grenzen, rechts und links von denselben erheben sich die Bäume zu einer kaum denkbaren Höhe und indem sie sich wie von zwei entgegengesetzten Winden getrieben, gegen einander neigen, verflechten sie ihre Zweige über den Häuptern der Lustwandelnden. Durch diesen prächtigen Wald beschreibt der breite reißende Tajo einen großartigen Bogen und bildet hie und da Becken und Wasserfälle. Ein üppiger lachender Pflanzenwuchs prangt zwischen den Stegen, Kreuzwegen und Lichtungen und überall erheben sich weiße Statuen, Vasen, Säulen und hohe Wasserstrahle, welche inmitten einer Unmasse aller europäischen und amerikanischen Blumen, glitzernd, plätschernd und spritzend herniederfallen. In das mächtige Rauschen des Tajofalles mischt sich der Gesang unzähliger Nachtigallen, welche ihre fröhlichen Töne durch den geheimnißvollen Schatten der einsamen Waldpfade erschallen lassen. Am Ende der Gärten erhebt sich ein kleines Marmorschloß, welches trotz seiner scheinbaren Unansehnlichkeit alle Wunder eines königlichen Palastes enthält, und in welchem so zu sagen noch die Luft weht, welche die spanischen Könige athmeten. Hier sind geheime Kämmerchen, deren Decken mit der ausgestreckten Hand berührt werden können; hier ist auch das Billardzimmer Karls IV. zu sehen nebst seinem eigenen

Billardqueue; gestickte Kissen, von den kleinen Händen der Königinnen verfertigt; Musikuhren, welche die Mußestunden der Infanten erheiterten, die kleinen Treppen und Fenster, die gar manche Geschichte von prinzlichem Eigensinn erzählen könnten und endlich der kostbarste locus commodus von der Welt, welcher seine Ausstattung einer Laune Karls IV. verdankt, und an sich allein so viele Schätze enthält, daß davon ein neues Schloß gebaut werden könnte, ohne ihn des Ehrenplatzes unter allen zu gleichem Zwecke bestimmten Räumen zu berauben. Hinter dem Schlosse und rings um die Wälder breiten sich Wein- und Oelberge, Anlagen von Obstbäumen und lachende Wiesen aus. Diese von einer Wüste umgebene Oase muß Philipp II. an einem Tage fröhlicher Laune gewählt haben, als wollte er mit einem heitern Bilde die düstere Schwermuth des Escurial mildern. Als ich durch jene ewiglangen Wege im Schatten nie endender Baumreihen, in tiefer Waldesstille vom kleinen Marmorschlosse nach dem großen königlichen Palast zurückkehrte, gedachte ich der großartigen Gefolge von Hofdamen und Cavalieren, welche seiner Zeit hier lustwandelten und den Schritten der jungen, wahnwitzigen Monarchen oder der launigen, zügellosen Königinnen folgten, und neben diesen Bildern gedachte ich der Töne lieblichen Flötenspieles und der Gesänge, welche die Größe und den Ruhm des unüberwindlichen Spaniens feierten und schwermüthig sang ich mit dem Dichter von Recanati:

„. . . Tutto è pace e silenzio
E più di lor non si ragiona . . .“ [1])

---

[1]) Alles ist Frieden und Stille, und von ihnen spricht man nicht mehr.

Aber wenn ich gewisse halb im Gebüsche versteckte Marmorsessel betrachtete, oder den Blick nach dem grünen Dunkel ferner Pfade richtete, und an jene Königinnen dachte, an jene Liebschaften, an jenen holden Wahn, konnte ich einen Seufzer nicht unterdrücken, einen Seufzer, welcher nicht vom Mitleid herrührte, denn ein geheimes bitteres Gefühl verwundete mein Herz; und wie der arme Adan im Gedichte el Diablo mundo fragte ich mich: — Wie sind jene großen Damen beschaffen? Wie leben sie? Was thun sie? Plaudern, lachen, lieben sie wie wir? — Und ich reiste nach Toledo ab und träumte von der Liebe einer Königin, wie ein junger Abenteurer aus Tausend und eine Nacht.

Toledo.

Wenn wir uns zum ersten Male einer fremden Stadt nähern, sollten wir immer Jemanden neben uns haben, der sie schon gesehen hat und uns im richtigen Augenblick aufmerksam macht, um den Gesammteindruck zu erhalten. Diesmal hatte ich das Glück, bei Zeiten aufmerksam gemacht zu werden, denn mein Reisenachbar rief mir zu: — Das ist Toledo! — Ich sprang ans Fenster und ein Ausruf der Verwunderung entglitt meinen Lippen.

Auf einer felsigen jähaufsteigenden Anhöhe, zu deren Füßen der Tajo einen großen Bogen beschreibt, erhebt sich Toledo. Von unten sieht man nur Felsen und Festungsmauern, und hinter diesen die Giebel der Thürme. Da die Häuser versteckt sind, so sieht die Stadt abgeschlossen und unzugänglich aus, oder vielmehr gar nicht wie eine Stadt, sondern nur wie eine verlassene Burg Vom Flusse bis zu den Mauern erhebt sich kein Haus, kein Baum: Alles ist öde, trocken, rauh und steil; nirgends eine lebende Seele; es scheint als könne die Höhe nur erklettert werden und als müsse ein Hagel von Pfeilen den Kühnen empfangen, der sich an der Fels=

wand zeigen würde. Doch sobald der Reisende den Zug verlassen, und einen Wagen bestiegen hat, gelangt er an die berühmte Alcantarabrücke, welche über den Tajo führt und ein schönes arabisches wie ein Thurm gebautes Thor trägt, welches ihr ein kühnes, ernstes Ansehen gibt; nach der Brücke befindet er sich auf einer breiten Straße, welche mit großen Windungen bis nach der Höhe des Berges führt. Die Stadt macht den Eindruck einer mittelalterlichen Festung und wer nur irgend romantischer Natur ist, versetzt sich an die Stelle eines Arabers, eines Gothen oder eines Soldaten Alphons VI. Denn wenn er in die Höhe blickt, sieht er überall nur steile Felsen, abgerissene Mauern, Thürme und Bruchstücke antiker Bastionen. Weiter oben erhebt sich, von ungeheuren Zinnen gekrönt und hie und da von großen Breschen unterbrochen, die letzte schwarze Ringmauer, und höher steigend scheint sich die Stadt vor den Augen des Beschauers zu verkleinern und zu verstecken. Halbwegs erhebt sich die Puerta del Sol, ein wahres Kleinod arabischer Architektur, sie besteht aus zwei zackigen Thürmen, welche eine reizende Pforte mit Doppelbogen überragen. Die alte Straße führt hier hindurch. Auf der andern Seite ist der Rückblick nach dem Tajo, der Ebene und den Hügeln entzückend, aber gleich darauf erheben sich neue Mauern und neue Ruinen, bis sich endlich die ersten Häuser der Stadt zeigen.

Welche Stadt! Im ersten Augenblicke stockte mir der Athem, der Wagen war in eine so enge Gasse eingebogen, daß die Räder beinahe die Häuser streiften.

„Aber warum fahrt Ihr hier durch?“ fragte ich den Kutscher.

Dieser lachte und sagte: „Weil es keine breitere Straße gibt.“

„Ist ganz Toledo so gebaut?“ fragte ich wieder.

„Ganz so!“ antwortete er.

„Das ist rein unmöglich!“ rief ich aus.

„Sie werden sehen!“ fügte er hinzu.

Offen gestanden, ich glaubte es ihm nicht. Ich stieg vor einem Gasthause aus, ließ meinen Koffer in einem Zimmer und lief eiligst die Treppe hinab um die sonderbare Stadt zu sehen. Ein Kellner hielt mich beim Thore an und fragte mich lächelnd: „Wo gehen Sie hin, Caballero?“

„Ich will mich in Toledo umsehen.“

„Allein?“

„Allein, warum nicht?“

„Aber waren Sie schon einmal hier?“

„Niemals.“

„Dann können Sie nicht allein gehen.“

„Warum nicht?“

„Weil Sie sich verirren würden.“

„Wo verirren?“

„Gleich vor der Thüre.“

„Wie so?“

„Der Grund liegt darin,“ antwortete er, indem er mir einen an der Wand hängenden Plan Toledos zeigte. Ich näherte mich und sah ein Durcheinander von weißen Linien auf schwarzem Grunde, welches einem Gekritzel von Schulknaben glich, die dem Lehrer zum Trotze die Kreide aufbrauchen wollen. „Thut nichts,“ sagte ich, „ich

will allein gehen, und wenn ich mich verirre, so wird mich schon Jemand finden.“ — „Sie werden keine hundert Schritte gehen,“ bemerkte der Kellner, doch ich kümmerte mich nicht darum und betrat die erste beste Straße, welche so eng war, daß ich mit ausgestreckten Armen beide Mauern berührte. Nach fünfzig Schritten befand ich mich in einer andern noch engeren Straße, diese führte mich nach einer dritten u. s. f. bis ich glaubte, nicht mehr in den Straßen einer Stadt, sondern in den Gängen eines Gebäudes zu wandern. Ich schritt weiter, in der Hoffnung jeden Augenblick auf einen offenen Platz zu stoßen. — Unmöglich, — dachte ich, — kann die ganze Stadt so gebaut sein, es könnte ja Niemand darinnen leben. — Aber je weiter ich ging, je enger und kürzer wurden die Straßen; alle Augenblicke kam ich an eine Ecke; nach einer gebogenen Straße kam eine im Zickzack, dann eine hackenförmige, welche wieder in die erste mündete, und auf diese Weise befand ich mich lange Zeit immer zwischen den gleichen Häusern. Von Zeit zu Zeit kam ich an einen Kreuzweg, von welchem aus die Gassen nach entgegengesetzten Richtungen führten; eine verliert sich im Dunkel eines Bogenganges, eine andere stößt nach wenig Schritten gegen die Mauer eines Hauses, die dritte geht bergab, als führe sie tief unter die Erde und wieder eine steigt eine steile Höhe hinan. Einige davon sind kaum breit genug, um einen erwachsenen Mann durchzulassen, andere drängen sich zwischen zwei fenster- und thürlose Mauern, aber alle sind von so hohen Gebäuden umgeben, daß zwischen den Dächern nur ein schmaler Streifen Himmel zu sehen ist. Die Häuser haben nur

wenige, stark vergitterte Fenster, große, mit Nägeln beschlagene Thore, und kleine, dunkle Höfe. Ich ging lange, ohne eine Menschenseele anzutreffen, bis ich endlich in eine der bedeutendsten, von Kaufläden begrenzte und mit Bauern, Frauen und Kindern bevölkerte Straße trat, welche aber dennoch nicht breiter war, als ein gewöhnlicher Gang. Hier steht alles im Verhältniß zur Straße, die Thüren scheinen Fenster, die Buden Nischen, und überall sind die innersten Geheimnisse des Hauswesens zu sehen: der gedeckte Tisch und die Kinder in der Wiege, die Mutter kämmt sich und der Vater wechselt sein Hemd, so zu sagen auf der Straße. Ich möchte fast glauben, mich nicht in einer Stadt zu befinden, sondern in einem, von einer einzigen, großen Familie bewohnten Hause. In eine weniger besuchte Straße eingebogen, höre ich kein Fliegengesumme mehr, mein Schritt ertönt bis in den vierten Stock der Häuser und höchstens schaut vielleicht ein altes Weib zum Fenster heraus. Trabt ein Pferd vorbei, so laufen alle ans Fenster, als wäre es eine Schwadron, und das leiseste Geräusch wiederhallt allerseits, so daß im zweiten Stocke kein Buch vom Tische fallen, im Hofe ein Alter nicht husten, noch eine Frau sich räuspern kann, ohne überall gehört zu werden. Dann hört auf einmal jedes Geräusch auf, Ihr seid allein und alles Leben scheint erstorben. Erschrocken blickt Ihr umher: vor Euch liegt ein düsterer Kreuzweg, bei dessen Anblick Ihr an schauerliche Verschwörungen denkt, als hause Verrath und Mord rechts und links in den dunkeln Winkeln und düstern Thorwegen. Hexenhäuser erheben sich allerseits, und die geheimnißvollen

Fenster erinnern an frevelhafte Liebesgespräche, und die unheimlichen Thüren lassen blutbefleckte Treppen vermuthen. In diesem ganzen Labyrinth von Straßen ist dennoch keine der andern gleich. Jede hat etwas besonderes: hier ein Bogen, dort eine Säule, weiter dort irgend eine Bildhauerarbeit, denn Toledo ist eine wahre Schatzkammer für Kunstsachen, und allerseits bergen die Mauern Basreliefs, Verzierungen, maurische Fenster und Bildsäulen, kurz Andenken an alle Jahrhunderte. Die Thore der Paläste sind mit gestochenen Metallplatten, reich geschmückten Klopfern, ciselirten Nägeln, Schilden und Wappen versehen. Die neuen Häuser hingegen sind mit Kränzen, Medaillons, Amoretten, Urnen und Phantasiegebilden bemalt. Dennoch rauben diese Verschönerungen Toledo nicht das ernste traurige Aussehen, denn wo Ihr hinblickt, seht Ihr etwas, das an die arabische Festung erinnert und nur wenig braucht die Einbildung, um mit den übrig gebliebenen Linien die Zeichnung des verwischten Bildes ganz wiederherzustellen. Dann ist die Täuschung vollkommen: Ihr vergeßt die Einsamkeit und die Stille der Straßen, denn Ihr seht das große Toledo des Mittelalters. Doch ach, die Täuschung ist nicht anhaltend, Ihr fallt in ein trauriges Nachsinnen zurück, denn vor Euch liegt nur noch das Skelett der früheren Stadt, die Nekropolis dreier Kaiserreiche, die große Grabesstätte des Ruhmes dreier Völker. Dann gedenkt Ihr der Träume, die Ihr als Knaben geträumt, nachdem Ihr ein romantisches Buch über das Mittelalter gelesen; damals sahet Ihr dunkle, von tiefen Gräben, hohen Mauern und unzugänglichen Felsen umgebene Städte; damals seid

Ihr über die Zugbrücken geschritten, in die gewundenen, mit Gras bedeckten Straßen getreten und habt in jener feuchten Kerker- und Grabesluft geathmet. Und wißt Ihr, von was Ihr geträumt habt? — Von Toledo.

Die Domkirche ist das erste, was der Fremde sehen muß, nachdem er die Stadt im Allgemeinen besucht hat, sie verdient mit Recht für eine der schönsten der Welt zu gelten. Nach der Volksüberlieferung beginnt die Geschichte dieser Kirche schon mit dem Apostel Santiago, Bischof von Toledo, welcher den Ort ihrer Erbauung bezeichnet haben soll, aber der noch heute bewunderte Bau wurde im Jahre 1227 unter der Regierung des heiligen Ferdinand begonnen und nach zweihundertfünfzig Jahren fortwährender Arbeit zu Ende geführt. Das äußere Ansehen der Kirche ist weder so reich noch so schön, wie dasjenige der Domkirche zu Burgos. Die Vorderseite der Kirche steht auf einem kleinen Platze, dem einzigen Punkte, von welchem das Gebäude auf einen Blick zu fassen ist, denn sonst ist es ringsum von einer engen Gasse umgeben, in welcher sich die hohen Kirchenwände gleich Festungsmauern erheben. An der Vorderseite befinden sich drei große Thore: der Vergebung, der Hölle und des Gerichtes genannt, und auf der einen Seite erhebt sich ein starker Thurm, welcher mit einer schönen achteckigen Kuppel gekrönt ist. Obwohl der Fremde schon durch den äußeren Umfang der Kirche, von deren Größe überzeugt ist, so erstaunt er dennoch beim Eintritte darüber, er freut sich der Kühle, der Stille und der wohlthuenden Dunkelheit, welche dort herrscht, durch die farbigen Schei-

ben, zahlloser Fenster dringt ein geheimnißvolles Licht und bricht seine blauen, gelben und rosenrothen Strahlen längs den Bogen und Säulen und färbt diese mit den Farben des Regenbogens. Die Kirche ist von fünf großen Schiffen gebildet, welche durch achtundachtzig ungeheure Pfeiler von einander getrennt sind, und jeder dieser Pfeiler besteht aus sechszehn, wie ein Bund Lanzen eng aneinander stoßenden Säulen. Ein sechstes Schiff kreuzt rechtwinklig diese fünf zwischen dem Hochaltare und dem Chore, und die Wölbung des Hauptschiffes überragt großartig die andern, welche aussehen, als beugten sie sich vor jenem. Das farbige Licht und der helle Stein, geben der Kirche ein feierlich friedvolles Aussehen, welches den schwermüthigen Ton der gothischen Architektur dämpft, ohne ihr den strengen, sinnenden Ernst zu rauben. Wer aus den Straßen der Stadt in diese Domkirche tritt, sieht um sich, athmet auf und fühlt ein neues Leben in sich, als käme er plötzlich aus einem Kerker auf einen großen Platz.

Um den Hochaltar genau zu betrachten, braucht man noch einmal so viel Zeit, als für die ganze übrige Kirche, denn dieser ist eine besondere kleine Kirche und enthält unzählige kleine Säulen und Statuen; Blätterwerk und andere verschiedenartige Verzierungen umgeben die Kanten, erheben sich über den Architrav, schlängeln sich um die Nischen, heben sich über einander, unterstützen und verbergen sich gegenseitig, und bilden hunderterlei Profile, Knotenpunkte und Verschränkungen, welche gemalt, vergoldet und sonst geschmückt, dem Ganzen ein großartiges und zugleich anmuthig liebliches Aussehen geben. Dem Hochaltare

gegenüber erhebt sich der von drei Stuhlreihen abgetheilte Chor. Die Schnitzereien dieser Stühle stellen geschichtliche, allegorische und biblische Begebenheiten dar, und sind von Philipp von Burgund und Berruguete so wunderbar gearbeitet, daß sie als eines der bedeutendsten Kunstwerke gelten. In der Mitte befindet sich der Thron des Erzbischofs, und ringsum ein Kreis ungeheurer Jaspissäulen. Auf den Unterbalken stehen großartige Alabasterbildsäulen und rechts und links zwei mächtige Kanzeln aus Bronze, auf denen große Meßbücher liegen und hinter denen sich einander gegenüber zwei riesenhafte Orgeln erheben. Diese sehen aus, als müßten sie jeden Augenblick einen Melodienstrom ertönen lassen, welcher das ganze Gebäude erzittern macht. In so großen Kirchen wird die Freude der Bewunderung gewöhnlich von den Fremdenführern gestört, welche Jeden zwingen wollen, sich nach ihrer Weise zu unterhalten und unglücklicherweise konnte ich mich überzeugen, daß die spanischen die hartnäckigsten von allen sind. Wenn einer davon sich in den Kopf gesetzt hat, daß Ihr den Tag mit ihm verbringen müßt, so hilft Euch nichts. Ihr könnt die Achsel zucken, nicht antworten, ihn schwatzen lassen, ohne nur den Kopf zu wenden, Eurer Wege gehen, als hättet Ihr ihn nicht gesehen, das Alles stört ihn nicht, denn in einem Augenblicke der Begeisterung vor einem Gemälde oder einer Bildsäule vergeßt Ihr Euch: ein Wort, eine Bewegung, ein Lächeln genügen und Ihr seid gebunden, Ihr seid sein; Ihr fallt jener unüberwindlichen menschlichen »pieuvre«, zum Raub, welche wie diejenige Victor Hugo's, ihr Opfer nur fahren läßt, wenn ihr der Kopf abgeschnitten wird. Wäh=

rend ich die Bildsäulen des Chors bewunderte, sah ich mit dem Augenwinkel eine dieser »pieuvres,« ein altes, halb verkrüppeltes Männchen, welches sich mir langsam, von der Seite wie ein Meuchelmörder näherte und mich dabei ansah als wollte es sagen: — Jetzt habe ich dich. — Ich fuhr in meiner Betrachtung fort, der Alte näherte sich und betrachtete ebenfalls die Bildsäulen, dann frug er mich plötzlich: „Wollen Sie, daß ich Sie begleite?“

„Nein,“ antwortete ich, „es ist nicht nöthig.“

Doch er fuhr ohne sich beunruhigen zu lassen fort: — „Wissen Sie, wer Elpidius war?“

Die Frage war so sonderbar, daß ich nicht umhin konnte, meinerseits zu fragen: „Wer war das?“

„Elpidius,“ antwortete er, „war der zweite Bischof von Toledo.“

„Und was soll das?“

„Was das soll? . . . eben dem Bischof Elipidius kam der Gedanke, die Kirche der Jungfrau zu weihen, und in Folge dessen besuchte die Jungfrau die Kirche.“

„Wie weiß man das?“

„Wie man das weiß, man sieht es.“

„Sie wollen sagen: man hat es gesehen.“

„Ich will sagen, daß man es noch sieht: haben Sie die Güte mich zu begleiten.“

Mit diesen Worten setzte er sich in Bewegung und ich war so neugierig, diesen sichtbaren Beweis des heiligen Besuches zu sehen, daß ich ihm folgte. In der Nähe eines der großen Pfeiler des Mittelschiffes blieben wir vor einer Art Tabernakel stehen und hier zeigte mir der Fremdenführer einen weißen, eingemauerten Stein, welcher

von einem Drahtnetze geschützt und von folgender Inschrift umgeben war:

»Quando la reina del cielo
Puso los pies en el suelo
En esta piedra los puso.« [1])

„Also," fragte ich, „hat die heil. Jungfrau den Fuß wirklich auf diesen Stein gesetzt?"

„Wirklich auf diesen Stein," wiederholte er und nachdem er durch das Drahtnetz den Stein mit einem Finger berührt hatte, küßte er den Finger bekreuzte sich und winkte, als wolle er sagen: „Nun ist's an Ihnen"

„Ich? . . ." antwortete ich; „nein wahrlich, amigo, ich kann nicht."

»Porque?«

»Porque no me siento digno de tocar aquella piedra divina.« [2])

Der Fremdenführer aber durchschaute mich und nachdem er mich ernst angesehen, fragte er: «Usted no cree?« [3])

Ich betrachtete einen Pfeiler; worauf der Alte mir ein Zeichen machte, ihm zu folgen und mich nach einem Winkel der Kirche führte, indem er traurig murmelte: »Cadauno es dueño de su alma.« [4]) Ein Priester, welcher in unserer Nähe stand und Alles errathen hatte,

---

[1]) „Als die Königin des Himmels die Füße auf die Erde setzte, setzte sie dieselben auf diesen Stein."

[2]) „Weil ich mich nicht werth fühle, jenen göttlichen Stein zu berühren."

[3]) „Sie glauben nicht?"

[4]) „Jeder ist Herr seiner Seele."

warf mir einen wüthenden Blick zu und entfernte sich, indem er etwas Unverständliches brummte.

Die Kapellen passen vollkommen zur Kirche, denn fast alle enthalten irgend ein schönes Denkmal. In der Santjago-Kapelle hinter dem Hochaltare befinden sich zwei prächtige Alabaster-Grabmäler, welche die Gebeine des Connetable Alvaro de Luna und diejenigen seiner Frau enthalten; in der Sant Idelfons-Kapelle steht das Grab des Kardinals Gil Carillo von Albornoz; in der Kapelle de los Reyes nuevos, die Gräber Heinrichs II., Johanns II. und Heinrichs III.; die Sakristei-Kapelle endlich, enthält einen bewundernswerthen Kranz von Statuen, Marmor-, Silber-, Elfenbein- und Goldbüsten, eine reiche Sammlung von Kreuzen und Reliquien von unschätzbarem Werthe, und die Gebeine der heiligen Leucadia und Eugenia, welche in zwei wunderbar fein ciselirten Silbersärgen liegen.

Doch am meisten verdient die Mozarabe-Kapelle die Bewunderung des Fremden, sie entspricht dem Thurm der Kirche und wurde erbaut, um die Ueberlieferung des ersten christlichen Gottesdienstes zu verewigen. Eine der Wände ist ganz mit einem gothischen Freskogemälde bedeckt, welches einen Kampf zwischen den Mauren und den Einwohnern von Toledo darstellt und bis in die feinsten Umrisse wunderbar erhalten ist. Dieses Gemälde wiegt ein ganzes Geschichtsbuch auf, denn das damalige Toledo ist mit all seinen Häusern und Mauern abgebildet, und die Aufstellung der beiden Heere, die Waffen, die Gesichter sind mit großer Feinheit ausgeführt und dabei so farbenreich und phantastisch, daß sie mit unsern gewöhnlichen unbestimmten

Vorstellungen jener Zeiten und Menschen vollkommen übereinstimmen. Zwei andere Freskogemälde zu beiden Seiten des ersten stellen die Schiffe dar, auf welchen die Araber nach Spanien gekommen sind, und auch diese zeigen tausenderlei Kleinigkeiten der mittelalterlichen Marine. Die Luft selbst, wenn ich so sagen darf, welche auf diesen Gemälden herrscht, erinnert an Allerlei, auch an Dinge, die hier nicht dargestellt sind, und der Eindruck des Beschauers gleicht demjenigen, welchen beim Betrachten einer Landschaft eine entfernte unbestimmte Musik auf ihn ausüben würde.

Nach den Kapellen ist die Sakristei sehenswerth; sie enthält so viel aufgehäufte Reichthümer, daß Spanien damit allein seine Finanzen wieder vollständig ordnen könnte. Unter anderm ist die Wölbung eines großen Saales von Luca Giordano alfresko gemalt und stellt eine Vision des Paradieses dar: ein Heer von Engeln, Heiligen und allegorischen Figuren durchsegelt die Luft und die Gestalten treten aus den Rahmen der Wände hervor, als wären sie geschnitzt. Dabei sind die Stellungen kühn und die Bewegungen und Verschränkungen schwindelerregend. Wenn Euch der Fremdenführer aquel prodigio de imaginacion y de trabajo [1]) zeigt, welches nach dem Urtheile aller Künstler von einem merito atroz [2]) ist, so macht er Euch auch auf den Lichtstrahl aufmerksam, welcher sich von der Mitte der Wölbung aus, an der Wand bricht. Diesen beobachtend macht Ihr die

---

1) Dieses Wunder an Erfindungsgabe und Arbeit.

2) Ungeheuren Verdienst.

Runde des Saales und überall scheint es, jener Strahl falle auf Euren Scheitel. Aus diesem Raume tretet Ihr in ein Gemach, welches ebenfalls sehr werthvolle Freskogemälde enthält, die von einem Neffen Berruguete's ausgeführt sind; nach diesem folgt ein drittes Zimmer, in welchem der Küster alle Schätze der Domkirche vor Euren entzückten Augen ausbreitet. Die großen silbernen Leuchter, die von Rubinen strahlenden Kelche, die mit Diamanten geschmückten Monstranzen, die mit Gold gestickten Damastgewänder, die Kleider der Jungfrau, welche mit Arabesken, Blumen und Sternen aus Perlen so bedeckt sind, daß sie bei jeder Bewegung der Falten ein blendendes farbiges Gefunkel zur Schau tragen. Eine Stunde genügt kaum, um auch nur flüchtig alle diese Schätze zu bewundern, welche den Ehrgeiz von zehn Königinnen befriedigen und die Altäre von zehn Basiliken schmücken könnten. Wenn Euch der Küster dann Alles gezeigt hat, sucht er selbstverständlich in Eurem Blicke einen Ausdruck der Bewunderung, aber auf Euren Zügen liegt nur starres Staunen, welches verräth, daß Eure Phantasie anderswo geweilt hat, fern in den fabelhaften Königsschlössern arabischer Legenden, wo die wohlthätigen Genien alle Reichthümer aufhäufen, von welchen die erregte Phantasie eines verliebten Sultans geträumt.

Zufällig war es gerade der Vorabend des Fronleichnamfestes und wurde deßhalb alles Nöthige für die Prozession zurecht gelegt. Es gibt nichts unangenehmeres, nichts Unpassenderes neben der ruhigen edlen Majestät der Kirche als die theatralische Geschäftigkeit, welche sich bei dergleichen Gelegenheiten entwickelt; ein unwillkürlicher

Zeuge derselben glaubt wirklich hinter den Coulissen einer Bühne am Abend einer Generalprobe zu sein. Viele weißgekleidete Knaben tragen lärmend Hemden, Stolen, Pluvialen aus einem Zimmer der Sakristei ins andere. Hier öffnet ein übelgelaunter Küster einen Schrank und schlägt die Thüren desselben nicht allzu sanft wieder zu; dort ruft ein vor Aerger ganz roth gewordener Geistlicher mit krächzender Stimme einen andern, der nicht antwortet. Wieder andere Geistliche rennen durch die Zimmer und schleppen ihre halbangezogenen Festkleider nach. Kurz, alle lachen, schreien oder sprechen laut von einem Zimmer zum andern, und obendrein macht das Rauschen der Gewänder, das Schnaufen und Trampeln ein unbeschreibliches Getöse.

Ich besuchte auch das Kloster, welches ich durch die offene Eingangsthüre von der Kirche aus schon bemerkt hatte. In der Mitte der Kirche nämlich ist ein Theil des Klostergartens sichtbar: eine Gruppe großer blätterreicher Bäume, ein Wäldchen, eine Fülle von saftigem Grün, welches so zu sagen die Thüre schließt und dabei von einem zierlichen Bogen und zwei der schlanken Säulen, welche rings herum stehen, eingerahmt ist; dies ist wirklich ein entzückender Anblick, der an die orientalischen Gärten und die Säulen der Moscheen erinnert. Das Kloster ist groß und von einem Bogengange in leichtem gediegenen Style umgeben und die Mauern sind mit großen Freskogemälden bedeckt. Der Führer rieth mir hier auszuruhen, um mich zum Ersteigen des Glockenthurmes vorzubereiten; ich folgte seinem Rath, indem ich mich auf eine niedere Mauer setzte um mich zu einem

neuen Marsche zu stärken, während er mit schwülstigen Worten den Ruhm Toledos feierte. Dabei ging die Unverschämtheit seiner Vaterlandsliebe so weit, daß er sie una gran ciudad comercial [1]) nannte, welche ganz Barcelona und Valenza aufkaufen könnte, und eine Festung, welche zehn deutsche Heere und eine Unmasse Batterien mit Krupp'schen Kanonen ermüden würde. Bei jeder neuen Aufschneiderei stieg meine erheuchelte Bewunderung und machte dem guten Manne unendliche Freude. Meinerseits finde ich ein ganz besonderes Vergnügen darin, solche Leute schwatzen zu lassen. Und als endlich der Ruhm den stolzen Toledaner so aufgeblasen hatte, daß er im Kloster nicht mehr Platz zu haben schien, sagte er zu mir: — Podemos ir; [2]) — und schritt nach der Thüre des Kirchthurms.

Halbwegs blieben wir stehen um Athem zu schöpfen. Der Führer klopfte an eine kleine Pforte, aus der alsbald ein anderer Küster trat: ein sonderbarer kleiner Knirps, welcher mir eine andere Pforte öffnete und mich in einen Gang führte, in welchem ich eine Reihe riesengroßer, sonderbar gekleideter Gliederpuppen sah. Der Führer erklärte mir, daß vier derselben Europa, Asien, Afrika und Amerika und die zwei übrigen den Glauben und die Religion darstellten, und sie so hergestellt seien, daß ein Mann hineinschlüpfen und sie tragen könne. Se sacan, fügte der Küster hinzu, »en ocasion de las fiestas reales,« [3]) — dann werden sie in der Stadt umher-

[1]) Eine große Handelsstadt.

[2]) Wir können gehen.

[3]) Man zieht sie bei Gelegenheit der königlichen Feste heraus.

getragen; und um mir zu zeigen wie, kroch er unter die Röcke der Asia. Hierauf führte er mich in eine Ecke und zeigte mir ein häßliches Ungeheuer, welches bei einer gewissen Berührung seinen langen Hals und abscheulichen Kopf mit einem betäubenden Geräusche schüttelt. Er wußte zwar nicht, was diese häßliche Maschine bedeute, doch machte er mich auf den wunderbaren Erfindungsgeist der Spanier aufmerksam, welcher tantas cosas nuevas [1]) schuf, daß man sie an alle im Weltall schwimmenden Welten verkaufen könnte. Ich bewunderte, zahlte und folgte wieder meiner toledanischen »pieuvre« die Stufen hinauf. Die Aussicht ist wundervoll: die Stadt, die Hügel, der Fluß zeigen sich, von einem weiten Horizonte umrahmt, den entzückten Blicken des Beschauers, und unmittelbar unter ihm dehnt sich das große, einem Granitberge gleichende Gebäude der Domkirche aus. Doch gibt es unweit vom Glockenthurme einen andern Höhepunkt, von welchem die Aussicht noch schöner ist; deßhalb und besonders auch weil die heiße Mittagssonne alle Farben der Stadt und der Ebene in einen einzigen Lichtstrom hüllte, verweilte ich nur wenige Augenblicke oben.

Nach dem Dom zeigte mir mein Führer die berühmte Kirche von San Juan de los Reyes, welche am Tajoufer liegt. Noch heute fühle ich mich beklommen, wenn ich an das Straßenlabyrinth denke, durch welches unser Weg führte. Es war Mittag, die Straßen öde und je mehr wir uns von der Mitte der Stadt entfernten,

---

[1]) So viele neue Dinge.

um so trauriger erschien die Einsamkeit und bald sah ich keine Thüre, kein Fenster mehr offen und vernahm nicht das leiseste Geräusch. Hie und da konnte ich mich des Verdachtes nicht erwehren, daß mein Führer mit irgend einem Mörder unter einer Decke stecke, und daß er mich an einen entlegenen Ort locke, um mich zu plündern. Sein Gesicht war verdächtig genug und obendrein blickte er von Zeit zu Zeit scheu um sich, als sinne er eine Frevelthat. „Ist es noch weit?" fragte ich einige Male, worauf er jedesmal antwortete: »Aquì està,«[1]) und dennoch hörte unser Weg nie auf. Plötzlich aber verwandelte sich meine Unruhe in Schrecken, als sich in einer krummen Straße eine Thüre öffnete, zwei Männer heraustraten, die »pieuvre« mit einem Zeichen grüßten und uns folgten. Ich glaubte mich verrathen, sah nur einen Rettungsweg, nämlich den Führer mit einem Faustschlag zu Boden zu werfen und — davon zu laufen. Aber wohin? Und dann kamen mir die nieendenden Lobreden in den Sinn, welche Thiers in seiner Histoire de la guerre de l'Indépendance den jambes espagnoles zollt, weßhalb mir das Davonlaufen einen Dolchstich in den Rücken statt in die Brust hätte zuziehen können. Wehe! sterben ohne Andalusien gesehen zu haben! Sterben, nachdem ich so viele Notizen gemacht, so viele Trinkgelder ausgetheilt hatte. Die Taschen voller Empfehlungsbriefe, die Börse voller Dublonen, den Paß voller Unterschriften, sterben! und verrathen sterben! .... Doch Gott sei Dank verschwanden die beiden Bärtigen nach der ersten

[1]) Hier ist sie.

Straßenecke und ich war gerettet. Nun plagte mich mein Gewissen, daß ich den armen Alten eines Verbrechens fähig geglaubt hatte und mich ihm nähernd, bot ich ihm eine Cigarre an und sagte zu ihm: Toledo sei zweimal so viel werth als Rom, kurz überhäufte ihn mit Schmeicheleien. Endlich gelangten wir nach San Juan de los Reyes.

Diese Kirche sieht aus wie ein königliches Schloß. Das Dach besteht aus einer Terasse, welche von einem durchbrochenen Steingeländer umgeben ist. Auf jener erhebt sich ein Kranz von Bildsäulen von Königen und in deren Mitte ragt eine sechseckige Kuppel, welche vollkommen mit dem übrigen Gebäude übereinstimmt. Den Mauern entlang hängen große Eisenketten, welche den christlichen Gefangenen nach der Eroberung Granadas abgelöst worden waren und welche mit der dunkeln Farbe des Steines, der Kirche ein malerisch-ernstes Aussehen geben. Wir traten ein und nachdem wir zwei oder drei öde, dielenlose und mit Erde und Schutt bedeckte Räume durchschritten hatten, stiegen wir eine Treppe hinauf und befanden uns bald auf einer Altane in der Kirche. Letztere ist, meiner Ansicht nach, eines der schönsten und edelsten Denkmäler der gothischen Baukunst. Sie besteht aus einem einzigen großen Schiffe mit vier Wölbungen, deren Bögen sich unter reichen Rosetten kreuzen. Die Pfeiler sind mit Kränzen und Arabesken bedeckt und die Mauern mit einem Ueberfluß von Basreliefs, worunter große Schilde mit den Wappen von Castilien und Aragonien, Adler, Ungeheuer, heraldische Thiere, Blätter-

werk und sinnreiche Inschriften. Die Altane, auf welcher wir standen, ist in Stein gehauen, reich durchbrochen und läuft rings um die Kirche; der Stein ist hellgrau und Alles ist so bewundernswerth ausgeführt und so gut erhalten, als sei die Kirche vor wenigen Jahren erbaut worden und nicht schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Nachdem ich die Kirche bewundert hatte, stiegen wir ins Kloster hinab, welches ebenfalls ein Wunder der Baukunst und Bildnerei ist. Hübsche, schlanke Säulen, welche wie Stämme kleiner Bäume aussehen und durch einen Hammerschlag zu zerbrechen wären, tragen die, mit Bildsäulen und andern Verzierungen überladenen Kapitäler, welche ihrerseits den wie Zweige gebogenen und mit Blumen, Vögeln und Fabelthieren verzierten Bögen als Stützpunkt dienen. Die Mauern sind mit gothischen Inschriften bedeckt, diee ebenfalls von Blätterwerk und feinen Arabesken umgeben sind. Wo das Auge hinblickt, sieht es Anmuth und Reichthum in entzückender Eintracht, denn künstlerischer hätten so viele verschiedene schöne und liebliche Dinge nicht auf denselben Fleck vereinigt werden können. Es ist ein üppiger Garten der Bildhauerkunst, ein mit marmornen Stickereien, Spitzen und Brokaten geschmückter Saal; das große Gebäude ist feierlich wie ein Tempel und prächtig wie ein Königsschloß, zart wie ein Spielzeug und lieblich wie ein Blumenstrauß.

Aus dem Klosterhofe wurde ich in eine Gemäldegallerie geführt, welche jedoch nur werthlose Bilder enthält, und dann in das Kloster, dessen lange Gänge, enge Trep-

pen und leere Zellen an vielen Stellen schon halb, an andern ganz verfallen sind. Zugleich ist Alles öde und schwarz wie ein ausgebranntes Gebäude.

Unweit San Juan de los Reyes steht ein anderes sehenswerthes Gebäude. Dieses ist die einstige Synagoge, welche jetzt den Namen Santa Maria Blanca trägt und ein merkwürdiges Andenken an das jüdische Zeitalter ist. Wir traten in einen verwilderten Garten, wo der Führer an der Thüre eines ärmlichen Hauses klopfte, die Thüre öffnete sich .... Welch angenehme Ueberraschung! War es eine Vision des Orients oder eine unerwartete Offenbarung einer andern Religion und einer andern Welt? Vor meinen Augen dehnten sich fünf enge Schiffe aus, welche durch vier Reihen kleiner achteckiger Säulen getrennt sind, und diese tragen auf verschieden geformten Stückkapitälern viele türkische Bogen. Die Decke aus Cedernholz ist in lauter gleichgroße Felder getheilt und die Mauern sind mit Laubwerk und arabischen Inschriften bedeckt. Das Licht kommt von oben und Alles ist weiß. Diese Synagoge wurde von den Arabern in eine Moschee verwandelt und von den Christen aus der Moschee in eine Kirche, so daß sie kein entschiedenes Gepräge trägt. Am meisten hat sie aber den Charakter der Moschee beibehalten und ihr Anblick erfreut Jeden, dessen Phantasie von Bogen zu Bogen die vergänglichen Bilder eines wollüstigen Paradieses verfolgen kann.

Nachdem ich Santa Maria Blanca gesehen hatte, verhinderte mich die Müdigkeit, den verführerischen Vorschlägen meines Führers Folge zu leisten und befahl ich ihm deßhalb, mich nach dem Gasthof zurückzuführen. Ich

legte eine peceta y media in die Hand meines unschuldigen „Mörders,“ welcher jedoch das Trinkgeld zu klein fand und mich noch, (ich lachte hernach herzlich über das Wort), um eine kleine gratification [1]) bat; ich begab mich dann nach dem Speisezimmer, wo ich mir eine Cotelette, oder chuleta, wie die Spanier sie nennen, geben ließ.

Gegen Abend besuchte ich den Alcazar. Obwohl der Name ein arabisches Schloß hoffen läßt, so hat doch das Gebäude, welches heutzutage bewundert wird, nichts arabisches als eben den Namen. Es wurde unter der Regierung Karls V. auf den Ruinen eines Schlosses erbaut, welches schon im achten Jahrhundert vorhanden gewesen sein mußte, obschon die Kroniken nur unbestimmte Auskunft geben. Dieses Gebäude erhebt sich auf einer Anhöhe über der Stadt, so daß seine Mauern und Thürme von jeder etwas hohen Straße aus gesehen werden und der Fremde sie als Wegweiser in dem Labyrinthe benutzen kann. Eine breite schlängelnde Straße, ähnlich derjenigen, welche von der Ebene nach der Stadt geht, führte mich den Hügel hinan, wo ich mich alsbald vor dem Thore des Alcazars befand. Dieser ist ein ungeheuer großer viereckiger Palast mit einem starken Thurme an jeder der vier Ecken, wodurch er das Aussehen einer mächtigen Festung erhält. Die Vorderseite sieht auf einen großen Platz, welcher ringsum von orientalisch gezackten Basteien eingefaßt ist. Das ganze Gebäude ist erdfarben und von jenem mächtigen Maler, der heißen Sonne des Südens, mit tausend

[1]) Gnadengeschenk.

verschiedenen Schattenrissen gezeichnet, welche gegen den reinen, klaren Himmel noch schärfer hervortreten. Die Façade ist geschmackvoll großartig mit gemeißelten Arabesken geschmückt. Das Innere des Palastes entspricht dem Aeußern. In einem großen Hofe, der von zwei übereinander stehenden und von leichten Säulen getragenen Bogengängen umgeben ist, erhebt sich in der Mitte, dem Eingange gegenüber eine monumentale Marmortreppe, welche sich nach wenigen Stufen theilt und rechts und links in das Innere des Palastes führt. Um die Schönheit des Hofes recht zu genießen, muß man sich an den Platz stellen, wo die Treppe sich theilt; dort umfaßt man mit einem Blick die ganze Harmonie des Gebäudes, was dem Beschauer einen ähnlichen freudigen Genuß verschafft, wie wenn er die ersten Klänge eines großen Tonstückes vernimmt, deren Spieler ihm nicht sichtbar sind.

Außer dem Hofe sind die übrigen Theile des Gebäudes, Treppen, Säle, Gänge, Alles verfallen oder dem Verfall nahe. Jetzt wird am Palaste gearbeitet, um eine Militärschule daraus zu machen. Die Mauern werden weiß angestrichen, die Wände theilweise heruntergerissen, um große Schlafzimmer herzustellen, die Thüren werden numerirt, kurz das Königsschloß verwandelt sich nach und nach in eine Kaserne. Aber die großen unterirdischen Räume, welche zur Zeit Karls V. als Ställe dienten, sind noch erhalten. Einige tausend Pferde sollen dort Platz haben und ich konnte durch ein kleines Fenster, auf welches mich der Wächter aufmerksam machte, die Größe der Räume übersehen. Ueber eine Reihe schwankender Treppen stiegen wir in einen der vier Thürme.

Hier öffnete der Wächter mit Hammer und Zange ein zugenageltes Fenster und sagte in einem feierlichen Tone, als wenn er mir ein Wunder verkündigte: — Mire Usted! [1])

Das Panorama ist unermeßlich. Die Stadt Toledo liegt in Vogelperspektive vor den Blicken des Beschauers und dieser kann jede Straße, jedes Haus wie auf einem Plane unterscheiden: Hier ragt der Dom wie eine mächtige Festung empor und gibt allen naheliegenden Gebäuden den Anschein kleiner Spielzeughäuschen; da ist auch die von Bildsäulen gekrönte Terasse von San Juan de los Reyes zu sehen und dort die zackigen Thürme des neuen Thores; der Stiercircus, der Tajo, der zwischen zwei felsigen Ufern zu Füßen der Stadt fließt und drüben neben der Alcantarabrücke auf einem steilen Felsen die Ruinen des antiken San Servando-Schlosses. Noch weiter entfernt grüne Wiesen und nach diesen, so weit das Auge reicht, Felsen, Hügel, Berge, und darüber der reinste Abendhimmel und die untergehende Sonne, welche die Giebel der alten Gebäude vergoldet und den Strom wie ein breites Silberband erglänzen läßt.

Der Wächter, welcher die Geschichte Toledos gelesen hatte und mich dieses gerne merken lassen wollte, erzählte mir, während ich den bezaubernden Anblick bewunderte, eine Menge Geschichtchen und mischte dabei allerhand poetische Ausdrücke in sein Geschwätz, wie das bei den südlichen Spaniern oft der Fall ist. Vor Allem wollte er mir die Geschichte der Befestigungen zum Besten geben

---

[1]) Schauen Sie.

und dabei zeigte er mir allerhand, wovon nichts mehr vorhanden war und behauptete, er sähe es ganz deutlich, und obwohl ich meistens gar nichts sah, begriff ich doch einiges.

Er erzählte mir, Toledo sei dreimal mit Mauern umringt gewesen, und die Spuren der drei Mauern seien noch deutlich zu sehen. „Sehen Sie,“ sagte er dann, „folgen Sie der Linie, welche ich mit meinen Fingern beschreibe: dies ist die römische und engste Ringmauer, von welcher die Ueberreste noch sichtbar sind. Nun sehen Sie weiter draußen, jene zweite ist die gothische; und nun beschreiben Sie mit dem Blicke einen Kreis, welcher die beiden andern umgibt: dort ist die arabische und zwar die neueste Ringmauer. Doch haben die Araber noch eine engere Mauer, die Sie leicht sehen können, auf die Ueberreste der römischen gebaut. Nun beobachten Sie die Richtung der Straßen, welche nach dem höchsten Punkte der Stadt führen und verfolgen Sie die Linie der Dächer, hier so: Sie werden sehen, daß alle im Zickzack gehen, und mit Absicht so erbaut wurden, um die Stadt vertheidigen zu können, nachdem die Mauern schon verloren waren; und die Häuser sind so eng aneinander gebaut worden, um von einem Dache zum andern springen zu können; das ist selbstverständlich, und übrigens haben die Araber es schriftlich hinterlassen; ich finde es deßhalb lächerlich, wenn die Herren von Madrid hierher kommen und sagen: — Puh! diese Straßen! — Damit zeigen sie, daß sie kein Sterbenswörtchen Geschichte wissen; wenn sie etwas wüßten, wenn sie lesen würden, anstatt auf dem Prado und in Recoletos die Zeit todt zu schlagen,

so würden sie begreifen, daß die engen Straßen von Toledo ihren Grund haben und daß Toledo keine Stadt für Unwissende ist.“

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten.

„Glauben Sie es nicht?“ fuhr der Wächter fort; „und doch ist es heilige Wahrheit! Vorige Woche kam z. B. ein Geck mit seiner jungen Frau von Madrid her und schon beim Heraufsteigen schwatzten sie allerlei Einfältiges über die Stadt, die engen Straßen und die schwarzen Häuser. Als sie nun an dieses Fenster traten und jene beiden alten Thürme dort unten in der Ebene links vom Tajo sahen, fragten sie, was das sei; und als ich antwortete: Los palacios de Galiana,[1]) riefen sie lachend aus: — Ei, welch schöne Schlösser! — und sahen nach einer andern Seite? Warum das? Weil sie die Geschichte nicht kannten. Ich denke mir, auch Sie wissen sie nicht, aber Sie sind fremd und da ist es verzeihlich. Doch mögen Sie nun erfahren, daß der große Kaiser Carolus magnus ganz jung nach Toledo kam. Damals regierte König Galafro. Er wohnte in jenem Schlosse und hatte eine Tochter, die war schön wie ein Engel und hieß Galiana; da nun Carolus magnus beim Könige zu Gast war und alle Tage die Prinzessin sah, verliebte er sich bis über die Ohren in sie und sie sich in ihn. Doch war auch ein Rivale im Spiele und zwar ein riesengroßer Maure, der König von Guadalajara, welcher herkulische Stärke mit Löwenmuth verband. Damit er die Prinzessin sehen könne, ohne bemerkt zu wer-

[1]) Die Schlösser von Galiana.

den, hatte dieser König einen unterirdischen Gang erbauen lassen, welcher nichts weniger als von der Stadt Guadalajara bis unter die Fundamente des Schlosses führte. Aber was half es ihm? Die Prinzessin mochte ihn durchaus nicht leiden und schickte ihn mit Schimpf und Schande heim, so oft er sie besuchte. Nichtsdestoweniger fuhr der König fort, ihr den Hof zu machen, und war so oft bei ihr, bis endlich Carolus Magnus, der sich selbstverständlich nicht gerne bei Seite geschoben sah, die Geduld riß und er, um der Geschichte ein Ende zu machen, den König herausforderte. Sie schlugen sich, der Kampf war fürchterlich, aber trotz seiner herkulischen Kraft zog schließlich doch der Maure den Kürzern. Nachdem Carolus Magnus ihn getödtet, schnitt er ihm den Kopf ab und legte ihn seiner Geliebten zu Füßen, und diese, welche die Zartheit des Geschenkes verstand, ließ sich taufen, reichte dem Fürsten hierauf ihre Hand und folgte ihm nach Frankreich, wo sie als Kaiserin empfangen wurde.“

„Und was geschah mit dem Maurenkopfe?“

„Sie belieben zu scherzen, und doch ist jedes Tipfelchen an der Geschichte wahr. Sehen Sie dort jenes alte Gebäude auf dem höchsten Punkte der Stadt? Das ist die Kirche von San Ginés. Und wissen Sie was darinnen ist. Darinnen ist nichts weniger als die Thüre eines unterirdischen Ganges, welcher etwa drei Meilen außerhalb der Stadt mündet. Glauben Sie es nicht, so hören Sie: Auf dem Orte, wo jetzt die Kirche von San Ginés steht, erhob sich seiner Zeit, bevor die Araber von Spanien Besitz nahmen, ein verzaubertes Schloß. Kein König hatte den Muth hineinzugehen und wenn auch Einer den

Muth gehabt hätte, er würde es doch nie gethan haben, denn der Ueberlieferung zufolge, sollte Spaniens Unheil von demjenigen herrühren, der diese Schwelle zum ersten Male betreten würde. Aber der König Rodriguez hoffte Schätze darinnen zu finden, welche ihm im Kriege gegen die Araber zum Nutzen gereichen würden, und ehe er in die Schlacht von Guadalete zog, ließ er die Thüren niederreißen und trat dann, den mit Fackeln folgenden Kriegern voran, hinein. Nachdem sie mit großer Mühe die Fackeln gegen den heftigen Wind, welcher in den unterirdischen Gängen wehte, geschützt hatten, erreichten sie eine geheimnißvolle Kammer, in welcher ein Sarg stand, der folgende Inschrift trug: — Wer mich öffnet, wird Wunder sehen. — Der König befahl, ihn zu öffnen, was nur nach unglaublichen Anstrengungen gelang. Doch statt Gold und Diamanten fanden sie nur eine zusammengerollte Leinwand darin, auf welche einige bewaffnete Araber gemalt waren und darunter standen die Worte: — Von diesen wird Spanien binnen Kurzem zerstört werden. — Dieselbe Nacht brach ein furchtbares Unwetter aus, das verzauberte Schloß stürzte ein und bald darauf drangen die Araber siegreich in Spanien ein. — Aber es scheint mir, Sie glauben es nicht!"

„Was Sie nicht sagen! Gewiß glaube ich es."

„Doch mit dieser Geschichte hängt eine andere zusammen. Ohne Zweifel wissen Sie, daß der Commandant von Zeuta, Graf Giuliano, Spanien verrieth, indem er die Araber, denen er den Weg hätte versperren sollen, durchließ. Aber was Sie nicht wissen können, ist, warum er es gethan. Der Graf Giuliano hatte eine Tochter in

Toledo und diese badete alle Tage mit ihren Freundinnen im Tajo. Unglücklicherweise war der Ort wo sie badeten, welcher jetzt los baños de la Cava heißt, in der Nähe eines Thurmes, in welchem König Rodriguez die heißen Stunden verbrachte. Eines Tages da Florida, so hieß des Grafen Giuliano Tochter, das Plätschern im Wasser satt war, setzte sie sich an das Ufer des Flusses und sagte zu ihren Begleiterinnen: Freundinnen, wir wollen einmal sehen, wer die schönsten Beine hat. — Ja, laßt sehen! antworteten Jene, setzten sich neben Florida und trugen alsbald ihre Schönheiten zur Schau. Aber Florida übertraf sie Alle und in dem Augenblicke als sie zu den andern sagte: — Seht Ihr? — trat unglücklicher Weise der König ans Fenster und sah Alles mit an. Da er jung und lebenslustig war, können Sie sich vorstellen, daß er Feuer fing, wie ein Bündel Stroh, Florida den Hof machte, sie entführte und dann im Stiche ließ; daher die Rachsucht des Vaters, sein Verrath und der Einfall der Araber."

Doch da ich nun genug gehört hatte, gab ich dem Wächter einige Reales, welche dieser mit würdevoller Miene einsteckte, warf einen letzten Abschiedsgruß auf Toledo und stieg hinab.

Es war gerade die Zeit des Spazierganges und die Hauptstraße, welche für einen Wagen kaum breit genug ist, gedrängt voll Menschen. Es waren zwar höchstens einige Hundert, doch schien die Menge viel größer. Es dämmerte, die Kaufläden schlossen sich nach und nach und nur hin und wieder erglänzte ein spärliches Licht. Ich ging zu Tische und gleich darauf wieder hinaus, um

den Anblick dieses Spazierganges nicht zu verlieren. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen und da die Straße nur durch das Mondlicht beleuchtet war und ich kein einziges Antlitz unterscheiden konnte, erhielt ich den Eindruck eines Gespensterzuges; ich konnte mich einer gewissen trübsinnigen Stimmung nicht erwehren. — Ach, wie bin ich so allein, — dachte ich; — in dieser ganzen Stadt kennt mich keine Seele und wenn ich in diesem Augenblicke todt niederfiele, würde kein Hahn nach mir krähen und Niemand sagen: — Der arme Teufel, es ist schade um ihn! — Es gingen viel lustige Leute an mir vorbei, Familienväter mit ihren Kindern, wohl gar Brautleute, oder solche, die darnach aussahen; ein Jüngling und ein hübsches Mädchen Arm in Arm. Alle hatten Gesellschaft, schwatzten und lachten ohne mir nur einen Blick zuzuwerfen. O, wie war ich traurig! Wie hätte ich mich gefreut, wenn ein Kind, ein Bettler, ein Polizeidiener mir gesagt hätte: — Mein Herr, ich glaube Sie zu kennen! — Das ist unmöglich, hätte ich geantwortet, ich bin fremd und zum ersten Male in Toledo; aber das thut nichts, gehen Sie nicht weg, bleiben Sie, plaudern wir ein wenig, ich fühle mich so einsam.

Da gedachte ich glücklicher Weise eines Empfehlungsbriefes, der mir in Madrid an einen Herrn von Toledo gegeben worden war; ich lief sogleich ins Gasthaus ihn zu holen und ließ mich nach der Wohnung des Herrn führen; derselbe war zu Hause und empfing mich äußerst liebenswürdig und als ich meinen Namen von ihm aussprechen hörte, war meine Freude der Art, daß ich ihm gerne um den Hals gefallen wäre. So verbrachte ich den Abend

mit Antonio Gamero, dem Verfasser einer vorzüglichen Geschichte von Toledo und endlich konnte ich meine Fragelust befriedigen, da er mir Alles auf das genaueste erklärte. Auch las er mir einige Seiten aus seinem Buche vor, wodurch ich Toledo besser kennen lernte als durch einen monatelangen Aufenthalt daselbst.

Die Stadt ist nicht nur sehr arm, sondern auch entvölkert, denn die Reichen haben sie verlassen, um nach Madrid zu gehen und die Freunde der Kunst und Wissenschaft sind ihnen gefolgt. Auch der Handel stockt, denn die einzig blühende Industrie ist die Klingenfabrikation. Durch sie finden gegen hundert Familien ihren Unterhalt, bei weitem aber nicht die ganze Stadt. Die Volksbildung ist gänzlich vernachlässigt, das Volk träge und elend. Dennoch hat es den antiken edlen Charakter nicht verloren. Wie alle Bewohner heruntergekommener Städte, ist auch das Volk von Toledo stolz und edel; es verachtet jede niedere Handlung und so viel wie möglich richtet es Mörder und Diebe selbst. Obwohl der Dichter Zorilla es in einer seiner Balladen unverblümt ein einfältiges Volk genannt hat, so entspricht es diesem Ausspruch keineswegs, sondern ist aufgeweckt und kühn. Es vereinigt den Ernst der Nord- mit der Lebhaftigkeit der Südspanier und kann als Uebergang vom Castilier zum Andalusier gelten. Die Einwohner von Toledo sprechen auch ein gutes Spanisch, mit mehr Ausdruck als es in Madrid gesprochen wird und mit weniger Erschlaffung als in Cordova und Sevilla. Sie lieben die Dichtkunst und die Musik und bilden sich viel ein auf den milden Garcilaso de la Vega, den Reformator der spanischen Poesie und

den witzigen Francisco de Rojas, Verfasser des Garcia del Castañar, welche Beide von Toledo gebürtig waren. Auch sind sie nicht wenig stolz darauf, daß Künstler und Gelehrte aus allen Weltgegenden in ihre Stadt strömen, um die Geschichte dreier Völker und die Gebäude dreier Zeitalter kennen zu lernen. Aber Toledo ist trotz seinem Volke todt; die Stadt Wambas, Alphons des Tapfern und Padillas ist nur noch ein Grab. Seit Philipp II. ihr die Krone der Hauptstadt geraubt, ist sie immer mehr verfallen. Und der Verfall dauert immer noch fort, so daß sie sich nach und nach, allein, auf dem Gipfel ihres traurigen Berges verzehrt, wie ein verlassenes Gerippe auf einem Felsen inmitten der Wellen des Meeres.

Kurz vor Mitternacht kehrte ich nach Hause zurück und da der Mond schien und Toledo an mondhellen Nächten nicht beleuchtet ist, obwohl kein Strahl des Silbergestirnes in jene Gäßchen dringt, mußte ich meinen Weg im Dunkeln finden, wie ein Dieb im Hause des Verbrechens. Da ich den Kopf voller phantastischer Balladen hatte, in welchen verhüllte Reiter des Nachts durch die Straßen Toledos sprengen, unter den Fenstern ihrer Geliebten singen, sich schlagen und umbringen, Paläste erstürmen und Jungfrauen rauben, so schien es mir als müßte ich Guitarrengeklimper, Schwertergeklirr und das Gestöhn der Sterbenden hören. Doch Nichts von alledem; die Straßen waren öde und einsam, die Fenster dunkel und nur hin und wieder erscholl an den Straßenecken und Kreuzwegen ein leises Geräusch, wie das Geflüster von zwei Fliehenden, ohne daß ich recht begriff, von welcher Seite es käme. So erreichte ich mein Gasthaus, ohne eine

schöne Tolederin geraubt zu haben, was mir vielleicht leid sein könnte, aber auch ohne einen Dolchstich im Leibe davon zu tragen, was mir sicher sehr angenehm war.

Den folgenden Morgen besuchte ich noch das Santa-Cruz-Hospital, die Kirche von Nuestra señora del Transito, eine antike Synagoge, die Ueberreste eines Amphitheaters, ein nautisches Theater aus der Römerzeit und die berühmte Waffenfabrik, in welcher ich einen schönen Dolch mit versilbertem Griffe und der Klinge voller Arabesken kaufte. In diesem Augenblicke liegt er auf meinem Schreibtische und wenn ich ihn in die Hand nehme und die Augen schließe, kann ich mich wieder in den Hof der Fabrik, eine halbe Meile von Toledo entfernt, zurückversetzen, wo ich damals in der heißen Mittagssonne unter einem Haufen Soldaten und in einer Wolke von Cigarrenrauch stand. Ich erinnere mich, daß, als ich zu Fuß nach Toledo zurückkehrte und gerade einen einsamen, grabesstillen Theil des Feldes durchschritt, auf einmal eine mächtige Stimme erschallte: — Fuera el extranjero! [1])

Die Stimme kam von der Stadt; ich blieb stehen, denn der Fremde war ich und der Ruf galt mir; es überlief mich kalt: die Einsamkeit und Stille des Orts vergrößerten meine Angst. Ich ging weiter und wieder erschallte die Stimme:

— Fuera el extranjero!

Träume ich! rief ich aus und hielt von Neuem an. — Bin ich wach? Wer ruft? wo? warum? —

---

[1]) Hinaus mit dem Fremden!

Wieder ging ich vorwärts und zum dritten Male rief die Stimme: — Fuera el extranjero!

Zum dritten Male blieb ich stehen und während ich verblüfft um mich blicke, sehe ich einen Knaben am Boden sitzen, der mich lachend ansieht: — Es un loco, — sagte er, — que cree vivir en el tiempo de la guerra de independencia; mire V. allì està la casa de locos, [1]) und zeigte mir auf der Anhöhe die ersten Häuser Toledos, wo sich die Irrenanstalt befindet. Ich stieß einen erleichternden Seufzer aus, der ein Windlicht ausgelöscht hätte.

Abends reiste ich von Toledo ab; zwar mit dem Bedauern, all das Alterthümliche und Bewundernswerthe dieser Stadt nicht noch einmal sehen, aber doch froh, nun endlich meinen heißesten Wunsch befriedigen zu können. Der Gedanke an Andalusien ließ mir keinen Augenblick Ruhe. Aber lange noch stand mir Toledo vor Augen, lange noch träumte mir von jenen abgerissenen Felsen, jenen ungeheuren Mauern und düstern Gassen, jenem phantastischen Anblick der mittelalterlichen Stadt! Und noch heute belebe ich mir dieses Bild mit wehmüthiger Freude und dieses Bild trägt meinen Geist auf den Flügeln der sonderbarsten Gedanken in vergangene Zeiten und zu wunderbaren Erlebnissen.

---

[1]) Es ist ein Geisteskranker, welcher glaubt, zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges zu leben; sehen Sie, dort steht das Irrenhaus.

Cordova.

In Castillejo angekommen, mußte ich bis Mitternacht auf den andalusischen Zug warten. Um mir die Zeit zu vertreiben, verzehrte ich harte Eier und Orangen, welche ich durch eine Flasche Val=de=Peñas würzte. Dann summte ich ein Gedicht von Espronceda vor mich hin und ließ mich schließlich mit einem Zollbeamten in ein Gespräch ein, wobei dieser mir auch seine politischen Ansichten kund gab: Amedeo, Freiheit, Erhöhung des Gehalts der Zollbeamten u. s. w. Endlich kam der Zug und ich stieg in einen Wagen, welcher gedrängt voll von Frauen, Kindern, Stadtwachen, Schachteln, Kissen und Päcken war; dann ging es mit einer für spanische Eisenbahnen ungewöhnlichen Geschwindigkeit weiter. Die Nacht war wundervoll. Meine Reisegefährten sprachen von Stieren und Carlisten; ein schönes Mädchen, welches die Blicke Vieler auf sich zog, stellte sich schlafend, um durch ihre nächtlichen Stellungen die Phantasie zu reizen; Einer drehte sich Cigarritos, ein Anderer schälte Orangen, ein Dritter trällerte eine Zarzuela=Arie. Nichtsdestoweniger schlief ich nach wenigen Minuten ein. Ich glaube, ich hatte schon von der Moschee von Cordova und dem

Alkazar von Sevilla geträumt, als ich durch den heisern Ruf: — Puñales? [1]) — geweckt wurde.

— Dolche? Der Tausend, wem gilt das? Und ehe ich gesehen, wer gerufen hatte, glaubte ich eine lange spitze Klinge vor den Augen blitzen zu sehen und hörte den Unbekannten fragen:

— Le gusta? [2])

Jeder wird zugeben, daß man auf angenehmere Weise geweckt werden kann. Ich sah meine Reisegefährten so erstaunt an, daß sie Alle zusammen in ein schallendes Gelächter ausbrachen und mir sagten, daß sich an jeder Station Messer- und Dolchverkäufer befinden, welche den Reisenden ihre Waaren anbieten, wie man bei uns Zeitungen und Erfrischungen feilbietet. Da mein Leben also gesichert war, kaufte ich die Ursache meines Schreckens und erhielt für fünf Franken einen schönen Dolch mit verziertem Griffe, einer Inschrift auf der Klinge und mit einer gestickten Sammtscheide versehen, ganz passend für den Tyrannen einer Tragödie. Ich steckte ihn vergnügt in die Tasche und dachte dabei, er könne mir zu Hause nützlich werden, wenn ich mit meinen Verlegern in Streit gerathen sollte. Der Verkäufer hatte etwa fünfzig Stück bei sich, welche in einer großen rothen um den Leib gewundenen Schärpe steckten. Auch andere Reisende kauften und ich hörte wie Jemand einen meiner Nachbarn wegen seiner guten Wahl lobte. Die Kinder riefen: — Mir auch einen! — und die Mütter antworteten:

---

1) Dolche?

2) Gefällt er Ihnen?

— Wir kaufen Euch ein anderes Mal einen viel längeren. — Gelobt sei Spanien! rief ich aus und dachte ärgerlich an unsere grausamen Gesetze, welche uns das unschuldige Spielzeug einer geschliffenen Klinge verbieten.

Wir fuhren durch die berühmte Mancia, welcher der unsterbliche Schauplatz aller Don Quixotischen Abenteuer war. Sie entsprach vollkommen meinen Erwartungen: große öde Ebenen, sandige Wüsten, mit hin und wieder einer Windmühle, wenige elende Dörfer, einsame Landwege und verlassene Häuschen. Der Anblick jener Gegend weckte in mir dasselbe Gefühl der Traurigkeit, welches ich immer bei der Lectüre des Buches von Cervantes empfinde und wieder sagte ich mir, was ich immer sage, so oft ich es lese: Es kann nicht zum lachen bewegen, ohne daß unter dem Lächeln eine Thräne hervorquillt. Don Quixote ist ein stilles, erhabenes Wesen; seine Thorheit ist ein Klagelaut; sein Leben ist die Geschichte der Träume, Hoffnungen, Enttäuschungen und Irrthümer von einem Jeden von uns; es ist der fortwährende Kampf des Verstands mit der Einbildung, des Wahren mit dem Falschen, des Idealen mit der Wirklichkeit. Etwas vom Don Quixote haben wir Alle in uns, wir Alle sehen Windmühlen für Riesen an, fühlen uns oft von einem Begeisterungssturm in die Höhe gehoben und fallen unter Hohngelächter wieder herab. Ach, wir sind Alle erhabene Wesen und zugleich Thoren; mit schmerzlicher Bitterkeit fühlen wir die ewige Kluft zwischen der Hoheit unserer Bestrebungen und der Schwäche unserer Kräfte. Wie viel schöne Träume, wie viel edle Vorsätze, unser Leben dem Kampfe für Recht und Freiheit zu widmen, welch theure

Bilder von Gefahren, denen wir getrotzt haben, von siegreichen Kämpfen, großmüthigen Handlungen und herrlichen Begeisterungen hegten wir in unserer Jugend! Nach einander sind sie Alle gewelkt und wie Blumenblätter auf den engen, eintönigen Lebenspfad gefallen. Diese erweckst du wieder auf kurze Zeit in unsrer Seele und begleitest sie mit vielen süßen Gedanken und mancher tiefen Lehre, du edler, unglücklicher Ritter mit der traurigen Gestalt!

Die Bahn berührt Argasamilla de Alba, wo Don Quixote geboren wurde und starb, und wo der arme Cervantes, damals Steuereinnehmer des großen Priorates von Sant Johann, im Namen des Magistrates von Consuegra von den unerbittlichen Gläubigern gefangen genommen und in einem Hause eingesperrt wurde, welches noch heutzutage vorhanden sein und in welchem er den Entwurf seines Romans ersonnen haben soll. Wir kamen auch am Dorfe Val-de-Peñas vorbei, welches einem der besten spanischen Weine den Namen gibt. Derselbe ist von dunkelrother Farbe, hat einen angenehmen erfrischenden Geschmack und wirkt erregend; es ist dies vielleicht der einzige spanische Wein, von welchem sich der nordische Fremdling einen etwas reichlichen Genuß erlauben darf. Endlich erreichten wir Santa Cruz de Tudela, ein Dorf, das wegen seiner navajas-[1]) Fabriken berühmt ist und nach welchem die Bahn langsam zu steigen beginnt.

Die Sonne war aufgegangen, einige Frauen und Kinder waren ausgestiegen und statt ihrer hatten Bauern, Offiziere und toreros, welche nach Sevilla gingen, den

---

[1]) Rasirmesser, Dolche.

Wagen wieder gefüllt. In dem engen Raum waren die verschiedenartigsten Trachten zu sehen: die Bauern aus der Sierra Morena trugen spitze Hüte, die Soldaten rothe Hosen, die picadores große sombreros,[1] die Zigeuner Tücher, die Catalonier mantas, und an den Wänden hingen Klingen von Toledo, Capas, Schärpen, kurz Kleidungsstücke aller Art und aller Farben.

Der Zug fuhr weiter zwischen den Felsen der Sierra Morena, welche das Guadiana= vom Guadalquivirthale trennt und durch Dichtergesänge und Räuberhorden berühmt ist. Zuweilen ist die Bahn in den Felsen gehauen und die Wände zu beiden Seiten sind so hoch, daß ich, um die Spitzen derselben zu sehen, genöthigt war, den ganzen Kopf zum Fenster hinaus zu stecken und das Gesicht nach oben zu wenden, als wollte ich auf das Dach des Wagens schauen. Dann kommen wieder Stellen, wo die Felsen entfernter und diese meistens über einander gethürmt sind; zu unterst große bruchsteinartige Blöcke, zu oberst aufrechtstehende dünne Säulen, welche wie kühne Thürme über riesengroße Basteien ragen. In der Mitte ist Masse auf Masse gehäuft, die Felsen sind gezahnt oder wie Stufen, Kämme und Höcker ausgezackt; hier beinahe in der Luft schwebend, nebenan von Bächen, Grotten und schrecklichen Abgründen zerrissen; überall bieten sie ein launenhaftes Formendurcheinander: bald sehen sie aus wie die phantastische Skizze eines Gebäudes, bald gleichen sie einem Riesen, oder einer Ruine, kurz bei jedem Schritte zeigen sich wieder neue unerwartete Formen und Ansichten.

---

1) Hüte mit breiter Krempe.

Und was die Eigenheit dieser mannigfachen Formen noch erhöht, sind die stets wechselnden Farben, Schatten und Lichteffekte. Lange Zeit ist rechts und links, oben und unten nichts als Stein zu sehen; kein Haus, kein Weg, kein Fußbreit Erde, wo ein Mensch sich niederlassen könnte. Und Alles nimmt an Maß zu, je weiter die Bahn uns führt: die Felsen, Schluchten, Abgründe erheben, erweitern, vertiefen sich, bis zum Scheitelpunkte der Sierra, wo die überwältigende Großartigkeit des Schauspiels jedem Naturfreunde einen Ausruf des Staunens entlockt.

Hier hielt der Zug einige Minuten und alle Reisenden traten ans Fenster.

»Aquì,« begann Einer mit lauter Stimme, »iba saltando de risco en risco el Roto de la mala figura para cumplir su penitencia.« [1])

»Yo,« fuhr er nach einer Weile fort, »quisiera que obligàran à hacer lo mismo à Sagasta.« [2])

Alle lachten und Jeder suchte für seinen Theil einen unbeliebten politischen Mann, welchem er im Geiste diese Strafe auferlegte; Serrano, Topete u. A. wurden dazu vorgeschlagen, so daß, wären die Wünsche in Erfüllung gegangen, die Sierra Morena in wenigen Augenblicken mit Ministern, Generalen und Deputirten bevölkert gewesen wäre, welche im Hemde von Felsen zu Felsen sprangen.

---

[1]) Cardenio, einer der Hauptpersonen im Don Quixote mußte im Hemde von einem Felsen der Sierra zum andern springen, um für seine Sünden zu büßen.

[2]) Ich wollte, sie würden auch Sagasta dazu zwingen.

Der Zug fuhr wieder weiter, und bald verschwanden die Felsen und das köstliche Guadalquivirthal, der Garten Spaniens, das Eden der Araber, das Paradies aller Sänger und Maler, das gesegnete Andalusien entfaltete sich vor meinen Blicken. Noch fühle ich das Erbeben vor kindlicher Freude, mit welchem ich ans Fenster gebannt, zu mir selbst sagte: — Genieße, mein Herz, genieße mit vollen Zügen.

Nachher bietet eine Zeit lang das Land der ungeduldigen Neugierde des Reisenden nichts Neues. Das Dorf Vilches liegt in einer weiten Fläche und darauf folgt die Ebene von Tolosa, wo König Alphons VIII. von Castilien über das muselmännische Heer den berühmten Sieg de las Navas davontrug. Der Himmel war außerordentlich klar, so daß sich in weiter Ferne die Berge der Sierra di Segura zeigten. Plötzlich machte ich eine jener heftigen Bewegungen, welche einem Ausruf des Erstaunens entsprechen: Am Rande der Bahn erhoben sich als unerwartete Vorboten der tropischen Pflanzenwelt die ersten Aloe mit ihren kräftigen Blättern und bald darauf begannen prächtige blumenreiche Wiesen. Die ersten waren zwar nur spärlich mit Blumen besät, aber nach und nach wuchsen diese immer üppiger, so daß es schien, als sei die Erde mit einer Reihe der schönsten türkischen Teppiche bedeckt, welche abwechselnd aus Purpur, Gold oder Schnee gewoben schienen, je nachdem Feldmohn, Maasliebchen, Cyanen, Wiesenschwamm oder Ranunkeln vorherrschten. Auch in der Ferne zwischen den Bäumen erschienen unzählbare blaue, weiße und gelbe Streifen und in der Nähe, an den Abhängen der Gräben, auf den

Hügeln, selbst auf der Böschung, dem Rand des Weges blühten die Blumen strichweise, oder zu Beeten und Büscheln vereinigt, zusammengedrängt wie große Sträuße, und auf hohen Stengeln schwebend, so daß ich sie beinahe mit der Hand erhaschen konnte. Dann folgten gelbe Kornfelder mit schweren Aehren und von langen Hecken umgeben; Orangenwäldchen, Olivenberge und grüne Hügel, auf deren Gipfel sich meistens ein alter maurischer Thurm erhebt. Verschiedenfarbige Häuschen blickten überall durch das in allen Schattirungen spielende Grün und zwischen hinein erscheint zuweilen eine hübsche weiße Brücke, welche über einen von Bäumen versteckten Bach führt. An den Horizont grenzen die schneeigen Gipfel der Sierra Nevada und an jene weiße Linie die blauen wellenförmigen Streifen der näheren Berge. Die Landschaft wird immer reichhaltiger und blühender: Arjonilla liegt mitten in einem großen Olivenwalde; Pedro Abad in einer Ebene, welche von Reben und Obstbäumen bedeckt ist; Ventas di Alcolea erhebt sich auf den letzten Hügeln der Sierra Morena, welche mit Landhäusern und Gärten übersät sind. Wir nähern uns Cordova und der Zug fliegt. Unter Bäumen und Blumen halb versteckt erscheinen von Zeit zu Zeit die kleinen Stationen; der Wind weht uns Rosenblätter in den Wagen, große Schmetterlinge fliegen am Fenster vorbei und die Blumen duften herrlich. Alle Reisenden sind heiter gestimmt und einige singen vor Vergnügen, denn wir fahren durch einen bezaubernden Garten. Die Aloë-, Orangen- und Palmenbäume wachsen in immer größerer Menge, auch die Häuser drängen sich enger aneinander, bis endlich der Ruf erschallt: — Cordova.

Welch schöne Bilder und große Erinnerungen erweckt dieser Name in meinem Geiste!

Cordova! seiner Zeit die Perle des Abendlandes, wie die arabischen Sänger sie nannten, die Stadt der Städte, Cordova mit dreißig Vorstädten und dreihundert Moscheen, in deren Mauern sich der größte Tempel des Islam befand! Ihr Ruf drang bis in den Orient und verdunkelte den Ruhm des alten Damaskus. Aus dem fernen Asien strömten die Gläubigen an die Ufer des Guadalquivir, um sich im wunderbaren Mhirab ihrer Moschee, beim Lichte der vielen aus spanischen Glocken gegossenen Exampeln niederzuwerfen. Zu ihren blühenden Schulen, großen Bibliotheken und an die prächtigen Höfe ihrer Kalifen eilten Künstler, Gelehrte und Sänger aus dem ganzen marokkanischen Reiche. Schöne Frauen und reiche Männer fühlten sich vom Rufe ihrer Wunder angezogen und des Wissens noch nicht satt, vertheilten sie sich von hier aus längs der afrikanischen Küste in die Schulen von Tunis, Kairo, Bagdad, Kuba bis nach Indien und China, um Bücher, Eindrücke und Erinnerungen zu sammeln. So flogen die Gesänge der Sierra Morena von Leier zu Leier bis in die Thäler des Kaukasus und regten überall die Geister zur Pilgerfahrt an. Das schöne, mächtige, weise, von dreitausend Dörfern umgebene Cordova trug seine weißen Minarete stolz zur Schau und verbreitete aus der Mitte seines Orangenwaldes rings in das göttliche Thal einen wollüstigen Hauch von Frohsinn und Ruhm.

Ich verlasse nun den Zug, durchkreuze einen Garten, und als ich mich umsehe, bin ich allein. Die Reisenden,

welche mit mir ausgestiegen waren, hatten sich rechts und links zerstreut; ich höre nur noch den Lärm eines sich entfernenden Wagens, dann ist Alles still. Es ist Mittag, der Himmel wolkenlos, die Luft schwül. Vor mir sehe ich zwei Häuser, den Anfang einer Straße, welche ich sofort einschlage. Die Straße ist enge und die Häuser sind klein wie Gartenhäuschen, die meisten einstöckig, mit den Fenstern fast an der Erde, die Dächer so niedrig, daß ich sie beinahe mit dem Stocke berühren konnte und die Mauern schneeweiß. Bei der ersten Wendung blicke ich die neue Straße hinunter und zu meinem Erstaunen sehe ich auch hier keine Menschenseele und höre keine Stimme. Anfangs dachte ich, ich befände mich zufällig in einer verlassenen Straße, aber die folgende war genau wie die erste: kleine weiße Häuser, geschlossene Fenster, Einsamkeit und Schweigen. Wo bin ich? dachte ich erstaunt und weitergehend gelangte ich in eine ganz enge, krumme Straße. Rechts und links sah ich andere einsame Straßen, weiße Häuser und geschlossene Fenster. Meine Schritte hallten wieder wie in einem Gange und das blendende Licht der weißen Mauern nöthigte mich mit halbgeschlossenen Augen zu gehen, so daß mir Alles ringsum wie Schnee vorkam. Endlich gelangte ich auf einen kleinen Platz und da auch hier Alles einsam und verschlossen war, bemächtigte sich meiner eine eigene noch nie gefühlte Schwermuth, welche jedoch nichts Unangenehmes an sich hatte: ein Gemisch zwischen Genuß und Bangigkeit; wie das Gefühl eines Kindes, das nach langem Laufen auf eine schöne unbekannte Wiese gelangt, und dessen Freude nur durch die Furcht, zu

lange auszubleiben, getrübt wird. Ueber viele Dächer ragten die Palmen der innern Gärten und erinnerten mich an phantastische Legenden von Odalisken und Kalifen. Von Straße zu Straße, von Platz zu Platz weitergehend, traf ich wohl hie und da Jemanden an, aber Alle gingen an mir vorbei und verschwanden wie Gespenster. Eine Straße ist hier wie die andere, kein Haus hat mehr als zwei oder vier Fenster und alle sind weiß wie reine Papierbogen. Von Zeit zu Zeit hörte ich hinter einem Fensterladen ein Geflüster und zugleich erschien und verschwand ein braunes Köpfchen mit einer Blume im Haare. Endlich faßte ich Muth und näherte mich einer Thüre . . . .

Ein patio! Wie soll ich einen patio beschreiben? Es ist kein Hof, kein Garten, kein Saal, sondern etwas von allen dreien. Zwischen dem patio und der Straße ist noch eine Vorhalle; an den vier Ecken erheben sich schlanke Säulen, welche einer von großen Fenstern geschlossenen, am ersten Stock angebrachten Gallerie als Stütze dienen und über der Gallerie schwebt ein Vorhang, welcher den Hof beschattet. Der Vorhof hat einen marmornen Fußboden, zu beiden Seiten der Thüre erheben sich mit Reliefs geschmückte Säulen und die Thüre selbst ist mit einem feingearbeiteten Eisengitter geschlossen. Am andern Ende des patio, der Thüre gegenüber, steht eine Bildsäule, in der Mitte ein Springbrunnen und rings um denselben Stühle, Arbeitstischchen, Bilder, Blumentöpfe. Nun eile ich zu einer andern Thüre, wieder ein patio: Die Wände von diesem sind mit Epheu bedeckt, welches nur für eine Reihe von Nischen, geschmückt mit Bildsäulen, Büsten und Urnen, Raum läßt. Ich blicke durch

eine dritte Thüre und hier sehe ich einen patio mit Mosaikwänden, einer Palme in der Mitte und mit einer Menge Blumen verziert. Die vierte Thüre zeigt mir nach dem patio eine andere Vorhalle und nach dieser einen zweiten patio, in welchem ich neue Marmorbilder, Säulen und Bilder entdecke. Und alle diese Säle und Gärten sind rein so und sauber, daß die Hand über Mauern und Fußböden streifen könnte, ohne daß eine Spur von Staub an ihr zurückbliebe; dabei sind sie kühl, wohlriechend und von einem unbestimmten Lichte beleuchtet, welches den Reiz des Geheimnißvollen noch erhöht.

So gehe ich auf gut Glück von Straße zu Straße weiter und bei jedem Schritte steigert sich meine Neugierde. Es scheint mir unmöglich, daß die ganze Stadt so gebaut sein könne und ich fürchte immer auf ein Haus oder eine Straße zu stoßen, welche an eine andere Stadt erinnern und dadurch meinen Traum zerstören würde. Aber nein, der Traum dauert fort: Alles klein, niedlich und geheimnißvoll. Von Zeit zu Zeit gelange ich auf einen kleinen einsamen Platz, auf welchem ich einen Augenblick mit angehaltenem Athem stehen bleiben, oder wieder auf einen Kreuzweg, wo abermals keine Seele zu sehen ist; — und immer weiß, Alles weiß, — und geschlossene Fenster, — und Todtenstille. Bei jeder Thüre ein neuer Anblick: Bogen, Säulen, Blumen, Wasserstrahle, Palmen, kurz eine wunderbare Abwechslung von Bildern, Farben, Licht und Duft. Hier sind es Rosen, da Orangen, dort Veilchen und mit den Düften weht mir eine kühle Luft entgegen und mit der Luft gedämpfte Frauenstimmen, Blätterrauschen und Vogelgesang, kurz

eine milde, wechselnde Harmonie, welche die Stille der Straßen nicht stört, aber dem Ohre wie das Echo einer entfernten Musik klingt. Ach, es ist ja auch kein Traum! Madrid, Italien, Europa, sind weit, weit entfernt! Dort ist das Leben ganz anders, eine neue Welt umgibt mich hier, ich bin im Orient!

Ich erinnere mich, daß ich plötzlich mitten in einer Straße stehen blieb und ich weiß nicht wie merkte, daß ich traurig und unruhig war und trotz meines Erstaunens und meiner Freude eine Leere im Herzen fühlte. Ich fühlte einen unwiderstehlichen Drang, in jene Häuser und Gärten einzutreten, ich hätte den Schleier des Geheimnisses, welcher das Leben jener Unbekannten umgab, zerreißen mögen, auch ich wollte an ihrem Thun und Treiben Antheil nehmen, ich sehnte mich nach einer Freundeshand, nach zwei mitleidigen Augen, zu denen ich hätte sagen können: — Ich bin fremd, ich bin allein, auch ich will glücklich sein, laßt mich unter Euren Blumen leben, laßt mich die Geheimnisse Eures Paradieses genießen, sagt mir, wer Ihr seid, wie Ihr lebt, lächelt mir zu, beruhigt mich, denn mein Kopf brennt! — Und meine Traurigkeit ging so weit, daß ich sagte: — Ich kann nicht hier bleiben, ich bin zu unglücklich, ich muß abreisen! —

Und ich wäre auch gewiß abgereist, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß ich einen Empfehlungsbrief an zwei junge Leute in Cordova, die Brüder eines Florentiner Freundes, bei mir hatte. Ich überwand also den Wunsch abzureisen, und beeilte mich, sie aufzusuchen.

Diese beiden Herren lachten herzlich, als ich ihnen den Eindruck, welchen Cordova auf mich gemacht hatte,

beschrieb, und schlugen mir sogleich vor, nach der Domkirche zu gehen.

Die Moschee von Cordova, welche nach der Vertreibung der Araber in einen Dom verwandelt wurde, aber doch immer noch den Charakter einer Moschee beibehält, wurde auf die Ruinen der ursprünglichen Domkirche, unweit des Guadalquivir erbaut. Abdurrahman begann das Werk im Jahre 785 oder 786. — Erbauen wir eine Moschee, — sagte er, — welche diejenigen von Bagdad, Damaskus und Jerusalem übertreffen soll, welche der größte Tempel des Islam, ein Mekka des Abendlandes sein wird. — Mit großem Eifer wurde das Werk begonnen, die christlichen Sklaven brachten die Steine der zerstörten Kirchen herbei, Abdurrhaman arbeitete selbst jeden Tag eine Stunde lang und in wenigen Jahren war die Moschee fertig. Die Kalifen, welche auf Abdurrhaman folgten, verschönerten sie und nach einem Jahrhundert ununterbrochener Arbeit war sie vollendet.

— „Hier sind wir,“ — sagte einer meiner Begleiter; wir standen vor einem ungeheuren Gebäude, welches ich für eine Festung hielt, denn eine alte, mit Zinnen versehene Mauer, in welcher sich seiner Zeit zwanzig große Erzthore befanden, umgibt die Moschee. Diese Thore waren ehedem mit sehr schönen Arabesken verziert und schlanke Säulen gestützte Bogenfenster umrahmten sie, aber heute ist Alles mit einer dreifachen Kalkschichte übertüncht. Dem Leser genüge, um sich die Größe des Gebäudes vorzustellen, die Versicherung, daß der Gang um diese Ringmauer einem tüchtigen Spaziergange gleichkommt.

Der Haupteingang der Ringmauer befindet sich auf der Nordseite, dort wo sich die Minarét Abdurrhamans erhob, auf dessen Zinne der Halbmond wehte. Als wir eintraten, erwartete ich sogleich das Innere der Moschee zu sehen und befand mich statt dessen in einem Garten von Orangen, Cypressen und Palmen, welcher auf drei Seiten von einem zierlichen Bogengange umgeben ist, und dessen vierte die Moschee selbst einnimmt. Zur Zeit der Araber war mitten in diesem Garten der Brunnen, an welchem die religiösen Abwaschungen vorgenommen wurden, und im Schatten dieser Bäume versammelten sich die Gläubigen, ehe sie den Tempel betraten. Kurze Zeit weilte ich dort, um mich umzusehen und die frische duftige Luft einzuathmen; dabei klopfte mir das Herz vor Freude, daß ich nun wirklich vor der berühmten Moschee stand und obwohl mich große Neugierde nach der Thüre drängte, zögerte ich noch, von einer unbegreiflichen kindlichen Aufregung zurückgehalten. — „Treten wir ein," — sagten meine Freunde. — „Noch einen Augenblick," antwortete ich, — „laßt mich die süße Erwartung recht genießen." — Endlich setzte ich mich in Bewegung und trat ein, ohne das wunderbare Thor zu betrachten, obwohl meine Gefährten mich darauf aufmerksam gemacht hatten.

Was ich, kaum eingetreten, that oder sagte, weiß ich nicht; aber jedenfalls muß mir ein eigenthümlicher Laut entglitten sein, oder ich habe eine sonderbare Geberde gemacht, denn einige Leute, welche zufällig auf uns zukamen, lachten und wandten sich um, als wollten sie sich den tiefen Eindruck erklären, welchen ich empfunden hatte.

Wie in dem Dickicht eines großen Waldes, in dem das Auge nichts als Baumstämme sieht, also verliert sich der Blick zwischen den Säulen der Moschee, welche wie ein wahrer Marmorwald ohne sichtbare Grenzen erscheint. Und folgt Ihr nun mit dem Blicke diesen unendlich langen Säulenreihen, welche sich alle Augenblicke mit andern endlosen Reihen kreuzen, so erreicht Ihr einen halbdunkeln Hintergrund, in welchem Ihr abermals weiße Säulen entdeckt. Die neunzehn Schiffe, welche von der Seite des Eintretenden auslaufen, werden von andern dreiunddreißig durchkreuzt und alle zusammen von mehr als neunhundert Porphyr-, Jaspis- und farbigen Marmorsäulen getrennt. Jede Säule trägt einen kleinen Pfeiler und zwischen jeder Säule spannt sich ein Bogen, ein zweiter höherer biegt sich von jedem der kleinen Pfeiler zum andern und alle haben die Form eines Hufeisens; wenn nun die Säulen wie lauter Baumstämme aussehen, so gleichen diese unzählbaren Bogen den Aesten und Zweigen und vervollkommnen somit das Bild eines Waldes. Vor der Maksura, dem heiligsten Theile des Tempels, wo der Koran angebetet wurde, dehnt sich das Mittelschiff aus, welches viel breiter als die andern ist. Hier strahlt ein blasser Schein durch die Fenster der Decke und beleuchtet eine Säulenreihe; dann folgt ein dunkles Stück und nach diesem ein neues Schiff, welches wieder von einem schwachen Strahl erleuchtet ist. Ein unbeschreibliches Gefühl, mystischen Staunens erweckt dieser Anblick in unserm Herzen; es ist als offenbarte sich uns urplötzlich eine neue Religion, ein bisher unbekanntes Leben, eine verborgene Natur, welche die Phantasie unter die Freuden des Pa-

radieses voll Liebe und Wonne versetzt, in welchem die Seligen im Schatten blätterreicher Platanen und dornenloser Rosen sitzend, sich an perlenden, von unsterblichen Kindern in Crystallgefäße gegossenen Weinen laben, und in den Armen schwarzäugiger Jungfrauen ruhen. Alle Bilder der ewigen Freuden, welche der Koran seinen Gläubigen verspricht, treten beim ersten Anblick der Moschee so lebhaft, wahr und glänzend vor den Geist, daß sie eine augenblickliche süße Trunkenheit zurücklassen, auf welche eine tief im Herzen verborgene sanfte Schwermuth folgt; dann eine kurze Verwirrung der Gedanken und ein alle Nerven durchrieselnder Schauer; dies sind die ersten Eindrücke des Domes von Cordova.

Nach der ersten Ueberraschung begannen wir in jedem Schiffe Alles genau anzusehen. Wie viel Abwechslung in diesem Gebäude, welches auf den ersten Blick so einförmig schien. Bei jedem Schritte ändern sich die Verhältnisse der Säulen, die Zeichnungen der Kapitäler, die Formen der Bogen. Die Säulen sind meistens alt und von den Arabern aus Nordspanien, Gallien und dem römischen Afrika entnommen. Einige darunter sollen sogar von einem Janustempel stammen, auf dessen Ruinen die Kirche erbaut worden war, welche die Araber zerstörten, um die Moschee aufzurichten. An einigen Kapitälern sind noch die Spuren der darein gehauenen Kreuze zu sehen, welche die Araber mit dem Meißel zerstörten. In vielen Säulen stecken eiserne Hacken, an welche die Araber die Christen gebunden haben, und unter anderen zeigt man eine Säule, an welche, der Volksüberlieferung nach, ein Christ

viele Jahre lang gebunden gewesen sein soll und in welche er mit den Nägeln ein Kreuz kratzte, welches die Lohndiener Jedem mit tiefer Ehrerbietung zeigen.

Nach und nach kamen wir zur Maksura, dem vollendetsten, wunderbarsten Werk der arabischen Kunst im zehnten Jahrhundert. Vorn sind drei aneinanderstoßende Kapellen, deren Wölbungen aus durchbrochenen Bogen bestehen und deren Wände mit staunenswerthen Mosaikbildern, welche Blumen und Sprüche aus dem Koran darstellen, bedeckt sind. Im Hintergrunde der mittleren Kapelle ist der Hauptmihrab, der heilige Ort, in welchem sich der Geist Gottes aufhielt. Dies ist eine Nische mit achteckigem Boden, die oben mit einer ungeheuren marmornen Muschel bedeckt ist. Im Mihrab wurde der Koran aufbewahrt; diesen hatte der Kalif Othman mit eigener Hand geschrieben, er war mit Gold und Perlen geschmückt und an einen Sessel aus Aloëholz genagelt, welchen tausend und abertausend Gläubige je sieben Mal auf den Knieen umkreisten. Ich näherte mich der Wand und erschrak nicht wenig, als der Boden unter meinen Füßen plötzlich zu fehlen schien, denn ringsum ist der Marmor vertieft.

Als ich die Nische verließ, blieb ich lange stehen, um die Wölbung und Wände der Hauptkapelle, das einzige was noch unangetastet von der Moschee übrig, genau zu betrachten. Das blendende Geglitzer farbiger Crystalle, die verwirrenden Verflechtungen der Arabesken, die Verwicklungen der Reliefs, Vergoldungen, Verzierungen, welche bis zum Aeußersten fein gezeichnet und gemalt sind, Alles ist von einer Zartheit, Anmuth, Vollkommenheit, daß der

geduldigste unserer Maler durch ein solches Werk in Verzweiflung gerathen würde. Es ist unmöglich, etwas von jener wunderbaren Arbeit im Gedächtniß zu behalten, Ihr könnt es hundertmal betrachten und dennoch bleibt Euch nur ein Wirrwarr von blauen, rothen, grünen, goldenen und glänzenden Punkten vor Augen, oder höchstens eine verwirrende Stickerei, welche fortwährend in Zeichnung und Farben wechselt. Nur die feurige unermüdliche Phantasie der Araber konnte ein solch wunderbares Werk zu Stande bringen.

Wieder gingen wir in der Moschee umher und betrachteten hier und dort die Arabesken der antiken Thore, welche von Zeit zu Zeit unter der unausstehlichen christlichen Tünche hervorblicken. Meine Gefährten sahen mich an, lachten und flüsterten einander ins Ohr.

„Haben Sie es noch nicht bemerkt?“ fragte Einer.

„Was?“

Wieder sahen sie sich lächelnd an.

„Glauben Sie die ganze Moschee gesehen zu haben?“ nahm der Andere das Wort.

„Ich, ja,“ antwortete ich und sah mich um.

„Nun,“ sagte der Erste, „Sie haben noch nicht Alles gesehen; was Ihnen zu sehen übrig bleibt, ist nichts weniger als eine Kirche.“

„Eine Kirche!“ rief ich erstaunt; „aber wo denn?“

„Sehen Sie,“ antwortete der andere Bruder und zeigte nach der Stelle, „dort, genau in der Mitte der Moschee.“

„Allmächtiger Gott!“ Und ich hatte sie nicht gesehen.

Dies kann dem Leser eine Ahnung von der Größe

des Gebäudes geben. Als ich nun die Kirche betrachtete sah ich, daß sie sogar sehr reich ist und einen wunderbaren Hochaltar und einen Chor enthält, welcher mit denjenigen von Burgos und Toledo wetteifern kann. Und dennoch erweckt diese Kirche, wie Alles was nicht am richtigen Platz ist, mehr Aergerniß als Bewunderung; ohne sie wäre der Anblick der Moschee noch viel großartiger. Sogar Karl V., der dem Kapitel die Erlaubniß zur Erbauung der Kirche gegeben hatte, bereute es, als er sie zum ersten Male sah. Ueber der Kirche ist eine Art arabische Kapelle, welche ebenfalls wunderbar erhalten und nicht weniger reich als die Maksura an vielfältigen Mosaiken ist; hier sollen die Diener der Religion zusammengekommen sein um das Buch des Propheten zu besprechen.

So ist die Moschee heutzutage. Aber wie war sie zur Zeit der Araber! Damals war sie nicht ringsum von einer Mauer eingeschlossen, sondern offen, so daß der Garten überall zu sehen war und vom Garten aus drang der Blick bis ans Ende der langen Schiffe und der Wind trug den Duft der Orangen und Blumen bis unter die Wölbung der Maksura. Von den tausendvierhundert Säulen, welche die Moschee besaß, sind keine tausend mehr vorhanden. Die Decke war von Cedern- und Lerchenholz geschnitzt und außerordentlich fein emaillirt. Die Wände waren mit Marmor bedeckt und achthundert mit wohlriechendem Oele gefüllte Ampeln erleuchteten das Gotteshaus. Das Licht ließ die Crystalle und Mosaiken wie Perlen erglänzen und brach sich im wunderbarsten Farbenglanze am Fußboden, an den Bogen und Wänden des

Gebäudes. Ein Meer von Herrlichkeiten — sang ein Dichter — erfüllte die geheimnißvolle Umzäunung, der lauwarme Raum war mit Düften und Harmonieen erfüllt und der Geist der Gläubigen verirrte und verlor sich im Labyrinth der wie Lanzen in der Sonne glänzenden Säulen.

Friedrich Schack, der Verfasser eines vortrefflichen Werkes, [1]) beschrieb die Moschee an einem hohen Feiertage. Er schildert darin den mohammedanischen Gottesdienst auf das Lebhafteste und vervollständigt damit in unsrer Phantasie das Bild des wunderbaren Baues:

„An einem solchen Tage wehten rechts und links vom Almimbar, oder der Kanzel, zwei Fahnen als Zeichen, daß der Islam über Judenthum und Christenthum, der Koran über das alte und neue Testament gesiegt habe. Die Gebetausrufer treten auf die Gallerie der hohen Minaret und singen weithin hörbar den Selam oder Gruß an den Propheten. Nun füllen sich die Säulengänge der Moschee mit Gläubigen, die in weißen Festgewändern und feierlicher Haltung zum Gebete nahen; bald gewahrt man, so weit das Auge reicht, in den unabsehbaren Hallen nur Knieende. Aus dem verborgenen Gange, der den Palast mit dem Tempel verbindet, tritt der Kalif hervor und nimmt auf seinem erhöhten Sitze Platz. Ein Koranlehrer trägt an dem Pult neben dem Söller eine Sura vor, bis von neuem der Ruf des Muezzin erschallt und zur Mittagsandacht mahnt. Alle Gläubigen erheben sich und

---

[1]) Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien 2 Bde, Berlin 1865.

murmeln unter Beugungen ihre Gebete. Ein Moschee-diener (Murakki) öffnet die Thüre des Mimbar und ergreift ein hölzernes Schwert, mit welchem sich gegen Mekka hin-wendend er zum Preise Muhammeds auffordert. Ab-wechselnd mit ihm feiern die Muballigs (Ueberbringer) vom Söller (Mahfil, Dikka) herab im Gesange den Pro-pheten. Inzwischen besteigt der Kanzelredner oder Chatib den Mimbar, indem er aus den Händen des Dieners das Schwert nimmt, welches die Unterwerfung Spaniens unter den Islam und dessen Verbreitung mit Waffen-gewalt in Erinnerung ruft. Es ist der Tag, wo der Dschihat oder Glaubenskrieg verkündet werden soll, ein Aufruf an alle Waffenfähigen, sofort gegen die Christen ins Feld zu ziehen. In lautloser Andacht lauscht die Menge der Rede, die, fast ganz aus Koranstellen zusam-mengesetzt, also beginnt: „Gepriesen sei Gott, der den Ruhm des Islam durch das Schwert der Glaubenskäm-pfer erhöht und in dem heiligen Buche seinen Bekennern Hilfe und Sieg verheißen hat! Er spendet seine Wohl-thaten über die Welten. Hätte er Menschen nicht gegen Menschen in Waffen gebracht, die Erde würde verderben. Befohlen hat er, die Menschen zu bekriegen, bis sie be-kennen, es sei kein Gott als nur Einer. Des Krieges Flamme wird nicht erlöschen bis an der Welt Ende, Se-gen schwebt über dem Stirnhaar der Kampfrosse bis zum jüngsten Gericht. Leicht bewaffnet oder schwer, macht euch auf, ziehet aus! O Gläubige, was ist euch, daß ihr, wenn zur Schlacht gerufen, weilet mit zu Boden gehefte-tem Gesichte? Zieht ihr das Leben dieser Welt dem künftigen vor? Glaubt mir, die Thore des Paradieses

ruhen in den Schatten der Schwerter. Wer im Kampfe für Gottes Sache stirbt, den hat das Blut, das er verströmt, von allen Sündenflecken gereinigt; nicht waschen soll man ihn wie andere Leichen, denn seine Wunden werden am jüngsten Tage wie Moschus duften. Wenn wie beim letzten Gericht die Krieger anklopfen an die Pforten des Paradieses, alsdann wird eine Stimme erschallen von den Thoren: wo ist die Rechenschaft eures Lebens? Sie aber antworten: Haben wir nicht das Schwert geführt im Kampf auf den Wegen Gottes. Oeffnen werden sich die ewigen Pforten, sie werden hineinziehen, vierzig Jahre vor allen Uebrigen. Auf denn, ihr Gläubigen, lasset Weiber, Kinder, Brüder, Eigenthum! ziehet aus in den heiligen Krieg! Und du, o Gott, Herr der gegenwärtigen und zukünftigen Welt, stehe bei den Heeren der Einheitsbekenner! schmettre nieder die Ungläubigen und Götzendiener, die Feinde deines heiligen Glaubens! O Gott, wirf ihre Fahnen und gib sie und ihren Besitz den Moslimen zur Beute." Der Chatib (Prediger), nachdem er so seine Rede geschlossen, spricht zu der Versammlung: „Bittet Gott!" dann betet er im Stillen; alle Gläubigen, die Stirn auf den Boden pressend, folgen seinem Beispiel; die Muballigs singen: „Amen! Amen! o Herr aller Wesen!" Schwüle, wie vor einem heraufziehenden Gewitter, hat schon lange über der Menge gelagert, gleich einem Blitzstrahl zuckt es durch sie hin, dem athemlosen Schweigen folgt dumpfes Murmeln, wogend, rauschend ergießt sich das Gewühl dem Hofe zu, und rings wiederhallen die Säulengänge und Nischen von dem tausendstimmigen Ruf: es ist kein Gott außer Allah!" —

Die Moschee von Cordova gilt heute noch allgemein als der schönste muselmannische Tempel und eines der wunderbarsten Gebäude der Welt.

Als wir die Moschee verließen, war die Stunde der Siesta, zu welcher alle Bewohner der südlichen Städte Spaniens durch die unerträgliche Hitze genöthigt sind, schon seit geraumer Zeit vorüber und die Straßen bevölkerten sich nach und nach. Wie schlecht paßt doch der Cylinderhut zu den Straßen Cordovas, bemerkte ich meinen Begleitern. Wie könnt Ihr ein Modenbild auf dieses orientalische Gemälde kleben? Warum kleidet Ihr Euch nicht wie die Araber? — Stutzer, Handwerker und Kinder gingen vorbei; ich schaute alle neugierig an, in der Hoffnung eine jener phantastischen braunen Gestalten mit dicken Lippen und großen Augen zu entdecken, welche Doré als den andalusischen Typus darstellt, aber keiner der Vorübergehenden entsprach meinen Erwartungen. Gegen die Mitte der Stadt sah ich die ersten Andalusierinnen, Damen, junge Mädchen, Frauen aus dem Volke, fast Alle klein, schmal, hübsch gebaut, einige darunter wirklich schön, viele lieblich, die meisten weder Fleisch noch Fisch, wie überall. Auch die Kleidung ist, abgesehen von der sogenannten Mantilla, wie diejenige unsrer Damen. Sie tragen massenhaftes falsches Haar, in Flechten, Maschen oder langen Locken und anschließende Kleider mit Puffen und Fältchen, Stiefeletten mit degenspitzenartigen Absätzen. Die frühere andalusische Tracht ist ganz aus den Städten verschwunden.

Ich glaubte, die Straßen würden gegen Abend sehr belebt sein; doch sah ich nicht viele Menschen und diese

nur in den Hauptstraßen, die Nebengassen blieben öde wie zur Siesta=Stunde. Und gerade in diesen öden Straßen ist Cordova des Nachts am schönsten, hier glänzen die Lichter der patios und in den dunkeln Winkeln flüstern sich Liebespärchen ihre Herzensergüsse zu; das Mädchen steht gewöhnlich am Fenster und läßt eine Hand nachlässig zum Gitter heraushängen und in malerischer Stellung an die Mauer gelehnt, blickt der Jüngling zu ihr hinauf, doch nie so sehr, daß es ihm nicht gelänge, die Lippen von jener Hand zu heben, ehe Vorübergehende es gewahr werden. Solche Auftritte wechseln mit dem Klang der Guitarren und dem Plätschern der Springbrunnen ab und hier und da ertönen Seufzer, Mädchengekicher, geheimnißvolles Kleiderrauschen.

Von den orientalischen Träumen jener Nacht noch ganz erfüllt, unternahm ich den nächsten Morgen wieder meinen Gang durch die Stadt. Ich könnte einen ganzen Band füllen mit der Beschreibung aller Sehenswürdigkeiten, welche ich besuchte, denn Cordova ist ein wahres Museum von römischen und arabischen Alterthümern. Ueberall stößt man auf Siegessäulen, den Kaisern zu Ehren angebrachte Inschriften, Ueberreste von Statuen und Reliefs; sehr bemerkenswerth sind ferner sechs alte Thore, eine große, aus der Zeit des Octavius Augustus stammende und von den Arabern wieder hergestellte Brücke über den Guadalquivir, Trümmer von Thürmen und Mauern, Häuser, welche den Kalifen gehörten und in denen noch die Säulen und unterirdischen Gewölbe der Badesäle zu sehen sind, und überall Thüren, Vorzimmer, Treppen, welche die Archäologen entzücken müssen.

Gegen Mittag las ich an einem Hause in einer einsamen Straße neben einer römischen Inschrift: — Casa de huespedes. Almuerzos y comidas [1]) — und da ich dies las, fühlte ich plötzlich einen Wolfshunger, welcher mich bestimmte in diese erste beste Kneipe, auf die ich gerade gestoßen war, zu treten. Ein kleines Thor führte mich in einen patio. Er war ein armseliger patio, ohne Marmor, ohne Springbrunnen, aber weiß wie Schnee und kühl wie ein Garten. Da ich weder Tische noch Stühle sah, glaubte ich, ich hätte mich geirrt und wollte gerade wieder gehen, als plötzlich ein altes Weib vor mir stand und mich aufhielt.

„Gibt es was zu essen?“ fragte ich.

»Si señor,« antwortete sie.

„Was denn?“

»Uevos, chorizo, chuletas, pescado, naranjas, vino de Màlaga.« [2])

»Muy bien: tràigame Usted todo lo que Usted tiene.« [3])

Sie brachte Tisch und Stühle und ich setzte mich. Plötzlich öffnete sich die Thüre hinter mir, ich wandte mich um . . . . . . Gott im Himmel, was sah ich! Die schönste unter den schönen Andalusierinnen, nicht nur nnter denjenigen, welche ich in Cordova gesehen hatte, sondern auch unter allen denen, die ich später in Sevilla, Cadiz und Granada sah; ein (verzeiht den Ausdruck)

---

[1]) Gasthaus. Frühstück und Mittagessen.

[2]) Eier, chorizo, Coteletten Fische, Orangen, Malagawein.

[3]) Sehr gut: bringen Sie mir Alles was Sie haben.

schreckliches Mädchen, vor welchem es hieß: fliehen oder eine Thorheit begehen; eines jener Gesichter, welche auch Giuseppe Baretti, als er in Spanien reiste, den Ruf entlockte: O ich Armer. Einige Augenblicke sah sie mir unbeweglich in die Augen, als wollte sie sagen: — bewundere mich! — Dann wandte sie sich nach der Küche und rief: — Tia despáchate! [1]) — was mir Gelegenheit gab, ihr mit großer Verlegenheit muchas gracias [2]) zu sagen, sowie ihr den Vorwand sich mir zu nähern, indem sie mit so süßer Stimme: — No hay de que [3]) — antwortete, daß ich nicht anders konnte, als ihr einen Stuhl anzubieten, auf dem sie Platz nahm. Es war ein schlankes, palmengerades, braunes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit einer Rose in den kohlschwarzen gewallten Haaren und zwei großen sanften Augen, glänzend und feucht als hätten sie gerade eine Thräne vergossen. Sie schien eine jener arabischen Jungfrauen aus dem Stamme Asra, deren Liebe den Tod bringt.

Sie begann das Gespräch.

»Usted es extranjero, me parece?« [4])

„Ja.“

»Frances?« [5])

„Italiener.“

»Italiano? Paisano del Rey?« [6])

---

[1]) Tante eile dich.

[2]) Vielen Dank.

[3]) Es ist nicht der Mühe werth.

[4]) Es scheint mir, Sie sind fremd?

[5]) Franzose?

[6]) Landsmann des Königs?

„Ja.“

»Le conoce Usted?« [1])

„Von Gesicht.“

»Dicenque es un buen mozo.« [2])

Ich antwortete nicht; sie lachte und fragte: — »Que mira Usted?« [3]) — und immer lachend versteckte sie den Fuß, welchen sie vorher mir zur Schau gestellt hatte. O, in diesem Lande ist keine Frau, welche nicht wüßte, daß die andalusischen Füßchen weltberühmt sind.

Ich benutzte die Gelegenheit, um das Gespräch auf die Andalusierinnen zu leiten und sprach ihr meine Bewunderung mit den glühendsten Ausdrücken meines Wörterschatzes aus. Sie ließ mich reden, indem sie sehr aufmerksam durch einen Spalt des Tisches sah, dann hob sie den Kopf und fragte:

»Y en Italia como son las mujeres?« [4])

„O, schön sind sie auch in Italien.“

»Pero . . . seran frias!« [5])

„O, gewiß nicht!“ antwortete ich schnell; „aber Sie wissen . . . . die Frauen haben in jedem Lande ein Etwas, was sie von denjenigen anderer Länder unterscheidet und von diesem Etwas ist dasjenige der Andalusierinnen für einen armen Reisenden, der noch keine weißen Haare hat, vielleicht das Gefährlichste; und es gibt ein Wort, das es ausdrückt, was ich meine; wenn

---

[1]) Kennen Sie ihn?

[2]) Man sagt, er sei ein hübscher junger Mann.

[3]) Was schauen Sie an?

[4]) Und wie sind die Frauen in Italien?

[5]) Doch . . . sie sind gewiß kalt?

Sie sich dessen nicht erinnerten, würde ich es Ihnen sagen; ich würde sagen: »Señorita, Usted es la Andalusa mas . . .« [1])

»Salada!« rief das Mädchen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Salada! . . . la Andalusa mas salada de Córdoba«. [2])

»Salada,« gesalzen, das ist das übliche Wort in Andalusien, um eine schöne, anmuthige, liebliche, träumerirische, glühende Frau zu bezeichnen, eine Frau mit Lippen, welche sagen: — Bebedme! — Trinkt mich, und zwei Augen, welche den unschuldigen Bewunderer zwingen, sich in die Unterlippe zu beißen.

Die Tante brachte mir Eier, Kotteletten, chorizo und Orangen; und das Mädchen nahm das Gespräch wieder auf.

»Usted es italiano: ha visto Usted al Papa?« [3])

„Nein, es thut mir leid."

»Es posible? Un italiano que no viò al Papa! Y diga Usted; porque le hacen tanto sufrir los italianos?« [4])

„Leiden, wie so?"

---

[1]) Fräulein, Sie sind von den Andalusierinnen die . . .

[2]) Die gesalzenste Andalusierin von Cordova.

[3]) Sie sind Italiener, haben Sie den Papst gesehen?

[4]) Unmöglich, ein Italiener der den Papst nicht gesehen hat! und sagen Sie, warum verursachen ihm die Italiener so viele Leiden?

»Ya! Dicen que le han cerrado en su casa y que le tiran pedradas en las ventanas!«[1])

„Aber glauben Sie das doch nicht, das ist nicht wahr, u. s. w.“

»Viò Usted Venezia?«[2])

„Venedig, ja gewiß.“

«Es verdad que es una ciudad que sobrenada en la mar?«[3])

Und hier stellte sie mir hundert Fragen über Venedig, wie die Menschen in der merkwürdigen Stadt aussähen, was sie den ganzen Tag thäten und wie sie gekleidet wären. Und während ich sprach, hatte ich nicht nur die Mühe, gewählte Ausdrücke zu gebrauchen und die schlecht gekochten Eier, sowie den müffelnden chorizo zu schlucken, ich mußte auch sehen wie sie, vielleicht ohne es zu merken, um besser zu hören, nach und nach näher rückte; bis ich den Duft der Rose in ihren Haaren und die Wärme ihres Athems spürte; kurz ich mußte zugleich drei Anstrengungen machen, eine mit dem Kopfe, eine mit dem Magen und die dritte mit meinem ganzen Ich, und überdies hörte ich von Zeit zu Zeit ein: — Que bonito![4]) — welches dem Canal Grande galt, bei welchem mir aber zu Muthe war, wie einem armen Schlucker, dem ein unverschämter Geldprotze einen Beutel voll Gold vor die Nase hält.

---

[1]) Nun ja! Man sagt, man habe ihn in sein Haus gesperrt und man schlage ihm die Fenster ein!

[2]) Haben Sie Venedig gesehen?

[3]) Ist es wahr, daß es eine Stadt ist, welche auf dem Meere schwimmt?

[4]) Wie reizend.

»Ah, Señorita!« sagte ich endlich ungeduldig; „was nützt schließlich die Schönheit einer Stadt? Wer darin geboren ist, achtet nicht darauf und der Reisende .... auch nicht. Ich bin gestern nach Cordova gekommen, ohne Zweifel ist es eine schöne Stadt; nun, glauben Sie es? Ich habe schon alles vergessen, was ich sah, ich habe keine Lust mehr, irgend etwas zu sehen, ach ich weiß nicht einmal mehr, wo ich bin. Paläste! Moscheen! ihr macht mich lachen! Wem das Herz brennt, der löscht es nicht in einer Moschee! (Verzeihen Sie, bitte rücken Sie etwas hinweg!) Wer vor Verlangen vergeht, der kann keine Paläste bewundern. Glauben Sie mir! Ein Reisender hat ein trauriges Loos! Es ist eine harte Prüfung! Eine Qual! Ein ...." Ein vorsichtiger Schlag mit dem Fächer schloß mir den Mund, der mit Wort und That zu weit ging. Ich machte mich an die Cotelette.

»Pobrecito!« lispelte die Andalusierin lachend, nachdem sie einen Blick um sich geworfen; »son todos ardientes como Usted los Italianos?« [1])

„Was weiß ich! — Sind alle Andalusierinnen so schön wie Sie?"

Das Mädchen legte die Hand auf den Tisch.

„Verstecken Sie die Hand" sagte ich.

»Porque?« [2]) fragte sie.

„Weil ich ruhig essen will."

„Essen Sie nur mit einer Hand."

„Ah!"

---

[1]) Sind alle Italiener so glühend wie Sie?

[2]) Warum?

Ich glaubte die Hand eines sechsjährigen Kindes zu drücken; das Messer fiel auf die Erde und ein dichter Schleier zog sich über die Cotelette.

Plötzlich fühlte ich meine Hand leer, ich öffnete die Augen und sah das Mädchen ganz verlegen; ich kehrte mich um, gerechter Himmel! da stand ein starker hochgewachsener Jüngling mit zierlicher Jacke, engen Hosen, einem kleinen Sammethute; o Schrecken! ein torero! Ich fuhr zusammen als hätte ich am Halse zwei banderillas de fuego gefühlt.

— Ich verstehe! — dachte ich mir. Und wirklich war mir meine Lage nur zu klar. Etwas verlegen stellte mich das Mädchen vor: »Un italiano de paso por Còrdoba,« [1]) und eilig fügte sie hinzu, der gerne wissen möchte, um wie viel Uhr der Zug nach Sevilla abfährt."

Der torero, dessen Stirne sich bei meinem Anblick umwölkt hatte, beruhigte sich, sagte mir die Stunde der Abfahrt, setzte sich und fing ein freundliches Gespräch an. Als ich ihn über die letzte corrida von Cordova befragte, erfuhr ich, daß er ein banderillero sei und hörte auch alle Begebenheiten des Tages. Unterdessen pflückte das Mädchen Blumen aus den Töpfen des patio. Als ich mein Frühstück beendet und dem torero ein Glas Malaga angeboten hatte, hielt ich einen Toast auf den glücklichen Wurf aller seiner zukünftigen banderillas und zahlte für die Zeche, in welche die schönen Augen mit eingerechnet waren, tres pecetas; [2]) dann, um in der

---

1) Ein Italiener auf der Reise durch Cordova.

2) Drei Pecetas.

Seele meines furchtbaren Gegners auch den Schatten jedes Verdachtes zu beseitigen, trat ich keck auf und sagte zum Mädchen: — »Señorita! Wer verreist, dem versagt man nichts; ich bin für Sie wie ein Sterbender, Sie werden mich nie wiedersehen und meinen Namen kennen Sie nicht einmal, wollen Sie mir also ein Andenken lassen? Geben Sie mir dieses Blumensträußchen."

„Gerne," sagte das Mädchen, ich hatte es für Sie gemacht."

Sie warf dem torero einen Blick zu, und dieser nickte zustimmend.

»Le doy gracias con toda la fuerza de mi corazon,« antwortete ich und schritt nach der Thüre. Beide begleiteten mich auf die Straße. »Hay funciones de toros en Italia?« [2]) fragte der junge Mann.

„O nein. Wir haben noch keine."

„Schade! Machen Sie, daß sie auch in Italien Mode werden, dann werde ich nach Rom gehen, um zu banderillar.«

„Ich werde mein Möglichstes thun. Fräulein, haben Sie die Güte, mir Ihren Namen zu nennen, damit ich Abschied von Ihnen nehmen kann."

»Consuelo.«

»Quédese Usted con Dios, Consuelo«. [3])

»Váyase Usted con Dios, señor italiano.» [4])

---

[1]) Ich danke Ihnen mit der ganzen Kraft meines Herzens.

[2]) Gibt es Stierkämpfe in Italien?

[3]) Verweilen Sie mit Gott, Consuelo.

[4]) Gehen Sie mit Gott, Herr Italiener.

Und daraufhin ging ich meinen einsamen Weg weiter.

Obwohl das Thal seiner Zeit mit den prächtigsten Gebäuden besät war, ist in der Umgebung von Cordova kein bemerkenswerthes arabisches Denkmal zu sehen. Drei Meilen nördlich von der Stadt erhob sich am Fuße eines Berges Medina Az-Zahra, die blühende Stadt, eines der wunderbarsten Werke der Architektur zur Zeit des Kalifates von Abdurrahman III. Der Kalif hatte es selbst zu Ehren einer seiner Geliebten Namens Az-Zahra begonnen. Der Grund wurde im Jahre neunhundertsechsunddreißig gelegt und zehntausend Menschen arbeiteten fünfundzwanzig Jahre daran. Die arabischen Dichter nannten Medina Az-Zahra das prächtigste Königsschloß der Welt und den entzückendsten Garten der Erde. Es war kein einzelnes Gebäude, sondern eine ganze Gruppe von Palästen, Gärten, Höfen, Thorwachen und Thürmen. Hier wuchsen die seltensten syrischen Pflanzen; phantastisch spielten hohe Wasserstrahlen, liebliche murmelnde Bächlein schlängelten sich zwischen schlanken Palmen hindurch und große Quecksilberbecken glänzten im Sonnenschein wie Feuermeere. Die Thore waren von Ebenholz und Elfenbein mit Edelsteinen geziert, und überall erhoben sich viele hundert kostbare Marmorsäulen und große luftige Altanen; unter der unzählbaren Menge von Bildsäulen befanden sich zwölf aus lauterem Golde gegossene und von Perlen strotzende Thiergestalten, welche aus den Mäulern und den Nasenlöchern wohlriechende Wasser spieen. In diesem ungeheuren Schlosse wimmelte es von Dienern, Sklaven und Frauen und von allen Weltgegenden strömten Musikanten und Dichter herbei. Und dieser Abdurrahman III., der

unter solchen Genüssen gelebt und fünfzig Jahre lang mächtig und glorreich regiert hatte und dem alle Unternehmungen geglückt waren, schrieb dennoch bevor er starb, daß er während seiner langen Regierung nur 14 Tage lang glücklich gewesen sei. Seine märchenhafte blühende Stadt wurde vierundsiebzig Jahre nachdem der erste Stein gelegt war, von einer barbarischen Horde überfallen, geplündert, verbrannt und heute sind nur wenige Steine übrig geblieben, welche kaum an den Namen erinnern. Von einer andern Stadt, Namens Zahira, welche der mächtige Amansur, Statthalter des Reiches, östlich von Cordova hatte erbauen lassen, blieben nicht einmal die Ruinen übrig: aufrührerische Hände hatten sie kurz nach dem Tode ihres Gründers zu Asche verbrannt.

Anstatt eine Spazierfahrt in die Umgebung von Cordova zu machen, irrte ich in der Stadt umher, um über die Namen der Straßen nachzugrübeln, was stets in einer fremden Stadt für mich ein großes Vergnügen ist. Cordova, alma ingeniorum parens, [1]) könnte an jede Straßenecke den Namen eines Künstlers oder berühmten Gelehrten, der in ihren Mauern das Licht der Welt erblickte, schreiben, und ihr zur Ehre sei es gesagt, sie hat sie Alle mit mütterlicher Dankbarkeit verewigt. So ist ein Seneca-Platz vorhanden, und auch das Haus, — wenn es dasselbe ist, — in welchem er geboren wurde; die Lucanostraße; die Straße von Ambrosius Morales, dem Historiographen Karls V., welcher die von Florian von Ocampo begonnene Allgemeine Kronik von Spanien fort-

---

1) Die erhabene Mutter der großen Geister.

führte; die Straße von Paul Cespedes, welcher Maler, Architekt, Bildhauer, Archäologe und der Verfasser des leider unvollendeten sehr schönen Lehrgedichtes »El arte de la pintura« war. Glühend vor Begeisterung für Michel Angelo, dessen Werke er in Italien bewundert hatte, flocht er ein Loblied auf den großen Meister in sein Gedicht ein, welches eines der schönsten Werke der spanischen Dichtkunst ist. Ohne es zu wollen, gleiten die letzten Verse desselben aus meiner Feder. Glaube nicht, sagt er zum Leser, die Vollkommenheit der Malerei anderswo entdecken zu können:

„Que en aquella escelente obra espantosa
Mayor de cuantas se han jamas pintado,
Que hizo el Buonarrota de su mano
Divina, en el etrusco Vaticano!

Cual nuevo Prometeo en alto vuelo
Alzándose, estendiò las alas tanto,
Que puesto encima el estrellado cielo
Una parte alcanzò del fuego santo,
Con que tornando enriquecido al suelo
Con nueva maravilla y nuevo espanto,
Diò vida con eternos resplandores
A' marmoles, à brouces, à colores.
¡O mas que mortal hombre! ¿Angel divino
O qual te nomaré? Non humano cierto
Es tu ser, que del cerco empireo vino
Al estilo y pincel vida y concierto:
Tu mostraste à los hombres el camino
Por mil edades escondido, incierto
De la reina virtud; à ti se debe
Honra que en cierto dia el sol renueve."

In jenem Werke nur kannst du sie finden
Erhabner als Alles was je gemalt ward,
Das Buonarotti's göttliche Meisterhand
Schuf im römischen Vatikan.

Ein neuer Prometheus — bis zu den Sternen
Erhob er den Flug, einen Theil des Feuers
Der Gottheit bracht' er herab zur Erde
Und neue Wunder und neues Leben
Schuf er in Farben, in Marmor und Erz.
Nicht bist ein Mensch du: Gottes Engel
Möcht ich dich nennen, dein Meißel und Pinsel
Wurde von menschlicher Hand nicht geführt!
Du zeigst dem Menschen den Weg zur Tugend,
Der dunkel seit vielen tausend Jahren
Und unauffindbar den Sterblichen war;
Ehre sei dir, du hast ihn erhellt!

Diese Verse vor mich hinmurmelnd, trat ich in die Straße Juan de Mena. Dieser Dichter, welchen seine Mitbürger den spanischen Ennius nennen, ist der Verfasser eines phantastischen Gedichtes, das Labyrinth genannt, welches eine Nachahmung der Göttlichen Komödie ist und seiner Zeit viel Aufsehen machte. Freilich enthält es manche begeisterte hochpoetische Seite, aber im Ganzen ist es kalt und voll pedantischer Geheimnißkrämerei. Johann II. von Castilien, war ganz vernarrt in dieses Labyrinth, in seinem Cabinete lag es neben dem Meßbuche und sogar auf die Jagd begleitete es ihn; aber wie ist doch die Laune eines Königs oft sonderbar! Das Gedicht war dreihundert Strophen lang, Johann II. fand diese Anzahl zu gering, aus dem einfachen Grunde, weil das Jahr dreihundertfünfundsechzig Tage hat und das

Gedicht ebenso viel Strophen haben müsse. Er bat deshalb den Dichter, noch fünfundsechzig dazu zu dichten, was derselbe auch sehr gerne ausführte, da der Schmeichler sich glücklich pries, hiebei noch mehr schmeicheln zu können, obwohl er schon so weit gegangen war, den König zu bitten, ihm seine Verse zu verbessern. Aus der Juan de Mena- gelangte ich in die Gongora-Straße. Gongora, der spanische Marini, war kein minder gescheidter Kopf als der unsrige, aber seiner Literatur vielleicht noch verderblicher als dieser: er verdrehte und verdarb die Sprache in jeder Hinsicht. Lopez de Vega zog diesen Fehler folgendermaßen ins Lächerliche: ein gongoristischer Dichter fragt seinen Zuhörer: — Verstehst du mich? — und als dieser antwortete: — Ja! – fährt er ihn an: — du lügst, denn ich verstehe mich selbst nicht. — Aber auch Lopez ist nicht ohne Gongorismen, wenn er das Herz hatte zu schreiben, Tasso sei nur die Morgenröthe der Marini'schen Sonne gewesen; ja selbst Calderon und andere Größen haben sich nicht ganz von jener Weise befreit. Doch nun genug von Dichtern, sonst komme ich von der rechten Straße ab.

Nach der Siesta suchte ich meine beiden Gefährten wieder auf und diese führten mich in die Vorstädte, wo ich zum ersten Male wirklich andalusische Männer- und Frauentypen sah. Ihre arabischen Augen, Farben und Bewegungen entsprachen vollkommen meinen Erwartungen. Hier hörte ich auch zum ersten Male die Sprache des andalusischen Volkes: sie ist weicher und singender als diejenige der Castilier, aber auch heiterer, bilderreicher und von lebhafteren Geberden begleitet. Ich fragte meine

Gefährten, ob der Ruf Andalusiens wahr sei, daß mit der frühen Mannbarkeit auch die Laster, wollüstigen Sitten und zügellosen Liebschaften verfrüht seien. Harto verdadero, [1]) antworteten sie, und gaben mir Erklärungen, Beschreibungen und Geschichten zum Besten, welche ich in der Feder lasse.

In die Stadt zurückgekehrt, führten sie mich in ein wundervolles Lusthaus mit prächtigen Gärten und Sälen; in dem größten und schönsten derselben hängen die Bilder aller berühmten Cordovesen und in diesem ist eine Art Bühne errichtet, auf welche die Dichter steigen um an den feierlichen, dem öffentlichen Kunststreite gewidmeten Abenden ihre Gedichte vorzutragen; die Sieger erhalten dann einen Lorbeerkranz aus den Händen der schönsten und gebildetsten Mädchen der Stadt, welche in einem Halbkreise auf rosengeschmückten Sesseln sitzen. Ich hatte das Vergnügen, jenen Abend einige junge Cordovesen kennen zu lernen, welche ardentemiente afectos, wie man in feinem Spanisch sagt, al cultivo de las Musas, [2]) und dabei offen, höflich und lebhaft waren, mit dem Kopf voller Verse und einer oberflächlichen Kenntniß der italienischen Literatur. Zwischen der Dämmerstunde und Mitternacht spazierten wir in jenen geheimnißvollen Gäßchen, welche mir bei Tage Schwindel erregt hatten, und diese wurden Zeugen eines lauten Austausches von Sonetten, Lobliedern und Balladen beider Sprachen, von Petrarca bis Prati, von Cervantes bis Zorilla. Dann folgten

---

[1]) Nur zu wahr.

[2]) Dem Musenkultus inbrünstig gewogen.

heitere Gespräche, welche mit manch herzlichem Händedruck und warmen Versprechen sich zu schreiben, sich Bücher zu schicken, nach Italien zu kommen, nach Spanien zurückzukehren u. s. w. geschlossen und besiegelt wurden. Zwar waren es wie immer nur Worte, aber nicht minder gern gehörte liebe Worte.

Tags darauf reiste ich nach Sevilla ab. An der Station traf ich Frascuelo, Lagartijo, Cuco und die ganze Torero=Gesellschaft von Madrid, welche mich mit einem wohlwollenden gönnerhaften Blicke grüßten. Ich sprang in einen staubigen Wagen und als der Zug sich in Bewegung setzte und Cordova sich zum letzten Mal meinen Blicken zeigte, grüßte ich es mit den Worten eines arabischen Dichters, welche zwar für europäischen Begriff zu überschwenglich sind, aber dennoch zu meiner Stimmung paßten:

„Lebewohl, Cordova! Um immer in deinen Mauern wohnen zu können, möchte ich Noahs Alter erreichen. Ich möchte die Schätze Pharaos besitzen, um sie zu verschwenden in Wein und an schöne Cordovesinnen mit süßen, zum Küssen einladenden Augen."

Sevilla.

Die Reise von Cordova nach Sevilla spricht weniger an als diejenige von Toledo nach Cordova, nichts desto-weniger ist sie aber ebenfalls sehr schön. Immer wiederholen sich Orangenwälder, endlose Oelberge, rebenbedeckte Hügel und blumige Wiesen. Bald nach Cordova sieht man die Thürme des furchtbaren Almodovar-Schlosses, welches auf einem hohen Felsen steht und die Gegend ringsum beherrscht. Bei Hornachuelos ragt auf dem Gipfel eines Hügels ein anderes Schloß inmitten einer einsamen traurigen Gegend empor. Dann folgt die Stadt Palma, welche in einem dichten Orangenwalde verborgen liegt, der seinerseits von einem Gartenkranze umgeben ist. So fliegt der Zug zwischen gelben Kornfeldern und langen Kaktushecken, zwischen kleinen Palmenreihen, Pinienwäldchen und üppig bepflanzten Obstgärten hindurch und hie und da zeigen sich, von den grünen Hügeln halb verborgen, Schlösser, Bächlein, schlanke Dorfthürme und blaue Gipfel entfernter Berge.

Vor allem lieblich sind die kleinen Landhäuser längs der Straße. Ich erinnere mich nicht eines gesehen zu haben, das nicht schneeweiß war. Das Haus ist

weiß, der Rand des Ziehbrunnens in der Nähe ist weiß, die kleine Mauer um den Gemüsegarten ist weiß, sogar die zwei kleinen Säulen neben der Gartenthüre sind weiß, Alles hat den Anschein als sei es gestern übertüncht worden. Von den Häusern haben einige die Fenster auf maurische Art in zwei getheilt, Andere haben irgend eine Verzierung über der Thüre, wieder Andere das Dach wie bei den arabischen Häusern mit verschiedengefärbten Ziegeln bedeckt. Rothe und weiße Bauern-Capas sieht man im Felde verstreut, aus dem Grase tauchen Sammethüte und Schärpen von allen Farben auf. Die Bauern, welche auf den Anhöhen erscheinen oder herbeigelaufen kommen um den Zug vorbeifahren zu sehen, sind genau angezogen wie wir sie auf vierzig Jahre alten Bildern gemalt sehen; sie tragen einen Sammethut mit breiter, etwas aufgedrehter Krempe, und einem kleinen zuckerhutartigem Boden, eine kleine kurze Jacke, ein offenes Wams, Kniehosen, wie diejenigen der Geistlichen, Gamaschen, welche bis an die Hosen reichen, und eine Binde um den Leib. Die schöne, aber unbequeme Tracht, steht der schlanken Gestalt der Männer vorzüglich und diese ziehen das schöne, lästige Kleid einem bequemen aber weniger malerischen Anzuge vor und gedulden sich alle Morgen eine halbe Stunde zu vertändeln, um ja ein paar Hosen anzuhaben, welche die schlanke Hüfte und das schön gebaute Bein hervorheben. Mit unsern glotzenden Bauern haben sie nichts gemein. Sie schauen Euch mit ihren großen schwarzen Augen lächelnd an, als wollten sie sagen: Kennt Ihr mich nicht! — Sie werfen den Damen an den Wagenfenstern kühne Blicke zu, eilen herbei und bieten Euch ein Streich-

holz an, ehe Ihr sie darum bittet. Manchmal antworten sie auf Eure Fragen mit einem Reime und lachen oft, um nur ihre schönen Zähne zu zeigen.

Bei Rinconada erscheint in gerader Linie von der Eisenbahn der Thurm der Cathedrale von Sevilla und rechts davon, auf der andern Seite des Guadalquivir, die schönen mit Oliven bedeckten Hügel, zu deren Füßen die Ruinen von Italica liegen. Der Zug schien zu fliegen und ich murmelte leise vor mich hin, indem ich die Worte immer schneller und schneller sprach, je häufiger die Häuser wurden, denn ich fühlte eine Bangigkeit, voll von Sehnsucht und Freude in mir, wie einer, der die Treppe zu seiner Geliebten hinaneilt. Sevilla! Sevilla ist dort! Dort steht sie, die Königin von Andalusien, das spanische Athen, die Mutter Murillos, die Stadt der Dichter und der Liebe, das berühmte Sevilla, dessen Namen ich schon als Kind mit dem Gefühle süßer Sympathie ausgesprochen. Wer hätte mir vor wenigen Jahren gesagt, daß ich es sehen würde! Und doch ist es kein Traum! Jene Häuser gehören zu Sevilla, diese Bauern sind Sevillaner, der Kirchthurm, den ich sehe, ist die Giralda! Ich in Sevilla? Wie sonderbar! Fast möchte ich lachen! Was thut wohl meine Muttter in diesem Augenblick! Ach, wenn sie hier wäre! Wenn dieser oder jener hier wäre! Wie schade, daß ich allein bin! Ah, nun sieht man die weißen Häuser, die Gärten, die kleinen Straßen . . . . Wir sind in der Stadt . . . . Jetzt steigen wir aus . . . . ja, das Leben ist doch schön! . . . .

Ich beeilte mich, meinen Koffer im patio eines Gasthauses abzustellen, um sogleich einen Gang durch die

Stadt zu machen. Ich glaubte Cordova vergrößert, verschönert und reicher wieder zu sehen, denn die Straßen sind breiter, die Häuser höher, die patios geräumiger, aber der allgemeine Anblick der Stadt ist derselbe. Auch hier ist Alles weiß, auch hier traf ich jenes verwickelte Straßennetz und spürte den Duft von Orangen inmitten dieser angenehmen geheimnißvollen Luft, diesem orientalischen Aussehen, welches eine sanfte Trauer im Herzen und hunderterlei Phantasiebilder, Wünsche und Visionen einer entfernten Welt, eines neuen Lebens, unbekannter Menschen, kurz ein irdisches Paradies voll Liebe, Friede und Seligkeit im Geiste erweckt. In diesen Straßen steht die Geschichte der Stadt geschrieben; jede Altane, jedes Stück Bildnerei, jeder einsame Kreuzweg erinnert an das nächtliche Abenteuer eines Königs, an die Begeisterungen eines Dichters, an die Erlebnisse einer schönen Frau, an eine Liebschaft, einen Zweikampf, einen Raub, ein Märchen, ein Fest. Hier ist ein Andenken von Maria Padilla, dort von Don Pedro, dann wieder von Cervantes, Columbus, der heiligen Theresia, Velasquez, Murillo's. Eine Säule stammt aus der Römerzeit, jener Thurm erinnert an den Glanz der Regierung Karls V., ein Alcazar erzählt von der Pracht der arabischen Höfe. Neben den bescheidenen weißen Häusern erheben sich die kostbaren marmornen Paläste. Die engen krummen Gassen führen auf große, mit Orangen bepflanzte Plätze und aus dem ödesten stillsten Kreuzweg führt ein kurzer Weg nach einer von lärmenden Menschen bevölkerten Straße. Wo ich hinblickte, sah ich durch hübsche Gitter hindurch patios, Blumen, Statuen, Brunnen, Treppen, bemalte Mauern; an

jedem Fenster, in jedem Garten weißgekleidete Frauen, welche wie schüchterne Nymphen, halb von Rebenblättern und Rosenbüschen versteckt, erschienen.

Von Straße zu Straße gelangte ich an das Ufer des Guadalquivir, auf die Wege der Christina-Promenade, die für Sevilla das ist, was Lungarno für Florenz. Von hier aus genießt man ein herrliches Schauspiel.

Ich näherte mich dem berühmten goldenen Thurme. Entweder ward er der goldene genannt, weil das Gold, welches die spanischen Schiffe von Amerika brachten, dort aufgespeichert wurde, oder weil der König Don Pedro in ihm seine Schätze einschloß. Der Thurm ist achteckig; er besteht aus drei immer schmaler werdenden Stockwerken, ist mit Zacken gekrönt und wird vom Flusse bespült. Die Ueberlieferung erzählt, der Thurm sei zur Zeit der Römer erbaut worden, und lange habe die schöne Geliebte Don Pedros dort gewohnt als der Thurm noch durch das Gebäude, welches abgerissen wurde, um für die Christina-Promenade Platz zu gewinnen, mit dem Alcazar verbunden war.

Diese Promenade führt vom Palaste des Herzogs von Montpensier bis zum goldenen Thurme und ist mit Platanen vom Orient, Eichen, Cypressen, Weiden, Pappeln und anderen Bäumen des Nordens bepflanzt, welche die Andalusier ebenso bewundern, wie wir Palmen und Aloe bei uns bewundern würden. Eine Brücke führt über den Fluß nach der Triana-Vorstadt, deren erste Häuser auf dem andern Ufer erscheinen. Eine lange Reihe von Dampf- und Segelschiffen und Flußbarken lag dem Fluß entlang vor Anker und zwischen dem goldenen Thurm und dem

herzoglichen Schlosse fuhren fortwährend kleine Kähne hin und her. Die Sonne ging gerade unter. Die Wege wimmelten von vornehmen Damen, eine Menge Arbeiter schritten über die Brücke; auf den Schiffen wurde thätiger gearbeitet, eine hinter den Bäumen versteckte Musikbande spielte, der Fluß strahlte rosenroth, die Luft war mit Blumenduft erfüllt, der Himmel schien in Flammen zu stehen.

Als ich nach der Stadt zurückkehrte, genoß ich den wunderbaren Anblick Sevillas bei Nacht. Alle Patios waren erleuchtet, diejenigen der ärmlichen Häuser standen im Halbdunkel eines bescheidenen Lichtes, welches ihrer Anmuth einen geheimnißvollen Ausdruck gab; diejenigen der Paläste waren mit vielen Flämmchen geschmückt, welche die Spiegel blitzen ließen, die Springbrunnen wie Quecksilberstrahlen erleuchteten und den Marmor der Vorzimmer, das Mosaik der Wände, die Glasscheiben der Thüren, die Crystalle der Armleuchter in hundert Farben glänzen ließen. Darinnen erblickte ich ein Gewimmel von Damen, überall hörte ich Gelächter, Stimmen, Musik. Ich glaubte durch viele Ballsäle zu wandern, denn aus jedem Thore strömten Licht, Duft und liebliche Töne. Auch die Straßen waren bevölkert.

Zwischen den Bäumen auf den Plätzen, unter den Hallen am Ende der Sackgassen, auf den Altanen, überall wehten und verschwanden weiße Kleider und zeigten sich weiter unten im Schatten wieder. Mit Blumen geschmückte Köpfchen erschienen an den Fenstern, und Gruppen von jungen Leuten durchkreuzten die Menge, indem sie fröhliche Rufe erschallen ließen. Die Leute grüßten und schwatzten von den Fenstern in die Straße und Alles war

von eiligen Bewegungen, Stimmen, Gelächter, wie von einer Fastnachtsfröhlichkeit begleitet. Ganz Sevilla hatte sich in einen ungeheuren Garten verwandelt, in welchem ein von Jugend und Liebe übersprudelndes Volk lustwandelte.

Das sind traurige Augenblicke für einen Fremden; ich wäre beinahe verzweifelt. Ueberall fühlte ich mich verlegen, verschämt, traurig, als wenn die ganze Menge sich mit nichts anderem unterhielte, als sich über meine Einsamkeit und meine Schwermuth lustig zu machen. Es war zu spät, um meine Empfehlungsbriefe abzugeben, zu früh, um zu Bett zu gehen; so blieb ich stundenlang der Sklave dieser Menge und ihrer Fröhlichkeit. Etwas erleichtert fühlte ich mich, wenn ich mich zwang, den Frauen nicht ins Antlitz zu sehen, aber es gelang mir nicht immer und wenn meine Blicke zwei schwarzen Augen begegneten, dann that der Stich, gerade weil er unerwartet kam, noch weher, als wenn ich der Gefahr mit festem Herzen entgegengegangen wäre. Ja, ich befand mich unter den als furchtbar berühmten Sevillanerinnen. An dem Arme ihrer Männer, ihrer Geliebten gingen sie an mir vorüber, ich berührte ihre Gewänder, ich athmete ihren Duft, ich hörte den Ton ihrer weichen Stimmen und das Blut wallte mir wie eine Feuerwelle nach dem Kopfe. Glücklicherweise erinnerte ich mich, was ich in Madrid von einem Sevillaner gehört hatte, daß der italienische Consul seine Abende oft im Laden seines Sohnes, der Kaufmann ist, zubringe. Ich suchte den Laden auf, fand ihn und traf richtig den Consul, welchem ich den Brief seines Freundes mit den Worten überreichte: — Lieber Herr! — helfen Sie mir, Sevilla beängstigt mich! und dies

brachte ich in so dramatischem Tone vor, daß er lachen mußte.

Um Mitternacht hatte sich die Stadt nicht verändert, noch wogte die gleiche Menge, das gleiche Licht in den Straßen. Ich kehrte nach dem Gasthofe zurück und schloß mich in mein Zimmer ein, da ich vorhatte, zu Bette zu gehen. Doch hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Fenster meines Zimmers lagen auf einen Platz hinaus, auf welchem es von Menschen wimmelte und eine Musikbande unermüdlich spielte. Nach dieser Musik fingen die Guitarren an, die Rufe der Wasserträger, Gesänge und Gelächter; kurz die ganze Nacht herrschte ein Lärm, welcher Todte hätte erwecken können. Ich träumte herrlich und zugleich beängstigend, aber offengestanden war die Angst doch überwiegend. Ich fühlte mich von einer langen schwarzen Flechte durch tausend Schlingen und Knoten ans Bett gebunden, und auf den Lippen benahm mir ein glühender Mund den Athem und zwei kleine kräftige Hände hielten mich um den Hals fest und drückten meinen Kopf gegen den Griff einer Guitarre.

Tags darauf ging ich zunächst nach der Domkirche.

Wer dieses unermeßliche Gebäude beschreiben will, sollte einen Vorrath der längsten Eigenschaftswörter und der seltsamsten Gleichnisse bei der Hand haben, welche je aus der Feder der hyperbolischsten Schriftsteller aller Länder geflossen sind, wenn sie etwas außerordentlich Hohes, ungeheuer Breites, erschrecklich Tiefes, unbeschreiblich Großartiges beschreiben mußten. Wenn ich mit meinen Freunden

davon spreche, mache ich un colossal mouvement d'épaules. wie Victor Hugo's Mirabeau, ich blase die Backen auf und meine Stimme wird allmälig tiefer, wie diejenige Tomaso Salvini's in der Tragödie Sansone (Simson), wenn er, mit einem Ausdrucke, der die Zuschauer kalt überläuft, behauptet, er fühle wie die Stärke in seine Nerven zurückkehre. Vom Dome von Sevilla zu erzählen ist beinahe so ermüdend wie ein großes Instrument zu blasen oder von einer Seite eines rauschenden Stromes zur andern ein Gespräch zu unterhalten.

Da die Domkirche von Sevilla einsam auf einem großen Platze steht, so kann der Beschauer ihre Größe auf einen Blick umfassen. Ich gedachte bei diesem Anblicke des berühmten Ausspruches, welchen das Kapitel der früheren Kirche that, als es am 8. Juli 1401 den Bau des neuen Domes beschloß: — Errichten wir ein Gebäude, von dem die Nachkommen sagen werden, seine Erbauer seien verrückt gewesen. — Die ehrwürdigen Domherren haben ihren Zweck nicht verfehlt. Aber um sich davon zu überzeugen, muß man eintreten, denn der äußere Anblick der Kirche ist zwar großartig und prächtig aber nichts im Vergleiche zum Innern. Eine eigentliche Façade hat die Kirche nicht; eine hohe Mauer umgibt das ganze Gebäude wie eine Festung. Um die Form desselben zu fassen, genügt alles Umherschauen und Umhergehen nicht, denn kein einziger Umriß könnte, wie der Wahlspruch auf dem Titelblatt eines Buches, die Tendenz des Werks veranschaulichen. Ich rief ein übers andre Mal aus: Wie unermeßlich! — aber unbefriedigt beeilte ich mich ein-

zutreten, denn ich fühlte das Bedürfniß nach einer vollständigeren Bewunderung.

Zuerst steht der Eintretende verblüfft da, er fühlt sich verloren wie in einem Abgrunde und eine Zeit lang beschreibt sein Blick immer neue Kreise in diesem unermeßlichen Raum, als müßte er sich überzeugen, daß ihn sein Auge nicht täuscht, seine Einbildung nicht trügt. Ich näherte mich einem der Pfeiler, maß ihn und schaute dann die entfernteren an. Obwohl sie stark wie Thürme sind, sehen sie doch so dünn aus, als könnten sie das Gebäude nicht tragen. Nach einander maß ich sie mit dem Blicke vom Boden bis zur Decke und es schien mir, als ob ich die Sekunden zählen könnte, die das Auge zum Hinaufsteigen brauchte. Es sind fünf Schiffe, von denen jedes eine Kirche für sich bildet. Im Mittelschiffe könnte einer von unseren Domen aufrecht sammt Kuppel und Glockenthurm spazieren gehen. Zusammen bilden sie 68 kühne Wölbungen, welche sich bei genauem Betrachten langsam zu erweitern und zu erheben scheinen. Alles ist riesenhaft in dieser Kirche. Die Hauptkapelle, welche mitten im Hauptschiffe steht und so hoch ist, daß sie beinahe bis an die Decke reicht, scheint für riesenhafte Priester, denen gewöhnliche Altäre nur bis an die Kniee reichen, gebaut worden zu sein. Die Osterkerze könnte als Schiffsmast dienen und der Erzleuchter, der sie trägt, als Kirchenpfeiler. Die Orgeln sind groß wie Häuser und der Chor ist ein so reiches Museum von Bildnerei und Meißelarbeit, daß er allein den Besuch eines ganzen Tages werth ist. Die Kapellen stehen im Verhältniß zur Kirche und enthalten die Arbeiten von 67 Bildhauern

und 38 Malern. Montanes, Zurbaran, Murillo, Valdes, Herrera, Boldan, Roëlas, Campana. Alle haben dort unsterbliche Spuren ihrer Kunst zurückgelassen. Eine der schönsten Kapellen ist diejenige des heiligen Ferdinand, welche die Gräber dieses Königs und seiner Gemahlin Beatrice, Alphons' des Weisen, des berühmten Ministers Florida Blanca und anderer ausgezeichneter Männer enthält. Die Hülle des Königs Ferdinand, welcher Sevilla von der maurischen Herrschaft befreite, ruht, in Rüstung gekleidet, mit Krone und Mantel in einem Crystallsarge, welcher mit einem Vorhang bedeckt ist. Neben ihm liegt auf einer Seite das Schwert, welches er beim Einzug in Sevilla trug, auf der andern sein Stab, das Zeichen des Befehlshabers. In der gleichen Kapelle wird eine kleine elfenbeinerne Jungfrau, welche der König mit in den Krieg nahm, nebst andern Reliquien aufbewahrt. In den andern Kapellen stehen große Marmoraltäre, gothische Särge und Bildsäulen aus Stein, Holz und Silber, welche meistens in große Crystallschreine eingeschlossen und deren Brust und Hände mit Diamanten und Rubinen bedeckt sind. Ueberdieß enthalten alle Kapellen die prächtigsten Gemälde, welche leider des spärlichen Lichtes halber, das von den hohen Fenstern fällt, kaum in ihrer ganzen Schönheit bewundert werden können.

Selbst nachdem der Kunstfreund alle Kapellen, Gemälde und Bildsäulen im Einzelnen betrachtet hat, wird er nie müde, den großartigen, ich möchte sagen überwältigenden Anblick der ganzen Kirche zu bewundern. Wenn Auge und Sinn sich in jene schwindelnde Höhe erhoben haben, sinken sie, von der Anstrengung ermüdet wieder

zur Erde, um Athem zu holen und das Steigen von Neuem zu beginnen. Auch die Gedanken, welche sich im Geiste des Beschauers bilden, passen zur Größe der Kirche: er stellt sich riesenhafte Engel vor, ungeheure Cherubinsköpfe mit Flügeln so groß wie Schiffssegel und eben solchen weißen flatternden Gewändern. Obwohl der Eindruck, den diese Kirche hinterläßt, durchaus religiös ist, so hat er nichts Düsteres an sich, er gleicht dem Gefühle, welches die Gedanken in die unermeßlichen Räume, in die furchtbare Stille versetzt, in denen sich Leopardi's Seele verlor. Voll Sehnsucht und Kühnheit, ergreift Euch ein freudiger Schauer, als ob Ihr am Rande eines Abgrundes stündet: es ist die Verwirrung und Unklarheit aller hohen Gedanken, es ist der göttliche Schrecken vor dem Unendlichen.

Diese ist die reichste und bevorzugste, sowie die an Architektur vielseitigste Kirche Spaniens, denn die gothische, germanische, griechisch-romanische und arabische Architektur, sowie diejenige, welche in Spanien gewöhnlich plata-resca« [1]) genannt wird, haben alle Spuren an ihr zurückgelassen. Zu den Zeiten, wo die geistliche Herrschaft am mächtigsten war, wurden alle Jahre zwanzigtausend Pfund Wachs verbrannt, und an achtzig Altären täglich fünfhundert Messen gelesen. An Wein wurde das ansehnliche Quantum von 18 750 Litern consumirt. Die Domherren hatten so viel Dienerschaft, wie die Könige, fuhren in glänzenden, von prächtigen Pferden gezogenen Wagen in die Kirche und ließen sich während der Messe mit großen

---

[1]) Phantastisch.

Fächern aus Federn und Perlen von den niederen Geistlichen Kühlung zuwehen. Der Papst hatte ihnen das Recht hiezu verliehen und Einige machen noch heute davon Gebrauch. Es ist überflüssig, von den in der ganzen Welt berühmten Festen der Charwoche zu sprechen, zu welchen das Volk aus allen Theilen Europa's herbeiströmt.

Doch das merkwürdigste Vorrecht der Domkirche von Sevilla ist der sogenannte Tanz de los seises, [1]) welcher nach Fronleichnam acht Tage lang alle Abend nach Sonnenuntergang stattfindet. Da ich mich gerade an diesen Tagen in Sevilla befand, so besuchte ich das Schauspiel und fand es einer Beschreibung werth. Nach dem, was ich gehört hatte, erwartete ich einen anstößigen Mummenschanz und war schon beim Eintritt über diese Entweihung der heiligen Stätte entrüstet. Die Kirche war dunkel und nur die Hauptkapelle erleuchtet. Eine Menge knieender Frauen nahmen den Raum zwischen der Kapelle und dem Chore ein. Einige Geistliche saßen rechts und links vom Altare, vor den Stufen lag ein großer Teppich ausgebreitet und eine Schaar kleiner Knaben von acht bis zehn Jahren waren als mittelalterliche spanische Ritter mit Federhüten und weißen Strümpfen bekleidet und hintereinander in zwei Reihen vor dem Altare aufgestellt. Auf das Zeichen eines Domherrn unterbrach eine liebliche Violinenmusik die tiefe Stille der Kirche und die beiden Knabenreihen bewegten sich im Contretanzschritte und begannen sich mit tausend anmuthigen Bewegungen zu theilen, zu

[1]) Der Chorknaben.

verflechten, zu lösen und wieder zu vereinigen. Dann stimmten alle zusammen einen melodisch angenehmen Gesang an, der im Dunkel der großen Kirche wie ein Engelchor wiederhallte, hierauf begleiteten sie Tanz und Gesang mit Castagnetten. Keine religiöse Ceremonie hat mich je so sehr gerührt wie diese. Es ist unmöglich, die Wirkung der zarten Stimmen in jenen unermeßlichen Räumen, diese kleinen Menschen vor dem ungeheuren Altare, diesen ernsten, ich möchte sagen demüthigen Tanz, die alterthümliche Tracht, die knieende Menge und ringsum die tiefe Nacht zu beschreiben. Mit heiterem Herzen verließ ich die Kirche als hätte ich gebetet.

Was diesen Tanz betrifft, so hörte ich eine merkwürdige Anekdote darüber. Vor zwei Jahrhunderten schien es einem Erzbischof, daß mit Contretanz und Castagnetten der Herr nicht würdig gepriesen würde und er wollte die Ceremonie verbieten. Die Folge dieses Verbots war ein Tumult, das Volk schrie, auch die Domherren erhoben ihre Stimmen und der Erzbischof mußte den Papst um Hilfe anrufen. Der Papst wurde neugierig und wollte den Tanz mit eigenen Augen sehen, um mit Sachkenntniß urtheilen zu können. Die als Ritter gekleideten Knaben wurden nach Rom geführt, im Vatikan empfangen und mußten in Gegenwart Seiner Heiligkeit tanzen und singen. Seine Heiligkeit lachte, die Sache mißfiel ihm nicht und um zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen, d. h. die Domherren und den Erzbischof zu befriedigen, beschloß er, daß die Knaben tanzen sollten, bis die Kleider, welche sie anhatten, abgenutzt wären, und nachher solle die Sitte als abgeschafft gelten. Der Erz=

bischof lachte ins Fäustchen, aber auch die Domherren lachten, denn sie hatten schon das Mittel gefunden, den Erzbischof und den Papst hinters Licht zu führen. Sie erneuerten alle Jahre einen Theil der Kleidung der Knaben, damit man nie sagen könne, die Kleider wären abgenutzt. Der Erzbischof, als gewissenhafter Mann, mußte des Papstes Befehl buchstäblich nehmen und konnte die Ceremonie nicht abschaffen. So fuhren sie fort zu tanzen, tanzen heute noch und werden tanzen, so lange es den Domherren und unserm Herrgott gefällt.

Als ich gerade aus der Kirche treten wollte, winkte mir ein Küster, führte mich hinter den Chor und deutete auf eine Platte im Fußboden, auf welcher ich nicht ohne Herzklopfen eine Inschrift las. Unter jenem Steine liegen die Gebeine Ferdinand Columbus', Sohn Christoph Columbus', welcher in Cordova geboren wurde und am 12. Juli 1536 in seinem fünfzigsten Lebensjahre in Sevilla starb. Unter der Inschrift stehen einige lateinische Distichon folgenden Inhalts:

„Was nützt es, daß ich die ganze Welt mit meinem Schweiße benetzt habe, daß ich die von meinem Vater entdeckte neue Welt dreimal durchreiste, daß ich die Ufer des ruhigen Bätis (Guadalquivir) verschönerte und meine einfachen Bedürfnisse dem Reichthum vorgezogen habe, um die Göttlichkeiten der Castaliaquelle für dich zu sammeln und dir die schon von Ptolemäus gesammelten Schätze zu bieten, wenn du stillschweigend über diesen Stein wandelst und für meinen Vater keinen Gruß hast und meiner nicht flüchtig gedenkest?“

Der Küster, welcher mehr wußte als ich, erklärte mir

diese Inschrift. Ferdinand Columbus war in frühester Jugend Page Isabella der Katholischen und des Prinzen Don Juan gewesen. Er reiste mit seinem Vater und seinem Bruder, dem Admiral Don Diego, nach Indien, begleitete den Kaiser Karl V. in seinen Kriegen, machte noch andere Reisen in Asien, Afrika und Amerika und sammelte überall mit großer Mühe und vielen Kosten sehr werthvolle Bücher, aus denen er eine Bibliothek bildete, welche nach seinem Tode in den Besitz des Domkapitels kam und noch jetzt unter dem berühmten Namen columbinische Bibliothek besteht. Ehe er starb, schrieb er selbst die lateinischen Distichen, welche auf seinem Grabe stehen und drückte den Wunsch aus, in der Domkirche begraben zu werden. In den letzten Augenblicken seines Lebens ließ er sich ein Gefäß mit Asche bringen, bestreute damit sein Angesicht und sprach die Worte der heiligen Schrift: Memento homo quia pulvis es, dann stimmte er das Te Deum an, lächelte und starb mit der Seelenruhe eines Heiligen. Auf diese Beschreibung hin wünschte ich die Bibliothek zu sehen und verließ deßhalb die Kirche.

Ein Lohndiener hielt mich auf der Schwelle an und fragte mich, ob ich den patio de las Naranjas schon gesehen, und da ich es verneinte, führte er mich dahin. Der Orangenhof liegt nördlich von der Domkirche und ist von einer gezackten Mauer umgeben. In der Mitte liegt ein von Orangenbäumen umgebener Brunnen und auf einer Seite steht neben der Mauer eine Marmorkanzel, zu deren Füßen der heilige Vincenz Ferrero gepredigt haben soll. In diesem großen Hofe stand die alte Moschee, welche gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts

erbaut worden war. Jetzt ist keine Spur mehr davon übrig geblieben. Im Schatten der Orangen, am Rand des Springbrunnenbeckens erfrischen sich die guten Sevillaner en las ardientes siestas del estio; [1]) und als Andenken an das wollüstige Paradies Mohammeds bleibt nur noch das liebliche Grün, die balsamische Luft und hie und da ein schönes Mädchen mit großen Augen, welches hinter den Bäumen hervor dem Fremden glühende Blicke zuwirft.

Die berühmte Giralda der Domkirche von Sevilla ist ein alter arabischer Thurm, welcher nach der Volkssage im Jahre 1000 erbaut worden ist und zwar nach einer Zeichnung des Architekten Gaver, des Erfinders der Algebra. Nach der Eroberung wurde der obere Theil geändert und ein christlicher Glockenthurm daraus gemacht, aber dennoch behält er das arabische Aussehen und ist stolzer auf das verschwundene Banner der Besiegten, als auf das Kreuz, welches die Sieger neuerdings auf seiner Spitze aufrichteten. Dieses Gebäude macht auf den Beschauer einen neuen Eindruck: es erweckt in ihm ein Staunen, denn es ist unverhältnißmäßig groß und Ehrfurcht einflößend, wie die egyptischen Pyramiden und dennoch heiter und lieblich wie ein Gartenhaus. Es ist ein viereckiger rosafarbener Thurm aus Backsteinen gebaut und bis zu einer gewissen Höhe ganz kahl; von da an ist er nach oben zu mit kleinen maurischen Doppelfenstern verziert, und diese sind gar keinem Style unterworfen, wie zufällig hier und da unregelmäßig angebracht und

---

1) In den heißen Sommer-Siestas.

mit kleinen Altanen geschmückt, welche dem Ganzen ein wunderschönes Ansehen geben. Auf dem Stockwerke, welches früher das farbige Dach mit der Eisenstange trug, an deren Ende vier ungeheure vergoldete Kugeln angebracht waren, erhebt sich jetzt drei Stock hoch der christliche Glockenthurm. Im ersten Stockwerke befinden sich die Glocken, das zweite ist von einem Geländer umgeben, das dritte bildet eine Art Kuppel, über welcher sich eine ungeheure vergoldete Erzbildsäule wie eine Wetterfahne um sich selbst dreht; diese stellt den Glauben vor und trägt in einer Hand eine Palme, in der andern eine Standarte. In großer Entfernung von Sevilla ist diese Figur noch sichtbar und wenn die Sonne sie bestrahlt, so glänzt sie wie ein riesiger Rubin in der Krone eines tyrannischen Königs, dessen Blick das ganze andalusische Thal beherrscht.

Ich stieg bis zum Gipfel und ward dort sehr für meine Mühe entschädigt. Weiß wie eine marmorne Stadt, von einem Gartenwald und Alleenkranz umgeben, mitten in einem mit Villen besäten Thale, dehnt sich Sevilla vor den Blicken in der ganzen Pracht seiner orientalischen Schönheit aus. Der mit Schiffen bedeckte Guadalquivir durchschneidet und umarmt sie in einem großen Bogen. Hier wird die liebliche Form des goldenen Thurmes von dem blauen Wasser des Flusses hervorgehoben, dort trägt der Alcazar seine finstern Thürme zur Schau und hinter diesen liegen die Gärten des Herzogs von Montpensier, welche die Dächer der Gebäude mit einem dichten Grün umgeben erscheinen lassen. Von hier aus dringt der Blick in den Stiercircus, in die Gärten der Plätze, in die patios der

Häuser, in die Klosterhöfe, in alle Straßen, welche nach der Domkirche führen. In weiter Ferne, am Fuße der Hügel, liegen die weißen Dörfer Santi-Ponce, Algaba u. a., und rechts vom Guadalquivir die große Vorstadt Triana. Auf einer Seite schließen in der Ferne die zackigen Gipfel der Sierra Morena den Gesichtskreis und auf der gegenüberliegenden andere blauschattirte Berge. Und über diesem wunderbaren Panorama wölbt sich der reinste, durchsichtigste, entzückendste Himmel, der je dem Menschenauge gelacht.

Als ich von der Giralda herabgestiegen war, ging ich nach der columbinischen Bibliothek, welche sich in einem alten Gebäude neben dem patio de las Naranjas befindet. Nach einer Sammlung von Meßbüchern, Bibeln und werthvollen Handschriften, worunter eines mit der Ueberschrift: Das Buch der Schätze, welches mit großer Sorgfalt in altspanischer Sprache verfaßt ist und von Alphons dem Weisen herrühren soll, sah ich — laßt es mich wiederholen — sah — ich — mit meinen von Thränen feuchten Augen, die Hand auf das klopfende Herz gedrückt, sah ich ein Buch, eine lateinische Abhandlung über Kosmographie und Astronomie, auf dessen Blätter Christoph Columbus eine Menge Randbemerkungen geschrieben hatte. Er hatte in diesem Buch studirt zur Zeit als er über sein großes Vorhaben nachsann, über diesen Seiten hatte er gewacht und sein göttliches Haupt hatte sie vielleicht in seinen ermüdenden Nachtwachen berührt, wenn er sich ermattet über das Pergament beugte und es mit seinem Schweiße netzte! Welch erhebender Gedanke! Aber noch mehr ist vorhanden

Ich sah eine Handschrift von Columbus, in welcher die Prophezeihungen aller antiken geistlichen und weltlichen Schriftsteller über die Entdeckung einer neuen Welt gesammelt sind; diese Schrift soll er benutzt haben, um die Fürsten Spaniens zu bewegen, ihm die Mittel zur Ausführung des Unternehmens zu verschaffen. Unter Anderm enthält sie folgenden Auszug aus Seneca's Medea: Venient annis sæcula seris, quibus oceanus vincula rerum laxet, et ingens pateat tellus. Und in dem betreffenden Band von Seneca's Werken, welcher sich auch in der columbinischen Bibliothek befindet, hat Columbus' Sohn, Ferdinand, neben obige Stelle geschrieben: — Diese Prophezeihung ist von meinem Vater, dem Admiral Christoph Columbus, im Jahr 1492 erfüllt worden. — Meine Augen füllten sich mit Thränen; ich hätte allein sein mögen, um diese Bücher zu küssen, um sie bis zum Müdewerden in den Händen hin und her zu drehen, um ein kleines Blättchen abreißen zu können, das ich dann ewig als Heiligthum mit mir herumgetragen hätte. Christoph Columbus! Ich habe seine Schriftzüge gesehen! Ich habe die Blätter berührt, die er berührte! Ich habe ihn mir so nahe gefühlt! Als ich aus der Bibliothek trat, war mir, ich weiß nicht wie . . . ich hätte mich in die Flammen geworfen, um ein Kind zu retten, ich hätte meine Kleider einem Bettler geschenkt, mit Freuden hätte ich ein großes Opfer gebracht: ich war so reich!

Nachdem ich die Bibliothek verlassen hatte, ging ich zum Alcazar; aber ehe ich dorthin gelangte, fühlte ich, obwohl er auf dem gleichen Platze wie die Domkirche steht, zum ersten Male, was man unter der andalusischen

Sonne versteht. Sevilla ist die heißeste Stadt Spaniens und ich befand mich in der heißesten Tagesstunde im heißesten Viertel der Stadt. Der Platz war von einem Lichtmeer übergossen; keine Thüre, kein Fenster stand offen, nirgends eine lebende Seele; hätte man mir gesagt, Sevilla sei ausgestorben, ich hätte es glauben können. Langsam, mit halbgeschlossenen Augen und verzerrten Zügen durchschritt ich den Platz, der Schweiß troff in Strömen die Wangen und Brust herab, und die Hände waren wie in einen Kübel Wasser getaucht. Neben dem Alcazar fand ich die Bude eines Wasserhändlers und flüchtete mich so eilig darunter als müßte ich mich vor einem Steinhagel schützen. Nachdem ich Athem geholt hatte, betrat ich den Alcazar.

Der Alcazar, der alte maurische Königs-Palast, ist eines der spanischen Denkmäler, welche am besten erhalten sind. Von außen gleicht er einer Festung; er ist ganz von hohen Mauern, gezinnten Thürmen und alten Häusern umgeben, welche an der Façade zwei große Höfe bilden; die Façade ist so kahl und ernsthaft wie die übrigen Außenseiten des Gebäudes. Das Thor ist mit vergoldeten und gemalten Arabesken verziert, zwischen denen eine Inschrift zu lesen ist, welche die Zeit angibt, wann der Alcazar auf den Befehl des Königs Don Pedro wiederhergestellt wurde. Wirklich ist auch der Alcazar trotz seines arabischen Ursprungs eher ein Werk christlicher als maurischer Könige. Das Gründungsjahr ist nicht genau bekannt, aber gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurde er vom Könige Abdelasio von Neuem erbaut, dann vom Könige Ferdinand gegen die Mitte des dreizehnten

Jahrhunderts erobert und im folgenden Jahrhunderte vom Könige Don Pedro zum zweiten Male wieder hergestellt. In der Folge wurde er fast von allen castilischen Königen mehr oder weniger lang bewohnt, bis Karl V. endlich ihn auserwählte, um in ihm seine Vermählung mit der Infantin von Portugal zu feiern. Dieser Alcazar war Zeuge der Liebschaften und Verbrechen dreier Königsstämme und fast jeder seiner Steine erweckt eine Erinnerung und bewahrt ein Geheimniß.

Wir treten ein und nachdem wir zwei oder drei Säle durchschritten haben, in denen nur noch die Decken und hie und da am Fuße der Mauern ein Mosaik an arabische Zeiten erinnern, gelangen wir in einen Hof und fühlen uns vor Erstaunen gebannt. Auf den vier Seiten zieht sich ein Säulengang mit schön gebildeten Bogen hin, welcher von je zwei verbundenen kleinen Marmorsäulen getragen wird; Bogen, Mauern, Fenster und Thore sind mit Bildnerei, Mosaiken und überaus fein verschlungenen Arabesken bedeckt; hier sind sie wie Spitzenschleier durchbrochen, dort dicht und geschlossen wie Teppiche, dann wieder erhöht und herabhängend wie Blumensträuße und Kränze. Außer den in tausend Farben schimmernden Mosaiken ist Alles weiß, sauber und glänzend wie Elfenbein. Auf den vier Seiten befinden sich vier große Thore, durch welche wir in die königlichen Gemächer treten. Hier steigert sich das Erstaunen zum Entzücken. Das Reichste, Bunteste, Prächtigste, von welchem die feurigste Phantasie je geträumt, befindet sich in diesen Sälen. Vom Boden zur Decke, rings um die Thüren, längs der Fensterrahmen, in den entferntesten Winkeln, wo nur das

Auge hinblickt, wimmelt es von goldenen Verzierungen und kostbaren Steinen, von Arabesken, Inschriften und Zeichnungen und die Farben erscheinen in so wunderbarer Verschwendung, daß wir schon nach zwanzig Schritten geblendet und bezaubert sind und unser Auge müde umherirrt, als suchte es eine Handbreit kahle Wand, um sich zu flüchten und auszuruhen. In einem dieser Säle machte der Führer auf einen röthlichen Flecken aufmerksam, welcher einen großen Theil des marmornen Fußbodens bedeckt und sagte mit feierlicher Stimme: „Dies ist die Blutspur von Don Fadrique, Großmeister des Ordens von Sant' Jago, welcher auf dieser Stelle im Jahre 1358 auf Befehl des Königs Don Pedro, seines Bruders, ermordet wurde."

Ich erinnere mich, daß ich bei diesen Worten dem Führer ins Gesicht sah, als wollte ich sagen: — unglaublich; — und daß der gute Mann mir in trockenem Tone antwortete: „Caballero, wenn ich Ihnen sagte, die Sache auf mein Wort zu glauben, so hätten sie recht daran zu zweifeln, aber wenn Sie die Sache mit eigenen Augen sehen, ich habe vielleicht Unrecht, aber .... mir scheint ...."

„Ja," beeilte ich mich zu antworten, „ja, es ist Blut, ich glaube es, ich sehe es, doch genug davon."

Ueber den Blutflecken kann man scherzen, aber mit der Ueberlieferung des Verbrechens ist es Ernst, und der Ort selbst frischt alle schauerlichen Einzelnheiten im Gedächtnisse des Besuchers auf. Es scheint ihm, als höre er den Schritt Don Fadriques durch die großen Säle schallen, da er von den mit Keulen bewaffneten Arm-

brustschützen verfolgt wird; der Palast ist stockfinster und es ertönt nur der Lärm, den die Henker und das fliehende Opfer verursachen. Don Fadrique will in den Hof fliehen, Lopez de Padilla faßt ihn, Fadrique reißt sich los und in den Hof gelangt, greift er zum Schwerte. Unseliger Gedanke. Das Kreuz des Griffes hat sich in den Mantel des Sanct Jago-Ordens verwickelt, die Armbrustschützen eilen herbei und er hat nicht mehr Zeit, die Klinge zu ziehen. Er flieht tastend hin und her, Fernandez de Roa holt ihn ein und streckt ihn mit einem Keulenschlage nieder, die andern drängen sich um ihn und die That ist vollbracht. Fadrique stirbt in einem Blutbade ....

Aber diese traurige Erinnerung verliert sich unter den tausenderlei Bildern des köstlichen Lebens der arabischen Könige. Jene zierlichen Fenster, an denen wir das schmachtende Antlitz einer Odaliske zu sehen glauben; jene versteckten Thüren, vor denen wir unwillkürlich stehen bleiben, als hätten wir ein Rauschen von Gewändern gehört; jene geheimnißvoll dunkeln Schlafgemächer der Sultane, in welchen uns die Liebe aller Mädchen, die dort ihren jungfräulichen Glanz verloren, wie in einem einzigen Liebesseufzer entgegenströmt; jene wunderbare Abwechslung von Farben und Verzierungen, welche uns wie eine erregte, immer wechselnde Sinfonie, die Sinne der Art verwirrt, daß wir nicht wissen, ob wir wachen oder träumen; jene leichte, zarte Architektur mit all den kleinen Säulen, die aussehen wie Frauenarme, mit den wunderlichen kleinen Bogen, den Kämmerchen, den Decken, deren reiche Verzierungen wie Tropfsteingebilde, Eiszapfen

und Trauben herniederhängen und wie Blumenbeete gemalt sind: all dies erweckt den Wunsch, uns für immer in einem dieser Säle niederzulassen und den schönen schwarzlockigen Kopf einer Andalusierin, der uns Welt und Zeit vergessen mache, ans Herz zu drücken und in einem langen das Leben verzehrenden Kusse auf ewig zu entschlummern.

Im Erdgeschosse befindet sich der schönste Saal, derjenige der Gesandten. Er besteht aus vier großen Bogen, welche eine Gallerie von vierundvierzig kleineren Bogen tragen und über welche sich eine reizende, mit unbeschreiblicher Anmuth und märchenhaftem Prunk geschnitzte vergoldete und gemalte Kuppel erhebt.

Im oberen Stockwerke, wo sich die Winterwohnungen befinden, bleibt nur noch ein Betzimmer von Ferdinand und Isabella der Katholischen übrig und ein kleines Zimmer, in welchem König Don Pedro geschlafen haben soll. Von hier aus führt eine enge, geheimnißvolle Treppe in die Gemächer der berühmten Maria Padilla, der Geliebten Don Pedros, von welcher die Ueberlieferung erzählt, sie habe den König zum Brudermorde getrieben.

Die Gärten des Alcazar sind weder sehr groß, noch wunderbar schön, aber die Erinnerungen, welche sie erwecken, sind mehr werth als Größe und Schönheit. Wenn am wolkenlosen andalusischen Himmel ein großer klarer Mond strahlte und der dichte Schwarm von Höflingen und Sklaven schlief, dann ertönte im Schatten dieser Orangen und Cypressen, beim Murmeln dieser Brunnen, manch tiefe Seufzer feuriger Sultaninnen und

viele demüthige Worte stolzer Kalifen! welch glühendes Lieben! welch heiße Umarmungen! — Itimad! mein Engel! — murmelte ich, als ich an die berühmte Geliebte des Königs Al-Mohamid dachte und dann eilte ich von einem Pfad in den andern, als verfolgte ich ihre Erscheinung; — Itimad! lasse mich nicht allein in diesem schweigenden Paradiese! Warte! Gib mir eine Stunde von der Seligkeit dieser Nacht zurück! Erinnerst du dich noch? Du kamst zu mir und dein reiches Haar fiel wie ein Mantel auf meine Schultern und wie ein Krieger den Degen ergreift, so umfaßte ich deinen Hals, der weicher und weißer ist als der des Schwanes! Wie warst du schön! Wie löschte mein zagendes Herz seinen Durst an deinem blutrothen Munde! Wie eine reine glänzende Klinge aus der Scheide, so stieg dein schöner Leib aus deinem prachtvoll gestickten Gewande; und ich umfaßte mit beiden Armen die ganze Vollkommenheit deiner Schönheit! Wie lieb bist du, Itimad! Dein Kuß ist süß wie Wein, und wie der Wein verwirrt dein Blick die Sinne.

Während ich so meine Liebeserklärung machte, deren Ausdrücke und Bilder ich von arabischen Dichtern entlehnte, im Augenblicke da ich einen ganz mit Blumen umsäumten Pfad einschlagen will, fühlte ich plötzlich einen Wasserstrahl, der zwischen meinen Füßen aufspritzt; ich trete einen Schritt zurück und erhalte einen Sprühregen ins Gesicht; ich wende mich nach rechts — einen in den Hals; ich drehe mich nach links — einen ins Genick; ich fange an zu laufen, aber das Wasser kommt von unten, von den Seiten, von überall gespritzt, gegossen, geregnet, so daß ich bald pudelnaß war, als hätte man mich in eine

Wanne getaucht. Da ich aber den Mund öffne um zu schreien, hört Alles auf und ein helles Gelächter schallt aus dem entfernteren Theile des Gartens; ich drehe mich um und sehe einen jungen Mann, der an eine Mauer gelehnt, mich anschaut als wollte er fragen: — Hat es Ihnen gefallen? — Als ich hinausging, zeigte er mir den Mechanismus, welchen er berührt hatte, um mir diese broma [1]) zu spielen und tröstete mich damit, daß die sevillanische Sonne mich nicht lange im Zustande eines nassen Schwammes lassen würde, in welchen ich so unvorbereitet übergegangen war, ich Unglücklicher! aus den Liebesarmen meiner Sultanin.

Trotz den wollüstigen Bildern, welche der Alcazar in meinem Geiste erweckt hatte, war ich Abends ruhig genug, um die Sevillaner Schönheiten zu bewundern, ohne nachher beim Consul meine Zuflucht nehmen zu müssen. Ich glaube in keinem anderen Lande gibt es eine Frau, welche passender als die Andalusierin erscheint, um die Männer auf den Gedanken einer Entführung zu bringen. Und dies nicht allein, weil sie die Leidenschaft, den Ursprung aller Thorheiten, erweckt, sondern auch, weil sie aussieht als sei sie zum Fangen und Verstecken gemacht, sie ist so klein, leicht, rundlich, elastisch und biegsam. Ihre beiden Füßchen könnte Jeder bequem in die Tasche seines Ueberrockes stecken und sie selbst mit einer Hand um die Taille gefaßt wie eine Puppe aufheben. Es würde genügen, den Finger auf ihren Kopf zu drücken, um sie wie ein Rohr zu knicken. Mit ihrer natürlichen Schön-

---

[1]) Scherz.

heit vereinigt sie die Kunst zu gehen und Blicke zu werfen, welche einen unschuldigen Beobachter verrückt machen könnten. Sie gleitet, schwebt, schnellt an ihm vorbei und im gleichen Augenblicke läßt sie ihn den Arm bewundern, stellt den Fuß ins beste Licht, läßt ihre schlanke Taille auffallen, zeigt zwei Reihen blendend weißer Zähne, wirft ihm einen langen verschleierten Blick zu, der sich in den seinen heftet und erstirbt, und ihres Triumphes sicher schreitet sie weiter.

Um die Schönheit und die Kleidung der Frauen aus dem Volke kennen zu lernen, besuchte ich Tags darauf die Tabakfabrik, welche eine der größten Europas ist und nicht weniger als fünftausend Arbeiterinnen beschäftigt. Das Gebäude steht gegenüber dem großen Garten des Herzogs von Montpensier und die Arbeiterinnen befinden sich fast Alle in drei ungeheuren Sälen von denen jeder von zwei Säulenreihen in drei Theile getheilt ist. Der erste Anblick ist prachtvoll; auf einen Blick sieht man achthundert Mädchen beisammen, welche je zu fünf oder sechs um die Arbeitstische sitzen. Zusammen bilden sie ein Gedränge, von dem die Entfernteren verwischt, die Letzten kaum noch sichtbar sind. Die Arbeiterinnen, welche aus allen Provinzen Andalusiens, von Jaen bis Cadiz, von Granada bis Sevilla, herbeiströmen, sind zwar Alle jung, aber Kinder befinden sich nur wenige darunter. Alle haben tiefschwarzes Haar und braune Hautfarbe. Von der Eingangs- bis zur Ausgangsthüre sind die Wände in allen drei Sälen mit Röcken, Tüchern, Shawls und Schärpen tapezirt und was besonders auffällt, ist, daß diese ganze Kleidermasse, mit welchen man hundert Tröd-

lerbuden ausstatten könnte, hauptsächlich in zwei Farben besteht, die ununterbrochen auf einander folgen und sich wie eine lange Fahne ausnehmen: das Schwarz der Shawls oben, und das Rosa der Röcke darunter; zwischen das Rosa mischt sich wohl etwas Weiß, Roth oder Gelb, was dem Ganzen den Anschein einer ungeheuren Maskenbude gibt, oder eines Ballsaales, in welchem die Tänzerinnen, um sich freier bewegen zu können, Alles abgelegt haben, was nicht Anstands halber unbedingt nothwendig ist. Diese Kleider ziehen die Mädchen beim Hinausgehen wieder an, bei der Arbeit aber tragen sie geringere Kleider, welche jedoch auch weiß und rosa sind. Wenn die Hitze unerträglich ist, so entkleiden sie sich so viel wie möglich, und dann sind unter den fünftausend kaum fünfzig, an denen der Besucher nicht mit Muße Arm und Schulter bewundern kann, auch ohne die außerordentlichen Gelegenheiten beim unerwarteten Eintreten in einen andern Saal, hinter den Thüren und Säulen oder in den entfernten Winkeln zu zählen. Es gibt herrliche Gesichter und auch die weniger schönen haben Etwas, das sich dem Gedächtnisse einprägt: die Farbe, die Augen, die Brauen oder das Lächeln. Viele, und besonders die sogenannten gitane, sind tiefbraun wie Mulattinnen und haben aufgeworfene Lippen. Andere haben so große Augen, daß ein treffendes Bild von ihnen übertrieben erscheinen würde; die Meisten sind klein und gut gebaut und Alle tragen eine Rose, eine Nelke oder ein Sträußchen Feldblumen im Haar. Je nach der Arbeit werden sie bezahlt; die Geschickten, Fleißigen können drei Franken im Tag verdienen. Die Faulen — las holgazanas — schlafen

mit auf dem Tische gekreuzten Armen und dem Kopfe auf die Arme gestützt; die Mütter schaukeln während der Arbeit die Wiege ihrer Kinder, indem sie ein Bein, welches vermittelst einer Schnur mit der Wiege verbunden ist, hin und her bewegen. Aus dem Cigarrensaale treten wir in denjenigen der cigarritos, aus dem der cigarritos in den der Schachteln, aus dem der Schachteln in den der Kisten und überall sehen wir rosa Röcke, schwarze Zöpfe und große, träumerische Augen. Wie manche Liebesgeschichte voll Neid und Eifersucht spielt sich hier ab; wie viele verlassene, elende Mädchen in einem einzigen dieser Säle! Wenn wir aus der Fabrik treten, glauben wir noch lange Zeit auf allen Seiten schwarze Augen zu sehen, welche uns mit gar verschiedenem Ausdruck anstarren. Neugierde, Langeweile, Zuneigung, Fröhlichkeit, Trauer oder Schlaf.

Noch an demselben Tag besuchte ich die Gemäldesammlung. Zwar enthält sie nicht viele Bilder, aber die Wenigen sind ein ganzes großes Museum werth. Es finden sich daselbst die Hauptwerke Murillo's und unter diesen der unsterbliche heilige Antonius von Padua, welcher für die göttlichste seiner Schöpfungen, für eines der größten Wunder des menschlichen Genies gilt. Ich besuchte die Gallerie mit Herrn Gonzola Segovia y Ardizona, einem der hervorragendsten jungen Leute von Sevilla; ich wollte er wäre jetzt hier, neben meinem Schreibtische, um mit einer eigenhändigen Anmerkung zu bestätigen, daß ich im Augenblicke als meine Augen auf das Bild fielen, ihn beim Arme faßte und einen Schrei ausstieß.

Nur einmal im Leben fühlte ich eine Rührung wie

diejenige, welche sich beim Anblicke jenes Bildes meiner bemächtigte. Es war dies in einer schönen Sommernacht, am Himmel funkelten Miriaden von Sternen und das weite Land, welches der Blick von der Höhe, auf der ich stand, umfassen konnte, lag in tiefer Ruhe. Einer der edelsten Menschen, die ich bis jetzt in meinem Leben angetroffen habe, stand neben mir. Wenige Stunden vorher hatten wir zusammen einige Seiten aus Humboldt gelesen. Wir sahen nach dem Himmel und sprachen von der Bewegung der Erde, von den Millionen Welten, vom Unendlichen und dabei dämpften wir die Stimme, wie es oft der Fall ist, wenn man Nachts an einem einsamen Orte von solchen Dingen spricht. Dann schwiegen wir, und die Augen noch immer nach dem Himmel gerichtet, überließ sich Jeder seiner Phantasie. Ich weiß nicht in welcher Reihenfolge mein Geist mich auf den Gedanken führte, der mich bald ganz beherrschte; ich weiß nicht welch geheimnißvolle Veränderung in meinem Herzen vorgegangen war; ich weiß nicht was ich gesehen oder geträumt hatte; ich weiß nur noch, daß es mir auf einmal schien, als zerrisse ein Schleier vor meinem Geiste. Ich fühlte tief in mir die Gewißheit von dem, was ich bisher mehr gewünscht als geglaubt hatte, mein Herz gab dem Gefühle erhabener Freude, engelgleicher Sanftmuth und unermeßlicher Hoffnung Raum; ein Strom heißer Thränen stürzte aus meinen Augen, und indem ich die Freundeshand, welche die meinige suchte, ergriff, rief ich voll Zuversicht: Es ist wahr! wirklich wahr!

Der heilige Antonius von Padua erweckte wieder die Bewegung jenes Abends in mir. Der Heilige liegt auf

den Knieen in der Mitte seiner Zelle, von der Kraft seiner Gebete angezogen schwebt das Jesuskind in ein gelbes, durchsichtiges Licht gehüllt, in seine Arme nieder; in Extase hingerissen eilt ihm der Heilige mit ganzer Seele entgegen, und wirft das Haupt zurück, das von übernatürlichem Entzücken strahlt. Die Aufregung, in welche mich dieses Gemälde versetzte, war der Art, daß ich nach wenigen Minuten Betrachtung so müde war, als hätte ich ein großes Museum besucht, und ein Zittern bemächtigte sich meiner, welches so lange andauerte, als ich in dem Saale blieb. Nachher sah ich die übrigen großen Bilder Murillos: eine Empfängniß, ein heiliger Franziskus, welcher Christus umarmt, eine zweite Vision des heiligen Antonius u. A. Es sind nicht weniger als zwanzig Bilder von diesem großen Meister vorhanden, darunter die berühmte Jungfrau der Serviette, welche Murillo im Kapuzinerkloster von Sevilla auf eine wirkliche Serviette malte, um einen Wunsch des Laienbruders, der ihn bediente, zu befriedigen; und diese gehört zu seinen zartesten Schöpfungen, in die er den ganzen Zauber seiner unnachahmbaren Farbenharmonie legte. Doch keines dieser Bilder, obwohl sie alle Künstler der Welt in Erstaunen setzen, verdunkelte in meinem Gedächtnisse und meinem Herzen dasjenige des göttlichen Antonius.

In dieser Gemäldesammlung gibt es auch Bilder von den beiden Herrera, von Pacheco, Alphons Cano, Paul Cespedes, Valdes und Mulato dem Diener Murillos, der seinen Herrn geschickt nachahmte; und endlich das berühmte Bild: die Apotheose des heiligen Thomas von Aquino von Franz Zurbaran, einem der ersten Künstler

des siebzehnten Jahrhunderts, welcher den Namen: spanischer Caravaggio verdient und diesen in der Wahrheit des moralischen Gefühles vielleicht noch übertrifft; dabei ist er ein mächtiger Naturalist, kräftiger Maler, unnachahmbar in seiner Darstellung finsterer Mönche, kasteiender Heiligen, sinnender Eremiten und schrecklicher Priester; als Dichter der Buße, der Einsamkeit, des stillen Gebetes ist er noch nicht übertroffen worden.

Nachdem mir Herr Gonzalo Segovia die Bildergallerie gezeigt hatte, führte er mich durch ein Wirrwarr von kleinen Gassen in die schöne Francos-Straße und vor einem kleinen Tuchladen stehen bleibend, sagte er lächelnd:

„Schauen Sie einmal; erinnert Sie dieser Laden an nichts?“

„Wahrhaftig nicht,“ antwortete ich.

„Sehen Sie die Nummer an.“

„Numero 15; und was ist damit?“

„Ei der Tausend,“ rief mein liebenswürdiger Begleiter aus:

»Numero quindici a mano mauca!« [1])

„Der Laden des Barbiers von Sevilla!“ rief ich aus.

„Nun ja,“ antwortete er, „der Laden des Barbiers von Sevilla; aber ich bitte Sie, wenn Sie in Italien davon erzählen, nicht darauf zu schwören, denn die Ueberlieferungen trügen oft und ich möchte mir nicht die Verantwortung einer so wichtigen geschichtlichen Behauptung aufbürden.“

Inzwischen trat der Kaufmann vor den Eingang und da er errieth, warum wir dastanden, lachte er und sagte:

[1]) Nummer fünfzehn zur linken Hand.

— No està. — Figaro ist nicht zu Hause und mit einem freundlichen Gruße zog er sich zurück.

Dann bat ich Herrn Gonzalo mir einen patio zu zeigen, einen jener entzückenden patios, für die ich schon von der Straße aus geschwärmt hatte. „Ich will wenigstens einen sehen," sagte ich, „einmal in diese Geheimnisse eindringen, die Wände berühren und mich überzeugen, daß sie nicht nur im Traume vorhanden sind." — Mein Wunsch ward sogleich befriedigt. Er führte mich in den patio eines seiner Freunde und nannte dem Diener den Zweck unseres Besuches. Das Haus hatte nur ein Stockwerk. Der patio war nicht größer als ein gewöhnlicher Saal; aber ganz mit Marmor und Blumen geschmückt. mit einem Springbrunnen in der Mitte, Gemälden und Bildsäulen rings herum und einem Vorhang, welcher, von Dach zu Dach gespannt, die Sonnenstrahlen abhielt. In einer Ecke stand ein Arbeitstischchen, und hier und da Stühle und Schemel, auf welchen vielleicht vor Kurzem die Füße einer Andalusierin geruht hatten, die uns jetzt durch die Stäbe eines Fensterladens beobachtete. Ich betrachtete Alles genau, als hätten Feen das Haus bewohnt und verlassen. Dann setzte ich mich, schloß die Augen und stellte mir vor, ich sei hier Herr; aber bald erhob ich mich wieder, benetzte meine Hände am Brunnen, betastete die Säulen, trat an eine Thüre, pflückte eine Blume und sah nach den Fenstern hinauf. Ich lachte, seufzte und dachte dabei: — „Wie müssen diejenigen glücklich sein, die hier leben!" — Plötzlich hörte ich lachen, ich kehrte mich um und sah hinter einem Fensterladen zwei feurige schwarze Augen leuchten und sogleich

verschwinden. „Ich glaubte wahrlich nicht,“ bemerkte ich, „daß man auf Erden noch so poetisch leben könne! Und wenn ich denke, daß Ihr Euer Leben lang solche Häuser bewohnen dürft, so begreife ich nicht, daß Ihr noch Lust habt, Euch mit Politik den Kopf zu zerbrechen!“ — Dann erklärte mir Herr Gonzalo die Geheimnisse des Hauses. — „Gegen den Herbst,“ — sagte er — „verschwinden alle diese Möbel, Bilder und Blumen und werden in den ersten Stock, in die Winter- und Frühlingswohnung getragen. Beim Annähern des Sommers werden Betten, Kasten, Tische, Stühle, alles wieder in die unteren Zimmer gebracht und die Familie schläft, ißt, empfängt ihre Freunde und arbeitet hier, mitten unter Blumen und Marmor beim Plätschern des Springbrunnens. Und da man Nachts die Thüren offen läßt, so sieht man von den Schlafzimmern aus den vom Monde beleuchteten patio und genießt die ganze Nacht den Duft der Rosen.“ — „Genug!“ rief ich, „genug, Herr Gonzalo, haben Sie Mitleid mit einem armen Fremden!“ — Und herzlich lachend begaben wir uns nach der berühmten Casa de Pilatos.

Durch eine einsame Gasse gehend, sah ich im Schaufenster einer Kurzwaaren-Handlung eine Anzahl so übertrieben langer, breiter, wunderlicher Messer, daß ich Lust bekam, eines davon zu kaufen. Ich trat ein und nachdem mir der Verkäufer etwa zwanzig zur Auswahl hingelegt hatte, ließ ich mir sie nach einander öffnen. Jedesmal, wenn eine Klinge aufsprang, trat ich einen Schritt zurück. Ich glaube nicht, daß es eine grausamere, gräßlichere Waffe geben kann. Der Griff ist gewöhnlich aus Kupfer, Messing oder Horn, etwas gebogen und mit

durchbrochener Arbeit und eingelegten Talksteinstreifen ausgestattet; die fischförmige Klinge ist handbreit, zwei Spannen lang, spitz wie ein Dolch und verursacht beim Oeffnen ein Raketenartiges Geräusch. Einige Klingen sind auch mit roth gefärbten Einschnitten, welche aussehen wie geronnene Blutstreifen, oder mit einer grimmig drohenden Inschrift verziert. Auf einer standen die Worte: — Oeffne mich nicht ohne Grund, schließe mich nicht ohne Ehre; — auf einer Andern: — Was ich berühre ist verloren; — auf einer Dritten: — Wenn diese Schlange beißt, so hat der Arzt nichts mehr zu schaffen; — und mehr solcher Artigkeiten. Der wahre Name dieses Messers ist navaja, was auch Rasiermesser bedeutet. Die navaja ist die Duell-Waffe des Volkes. Jetzt wird sie weniger gebraucht, aber seiner Zeit wurde sie hoch geschätzt; es gab Meister der Kunst, Jeder hatte seinen geheimen Stoß und die Duelle wurden nach ritterlichen Vorschriften vollzogen. Ich kaufte die außergewöhnlichste navaja des ganzen Ladens und wir gingen wieder unsrer Wege.

Die Casa de Pilatos, welche der Familie Medina-Coeli gehört, ist, nach dem Alcazar, das schönste Gebäude arabischer Architektur von Sevilla. Der Gründer, Don Enriquez de Ribera, erster Marchese von Tarifa, baute das Haus genau wie das des Pilatus in Jerusalem, welches er auf seiner Pilgerfahrt gesehen hatte. Daher der Name Pilatushaus. Die äußere Ansicht des Gebäudes ist bescheiden, das Innere aber wunderbar. Erst treten wir in einen Hof, welcher nicht minder entzückend ist als derjenige des Alcazar: eine doppelte Bogenreihe bildet, von schlanken Marmorsäulen unterstützt, zwei anmuthige

Gallerieen, welche übereinander gethürmt sind und so leicht aussehen, daß man glaubt, sie müßten beim ersten Windstoß zusammenstürzen. In der Mitte befindet sich ein lieblicher Brunnen, welcher von vier marmornen Delphinen getragen und von einem Janushaupte gekrönt ist. Zu unterst sind die Mauern mit glänzenden Mosaiken verziert; weiter oben mit allen möglichen eigenthümlichen Arabesken bedeckt und hie und da durch Nischen unterbrochen, welche Büsten römischer Kaiser enthalten, und in den vier Ecken des Hofes erheben sich ungeheure Bildsäulen. Die Säle sind des Hofes würdig: die Decken, die Mauern, die Thüren sind so fein geschnitzt, gemalt und mit Blumen und Darstellungen verziert, als wären es Miniaturen. In einer alten, sehr geschmackvollen Kapelle von gemischtem gothischen und arabischem Style wird eine kleine, kaum drei Fuß hohe Säule aufbewahrt, welche Pius V. einem Abkömmlinge des Palast-Gründers, Don Pedro Afan de Ribera, der damals Vicekönig von Neapel war, geschenkt hat. An diese Säule soll der Ueberlieferung gemäß Christus gebunden worden sein, um gegeißelt zu werden. Diese Behauptung widerlegt sich selbst, denn Pius V. wäre gewiß nicht so leichtsinnig gewesen, die unermeßliche Thorheit zu begehen, solch werthvolles Stück dem Ersten Besten zu schenken. Im ganzen Palast findet man biblische Andenken. Im ersten Stocke zeigt der Hüter ein Fenster, welches demjenigen entspricht, an welchem Petrus saß als er Jesum verleugnete, und ein kleineres Fenster, von welchem aus die Magd ihn erkannte. Ein drittes Fenster mit einer steinernen Terrasse, welches auf die Straße sieht, entspricht demjenigen, an welchem

Jesus dem Volke mit Dornen gekrönt gezeigt wurde. Der Garten enthält viele Bruchstücke antiker Statuen, welche ebenfalls Don Pedro Afan de Ribera, Vizekönig von Neapel, aus Italien gebracht hatte. Unter andern Fabeln, welche von diesem geheimnißvollen Garten erzählt werden, ist folgende unter dem Volke verbreitet: Don Pedro hatte daselbst die aus Italien gebrachte Urne, welche die Asche des Kaisers Trajan enthielt, aufgestellt, aber ein unvorsichtiger Neugieriger berührte sie so unsanft, daß sie umfiel, wodurch die kaiserliche Asche ins Gras verschüttet wurde und es nicht mehr möglich war, sie zu sammeln. Somit kehrte der erhabene, in Italica geborene Kaiser durch einen seltenen Zufall in die Nähe seiner Geburtsstadt zurück, aber allerdings nicht in einem Zustand, daß er über ihren Trümmern hätte sinnen können.

Nachdem ich alles oben Erwähnte besucht hatte, konnte ich zwar nicht sagen, Sevilla gesehen zu haben, aber ich hatte doch angefangen, die Stadt kennen zu lernen. Ich begnügte mich jedoch damit, denn Alles muß ein Ende haben. Die Spaziergänge, Plätze, Thore, Bibliotheken, öffentlichen Paläste, Grandenhäuser, Gärten, Kirchen, Alles will ich übergehen und nur gestehen, daß, nachdem ich einige Tage lang von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang durch die Stadt gewandert war, ich Sevilla mit vielen Gewissensbissen verlassen mußte. Ich konnte mir über nichts mehr Rechenschaft geben, und war so grenzenlos müde, daß mir die Kunde einer neuen Sehenswürdigkeit mehr Schrecken als Freude erregte. Der gute Herr Gonzalo machte mir Muth, tröstete mich, und verkürzte mir den Weg durch seine angenehme Gesellschaft, aber dennoch

bleibt mir nur eine verwischte Erinnerung von dem, was ich in den letzten Tagen sah.

Sevilla verdient zwar nicht mehr den glorreichen Namen „spanisches Athen", den es zu Zeiten Karls V. und Philipps II. trug, als es die Mutter und Herberge einer auserwählten Reihe von Dichtern und Malern und zugleich im ganzen großen Reiche seiner Monarchen der Hauptsitz der Kunst und der Sammelplatz der feinen Gesellschaft war. Aber nach Madrid ist Sevilla immer noch diejenige Stadt Spaniens, in welcher das Künstlerleben sich am strengsten aufrecht erhält, schon wegen der vielen Meister, die in ihr erwachsen sind, wegen des Wirkens der Kunstfreunde und der Natur des Volkes, welches die Künste über Alles liebt. Sevilla besitzt eine blühende literarische Akademie, eine, die Künste beschützende Gesellschaft, eine gute Universität und eine Genossenschaft von Gelehrten und Bildhauern, welche in ganz Spanien in großer Achtung stehen. Die erste literarische Größe Sevillas ist eine Dame: Katharina Bohl, Verfasserin von Novellen, welche unter dem von ihr angenommenen Dichter-Namen „Fernan Caballero" erschienen sind. Dieselben sind in Spanien und Amerika sehr verbreitet und beinahe in alle Sprachen Europas übersetzt worden. Es sind wunderbare Schilderungen andalusischer Sitten, Bilder von Wahrheit, Leidenschaft, Anmuth und hauptsächlich von so fester Glaubenskraft, unerschütterlicher religiöser Begeisterung, glühender christlicher Liebe durchdrungen, daß der skeptischste Mensch davon angeregt wird. Katharina Bohl ist eine Frau, welche dem Märtyrerthum mit der Festigkeit und der Seelenruhe des heiligen Ignatius begegnen

würde. Das Bewußtsein ihrer Kraft zeigt sich auf jeder Seite; es genügt ihr nicht, die Religion zu vertheidigen und zu predigen, sie bestürmt, bedroht und verabscheut alle Feinde der Religion, und nicht diese allein, sondern jeden Menschen, jede Sache, welche den Geist unseres Jahrhunderts aufnimmt; denn sie verwirft Alles, was seit der Inquisition auf der Welt geändert worden ist, sie ist unerbittlicher als der Syllabus. Und dies ist vielleicht ihr größter schriftstellerischer Fehler, denn ihre Schriften sind so überfüllt von religiösen Strafpredigten und Schmähungen, daß, wenn sie auch nicht geradezu empören, sie doch ihrem Zwecke mehr Schaden als Nutzen bringen. Aber in ihr selbst ist nichts Böses; wie sie in den Büchern ist, so ist sie im Leben: freundlich, gut, barmherzig. In Sevilla wird sie wie eine Heilige verehrt. Sie wurde dort geboren, heirathete sehr jung, und ist nun zum dritten Male Wittwe. Ihr letzter Mann, welcher spanischer Gesandter in London war, nahm sich selbst das Leben, und von dem Tage an hat sie die Trauer nicht mehr abgelegt. Jetzt ist sie nahezu siebzig Jahre alt. Sie war sehr schön und ihr edles heiteres Antlitz trägt noch die Spuren einstiger Schönheit. Ihr Vater war ein begabter, vielseitig gelehrter Mann, und ließ sie schon in früher Jugend verschiedene Sprachen erlernen. Sie hat gründliche Kenntnisse des Lateinischen und spricht mit bewundernswürdiger Leichtigkeit Italienisch, Deutsch und Französisch. Obwohl europäische und amerikanische Zeitungen und Verleger sie mit ehrenhaften Anerbieten zu neuer literarischer Thätigkeit aufmunterten, hat sie sich doch fest vorgenommen, darauf zu verzichten. Aber dennoch ist sie nicht

unthätig. Sie liest von Morgens bis Abends und während sie liest, strickt oder stickt sie, weil sie sich fest vorgenommen hat, daß ihre literarischen Studien ihren weiblichen Arbeiten keine Minute rauben sollen. Sie hat keine Kinder und wohnt in einem einsamen Hause, dessen besten Theil sie einer armen Familie abgetreten hat, auch gibt sie einen großen Theil ihres Vermögens in Almosen aus. Ein merkwürdiger Charakterzug ist ihre große Vorliebe für Thiere; sie hat das Haus voller Vögel, Katzen und Hunde; und ihre Empfindsamkeit in dieser Hinsicht geht so weit, daß sie nie in einen Wagen steigen will, damit das Pferd nicht um ihretwillen Peitschenhiebe empfange. Alle fremden Schmerzen berühren sie wie eigene Leiden; der Anblick eines Blinden, Kranken, oder sonst Unglücklichen greift sie einen ganzen Tag lang an; Abends kann sie die Augen nicht schließen ohne vorher eine Thräne vergossen zu haben, und mit Freuden gäbe sie ihren ganzen Ruhm dahin, um einem Unbekannten ein Leid zu ersparen. Vor der Revolution lebte sie weniger einsam; die Familie Montpensier empfieng sie mit großen Ehren und die ersten Familien Sevillas bewarben sich um ihren Besuch; jetzt lebt sie nur noch unter ihren Büchern und sieht wenige Freundinnen.

Zur Zeit der Araber hatte Cordova die Oberhand in der Literatur, Sevilla aber in der Musik; Averrons sagte: — Wenn in Sevilla ein Gelehrter stirbt, so werden seine Bücher zum Verkauf nach Cordova geschickt; stirbt aber in Cordova ein Musiker, so finden seine Instrumente in Sevilla Käufer. — Jetzt hat Cordova seinen hohen Rang

in der Literatur verloren und Sevilla hat auch diesen eingenommen. Es sind freilich nicht mehr die Zeiten, wo es genügte, die Schönheit eines Mädchens zu besingen, damit sich aus allen Enden des Reiches verliebte Narren einfänden, welche sich ihr zu Füßen legten die Zeiten, da ein Fürst den andern beneidete, weil er einen Dichter zu schöneren Versen begeisterte, als je auf ihn gemacht worden waren. Damals erhielt der Verfasser einer schönen Hymne vom Kalifen hundert Kameele, eine Schaar Sklaven und ein Gefäß voll Gold. Eine geschickt aus dem Stegreif gegriffene Strophe, konnte einem Sklaven die Ketten lösen oder einem zum Tode Verurtheilten das Leben retten. Die Musiker schritten mit königlichem Gefolge durch die Straßen Sevilla's, die Gunst der Dichter wurde gleich derjenigen des Königs gesucht und die Leier wie das Schwert gefürchtet. Das ist Alles vorbei, aber noch ist das Volk Sevilla's das poetischste Volk Spaniens. Unwillkürlich fließen anmuthige Witze, Worte der Liebe und Ausdrücke der Freude und Begeisterung von seinen Lippen. Der Bürger von Sevilla weiß in Versen zu sprechen, seine Rede klingt wie Gesang, seine Geberden sind theatralisch, er lacht und schwatzt wie ein Kind. In Sevilla wird man nicht alt. Es ist eine Stadt, in welcher sich das Leben in einem ewigen Lächeln auflöst und der Mensch ganz sorgenfrei den schönen Himmel, die reizenden Häuser und die blumenreichen Gärten genießen kann. Es ist die stillste Stadt Spaniens; die einzige, die seit der Revolution nicht von den traurigen politischen Ereignissen berührt worden ist. Die Politik dringt nicht durch, denn die Sevillaner beschäftigen sich

nur mit Liebschaften, alles Uebrige ziehen sie ins Lächerliche; todo lo toman de broma, [1]) wie die übrigen Spanier von ihnen sagen. Aber ihre Entschuldigung liegt in der wohlriechenden Luft, die sie einathmen, den orientalisch poetischen Gassen, die sie umgeben und in dem Umgange mit solchen reizenden, feurigen Frauen, wie deren nur in Sevilla zu finden sind. In Madrid stehen die Sevillaner in schlechtem Rufe; sie seien eitel, falsch, wetterwendisch, schwatzhaft. Das ist aber bloßer Neid, denn um ihr heiteres Gemüth und das Vertrauen, das sie allen Fremden einflößen, um ihre Mädchen, Dichter, Maler und Redner, um die Giralda, den Alcazar, den Guadalquivir, um ihre Lebensweise, um ihre Geschichte, um Alles sind sie zu beneiden. Die Sevillaner wissen das und schlagen stolz auf die Brust, indem sie aus dem unvermeidlichen cigarrito eine Rauchwolke in die Luft blasen; und ihre schönen Frauen rächen sich an den Madriderinnen und allen übrigen Frauen der Welt, indem sie mit boshaftem Mitleide von ihren großen Füßen, breiten Taillen und glanzlosen Augen sprechen, die in Andalusien keines Blickes gewürdigt würden, die Niemandem einen Seufzer entlocken könnten. Wahrlich ein herrliches, liebenswürdiges Volk, welchem aber leider die Schattenseite nicht fehlt. Der Aberglaube ist vorherrschend und die Schulen fehlen wie fast im ganzen südlichen Spanien; großen Theils jedoch ist es nicht des Volkes eigene Schuld.

Ueberraschend schnell kam der Tag, den ich zur Abreise bestimmt hatte. Sonderbarer Weise habe ich alle

---

[1]) Alles ist ihnen ein Spaß.

Einzelheiten aus meinem Leben in Sevilla vergessen; es ist viel, wenn ich mich noch erinnere, wo ich speiste, über was ich mich mit dem Konsul unterhalten habe, wie ich meine Abende zubrachte und warum ich mich entschlossen hatte, an dem bestimmten Tage abzureisen. Ich lebte wie im Traume und während der ganzen Zeit, die ich in jener Stadt zubrachte, wie verwirrt. Außer im Museum und im patio muß mein Freund Sagovia gefunden haben, ich sei ein Mensch ohne Herz und Verstand und noch jetzt denke ich an jene Stadt, wie an eine Märchenwelt. Von keiner andern bleibt mir eine so unbestimmte Erinnerung wie von Sevilla. Ich erinnere mich sehr gut in Zaragoza, Madrid und Toledo gewesen zu sein, aber wenn ich an Sevilla denke, so muß ich mich manchmal besinnen, ob ich diese Stadt eigentlich wirklich gesehen habe. Es kommt mir vor, als liege sie weiter weg als die letzte Grenze Spaniens, als müßte ich Monate lang reisen und unbekannte Länder, große Meere und fremde Völker durchkreuzen, um wieder dahin zu gelangen. An die Straßen Sevilla's, an gewisse Plätze und Häuser denke ich wie an die Flecken des Mondes. Manchmal zieht jene Stadt wie ein weißes Bild an meinem Sinne vorüber und verschwindet, ehe ich es mir einprägen kann; ich sehe sie, wenn ich vor einer Gartenthüre Orangen- und Blumenduft einathme, oder wenn ich ein Liedchen trällere, das ich von einem Knaben auf der Treppe der Giralda gehört habe. Gern betrachte ich die Bilder, oder blättere in den Büchern, die ich dort gekauft habe, denn diese Dinge allein beweisen mir, daß ich in Sevilla gewesen bin. Vor einem Monat schrieb mir Segovia: — Kommen Sie wie-

der zu uns; — und machte mir dadurch große Freude, aber ich mußte lachen, denn mir war, als hätte er gesagt: — Machen Sie einen Ausflug nach Peking. — Gerade deßhalb liebe ich Sevilla mehr als andere Städte Spaniens. Es kommt mir vor, wie ein schönes unbekanntes Weib, das mir in einem geheimnißvollen Wald einen Blick und eine Blume zugeworfen. Wie oft, wenn mich ein Freund im Theater-Parterre oder in einem Kaffeehause mit den Worten: — An was denkst du? — aus meinen Träumen rüttelt, so muß ich, um zu ihm zurückzukehren, Maria Padilla's Zimmer verlassen, oder ein Schiff, das im Schatten der Christina-Platanen dahingleitet, oder den Laden Figaros, oder einen patio voller Blumen, Wasserstrahlen und Lichter!

Zur Mittagsstunde, wo ganz Sevilla in Schlaf versunken war und eine glühende Sonne die Stadt in ein Lichtmeer tauchte, schiffte ich mich in der Nähe des goldenen Thurmes ein. Ich erinnere mich, daß, kurz vor der Abfahrt ein Knabe mich auf dem Schiffe aufsuchte und mir einen Brief von Gonzalo Segovia überreichte, welcher ein Sonett enthielt, das ich noch heute als eine der kostbarsten Erinnerungen an Sevilla aufbewahre. Auf dem Schiffe befand sich eine Gesellschaft spanischer Sänger, eine englische Familie, Arbeiter und Kinder. Der Kapitän hatte, wie jeder echte Andalusier, ein freundliches Wort für Jedermann. Ich ließ mich sogleich in ein Gespräch mit ihm ein. Da mein Freund Gonzalo der Sohn des Schiffsbesitzers ist, so sprachen wir zuerst von der Familie Segovia, dann von Sevilla, dem Meere und vielen an-

dern Dingen. Ach, der arme Mann dachte nicht im Traume daran, daß sein unglückseliges Schiff wenige Tage darauf mitten im Meere bersten und ihm ein trauriges Ende bringen würde. Es war der „Guadairá," dessen Kessel unweit Marseille am 16. Juni 1872 explodirte.

Um drei Uhr fuhren wir nach Cadiz ab.

Cadiz.

Das war der herrlichste Nachmittag meines ganzen Lebens.

Kurz nach Abfahrt des Schiffes erhob sich ein kühles Lüftchen, welches wie die Hand eines kleinen Kindes mit meinem Scheitelhaare spielte. Auf dem ganzen Schiffe ertönte ein großer Lärm von Frauen- und Kinderstimmen, gleich demjenigen einer Gesellschaft junger Leute beim Aufbruch zu einer Landparthie. Alle Reisenden versammelten sich am Hintertheile des Schiffes unter einem großen, wie ein chinesisches Zelt bemalten Vorhange. Einer setzte sich auf die Tauwerke, ein anderer legte sich auf die Bänke, ein dritter stützte sich aufs Geländer und Alle sahen nach dem goldenen Thurme, um das berühmte entzückende Schauspiel zu genießen, wie Sevilla nach und nach hinter den Bäumen verschwindet.

Hier war ein Frauchen, dessen Antlitz noch von den Abschiedsthränen benetzt war; da stand ein Kind, das sich vom Schrecken des Maschinenlärmes noch nicht erholt hatte; dort ein Herr, der noch beschäftigt war, sich mit den Gepäckträgern herumzuzanken, welche ihm seine Koffer etwas verdorben hatten; aber nach einigen Minuten be-

ruhigten sich Alle, man fing an Orangen zu schälen, Cigarren anzuzünden, kleine Schnapsflaschen kreisen zu lassen, mit den Mitreisenden Gespräche anzuknüpfen, zu trällern, zu lachen, kurz in einer Viertelstunde waren wir Alle befreundet. Das Schiff glitt so leicht wie eine Gondel auf dem stillen klaren Wasser dahin, welches die weißen Kleider der Damen wie ein Spiegel zurückstrahlte, und die Luft trug uns einen angenehmen Orangenduft aus den Wäldchen der mit Villen bevölkerten Ufer zu. Sevilla hatte sich hinter seinem Gartenkranze versteckt und wir sahen nur noch eine Menge grüner Bäume, hinter denen das schwarze Gebäude der Domkirche und die rosenrothe Giralda mit ihrer flammenartig glänzenden Kuppel hervorragte. Je weiter wir uns entfernten, um so größer erschien die Domkirche; es machte den Eindruck als verfolgte sie das Schiff. Jetzt schien es, sie trete vom Ufer zurück und doch folgte sie uns noch; jetzt stand sie wie auf das Wasser gebaut und im nächsten Augenblicke wieder an ihrem früheren Platze. Manchmal schien sie so nahe, daß wir fast glaubten, das Schiff fahre zurück. Der Guadalquivir fließt in kleinen Schlangenwindungen und je nachdem das Schiff rechts oder links fuhr, erschien oder verschwand Sevilla. Einen Augenblick wurden wir die Stadt auf einer Seite gewahr, als sei sie aus ihrer Grenze gewichen, oder sie hatte sich über die Wälder erhoben und glänzte weiß wie eine schneebedeckte Hochebene. Dann zeigten sich wieder einige weiße Streifen zwischen dem Grün, versteckten sich von Neuem und spielten uns so allerhand Possen, welche den Launen eines koketten Frauenzimmers glichen. Und nachdem die Stadt schon

längst auf Nimmerwiedersehen verschwunden war, begleitete uns die Domkirche noch lange Zeit. Alles wandte sich nun den Ufern zu. Es war als schifften wir auf einem Teiche. Hier zeigten sich Cypressenhügel, dort blumige Höhen, oder ein Dorf erstreckte sich dem Ufer entlang. Unter den Gartenhäusern und auf den Terassen der Villen standen Damen, welche uns mit dem Fernglase beobachteten. Abwechselnd sahen wir in lebhaften Farben gekleidete Bauernfamilien, Segelschiffe und nackte Kinder, welche ins Wasser tauchten, Purzelbäume schlugen, schwammen, schrieen und die Hände nach den Damen auf dem Schiffe streckten, welche ihr Gesicht hinter dem Fächer bargen. Nicht weit von Sevilla trafen wir kurz nach einander drei Dampfboote an. Eines kam uns plötzlich bei einer Wendung des Flusses entgegen, so daß ich, der an diese Art Schifffahrt nicht gewöhnt war, einen Augenblick einen Zusammenstoß befürchtete. Die beiden Schiffe glitten hart an einander vorüber und die Reisenden grüßten sich gegenseitig, warfen sich Cigarren und Orangen zu und die Gesellschaft des einen Schiffes beauftragte die des andern hier Cadiz, dort Sevilla zu grüßen.

Meine Reisegefährten waren fast alle Andalusier, so daß ich nach einer, in lebhaftem Gespräche verbrachten Stunde Jeden vom ersten bis zum letzten nicht mehr und nicht minder kannte als meine Jugendfreunde. Jeder erzählte sogleich, ob man es wissen wollte oder nicht, wer und wie alt er sei, was er that, wo er hinging, wie viele Geliebte er gehabt habe und wie viele pecetas er bei sich trage. Ich wurde für einen Sänger gehalten, was nicht zu verwundern ist, da die Spanier glauben,

dreiviertel der Italiener leben vom Gesang, Tanz oder Schauspiel. Ein Herr, welcher bemerkte, daß ich ein italienisches Buch bei mir trug, frug mich ohne Weiteres:

„Wo haben Sie Ihre Gesellschaft gelassen?"

„Welche Gesellschaft?" fragte ich.

„Nun, Sie haben doch mit der Fricci auf dem Zarzuela-Theater gesungen?"

„Verzeihen Sie; ich habe nie den Fuß auf die Bretter gesetzt."

„Ach! dann gleichen Sie dem zweiten Tenore, wie ein Ei dem andern."

„Das ist möglich!" —

„Entschuldigen Sie."

„Oh, ich bitte."

„Aber Sie sind doch Italiener?"

„Ja."

„Singen Sie?"

„Ich bedaure; ich singe nicht."

„Wie merkwürdig! Nach dem Bau ihres Halses und ihrer Brust zu urtheilen, sollten Sie eine wundervolle Tenorstimme haben."

Ich berührte mir Brust und Hals und antwortete: Es kann sein, ich werde es versuchen, man kann nie wissen; zwei nothwendige Eigenschaften habe ich ja schon: ich bin Italiener und habe einen Tenorhals; die Stimme muß also da sein." — In diesem Augenblicke mischte sich die Primadonna der Gesellschaft, welche uns zugehört hatte, ins Gespräch und nach ihr auch die andern Mitglieder.

„Ist der Herr ein Italiener?"

„Zu dienen.“

„Ich frage nur, weil ich Sie um eine Gefälligkeit bitten möchte. Was bedeuten diese Worte aus dem Trovatore:

»Non può nemmeno un Dio Donna rapirti a me!« 1)

„Sind Sie verheirathet?“

Alle lachten.

„Ja,“ antwortete die Dame; „aber wozu diese Frage?“

„Weil Ihr Mann, wenn er Augen im Kopfe hat, diese Worte jeden Morgen beim Aufstehen und jeden Abend beim Zubettegehen von Ihnen sagen sollte: Ni Dios mismo podria arrancàrmela.« 2)

Die Andern lachten; aber der Primadonna schien die vorausgesetzte Anmaßung ihres Gatten zu lächerlich: wie konnte er sich einem Gott gegenüber sicher behaupten, während sie vielleicht wußte, daß es ihm nicht immer gelungen war, sich vor den Menschen zu bewahren. Sie würdigte mein Kompliment kaum eines Lächelns, um zu zeigen, daß sie es verstanden hatte und bat mich gleich darauf um die Erklärung eines andern Verses. Nach ihr kam der Bariton, nach dem Bariton der Tenor, nach dem Tenor der zweite Sopran und so fuhr ich lange Zeit fort, schlechte italienische Verse in noch schlechtere spanische Prosa zu übersetzen, zur großen Befriedigung jener guten Leute, welche zum ersten Male sagen konnten, die oft gesungenen Worte ein wenig zu verstehen. Als ich Jedem

1) Weib, nicht einmal ein Gott kann dich mir entreißen.

2) Gott selbst könnte sie mir nicht entreißen

gesagt hatte, was er wissen wollte, riß der Faden des Gespräches. Eine Zeit lang unterhielt ich mich mit dem Bariton, der mir eine Zarzuela-Arie vorträllerte; dann knüpfte ich mit einem Choristen an, der mir sagte, daß der Tenor mit der Primadonna ein Verhältniß habe; bald darauf zog mich der Tenor bei Seite, um mir die Geheimnisse der Frau des Baritons zu entdecken und als ich mit der Primadonna sprach, erzählte auch sie mir das tollste Zeug von der ganzen übrigen Gesellschaft. Dennoch waren sie Alle gute Freunde und wenn sie sich beim Hin- und Herspazieren begegneten, gaben sich die Herren freundschaftliche Kniffe, die Damen warfen sich Kußhändchen zu, die Einen und die Andern wechselten Blicke, welche geheime Einverständnisse erkennen ließen; hier übte sich einer in der Tonleiter, dort trällerte ein Anderer, Einer trillerte, ein Anderer versuchte das hohe C, welches in einem Gekrächze endete; und die Uebrigen schwätzten allerlei Unsinn zusammen. Endlich läutete die Glocke und wir setzten uns so ungestüm zu Tische, als wären wir lauter Offiziere und gelegentlich der Einweihung eines Denkmals zum Festessen geladen. Beim Essen trank ich unter dem Geschrei und dem Gesange der ganzen Gesellschaft zum ersten Male ein ächtes Glas jenes mächtigen Xeresweines, dessen Vortrefflichkeit auf der ganzen Erde bekannt ist. Kaum hatte ich es hinuntergestürzt, als ich durch alle Adern einen Funken sprühen fühlte und mein Kopf sich entflammte, als wäre er voller Feuer. Die Andern tranken ebenfalls, Alle packte eine zügellose Heiterkeit und eine unwiderstehliche Gesprächigkeit; die Primadonna fing an italienisch zu schwatzen, der Tenor französisch, der Bariton

portugiesisch, die Uebrigen spanische Dialekte und ich, alle Sprachen durcheinander. Es folgten Toaste, Lieder, Blicke und Händedrücken über dem Tisch, Fußspiele unter dem Tisch und Liebeserklärungen, welche sich in allen Richtungen kreuzten, wie die Grobheiten in einer Parlamentssitzung, wenn sich die Rechte und die Linke zanken. Nach Tische stiegen Alle roth, aufgeblasen, dampfend und in eine Rauchwolke von Cigarritos gehüllt, aufs Deck und dort, beim Mondschein, der den großen Fluß versilberte und Wälder und Hügel in seinem klaren Licht badete, fingen die lärmenden Gespräche wieder an, dann folgte Gesang, aber nicht mehr Zarzuela-Arien, sondern großartige Opern-Duette, Terzette und Chöre, begleitet mit Geberden, Bewegungen und deklamirten Versen; auch Erzählungen, Anekdoten, schallendes Gelächter und lärmender Beifall fehlten nicht, bis endlich Alle athemlos und todmüde schwiegen, Einer mit dem Gesichte nach oben gekehrt einschlief, ein Anderer sich unter dem Verdeck zusammenkauerte und die Primadonna in einem Winkel das Mondlicht bewunderte. Da der Tenor schnarchte, benutzte ich die gute Gelegenheit, mir leise eine Zarzuela-Arie: El sargento Federico wiederholen zu lassen. Die höfliche Andalusierin ließ sich nicht lange bitten und sang; aber plötzlich schwieg sie und senkte das Haupt. Ich sah sie an, sie weinte. Ich frug sie, was ihr fehle. Sie antwortete traurig: — Ich denke an einen Meineid. — Dann brach sie in ein grelles Lachen aus und fing wieder an zu singen. Sie hatte eine sympathische, gut geschulte Stimme und sang im Tone verliebter Schwermuth. Der ganze Himmel war mit Sternen besät und das Schiff glitt so ruhig auf dem Flusse dahin,

daß es sich kaum zu bewegen schien; ich dachte an die Gärten von Sevilla, an das nahe Afrika, an Jemand, den ich sehr lieb habe, und der mich in Italien erwartete. Ich war bis zu Thränen gerührt und wenn die Sängerin zu singen aufhörte, so bat ich sie: — Singen Sie noch mehr — und

„Lingua mortal non dice
Quel ch'io sentivo in seno . . .[1])

Mit Morgengrauen näherten wir uns der Mündung des Stromes, wo dieser so breit ist, daß das rechte Ufer in der Ferne nur wie eine Landzunge erscheint, auf deren entgegengesetzten Seite das Meer erglänzt. Einige Minuten später tauchte die Sonne am Horizont auf und das Schiff trat aus dem Flusse heraus. Da breitete sich ein so erhabener Anblick vor unsern Augen aus, daß, wäre es möglich, Dichtkunst, Malerei und Musik in eine einzige darstellende Kunst zu vereinen, ich zweifle, ob Dante mit seinen erhabensten Gleichnissen, Tizian mit seinen glänzendsten Farben und Rossini mit seiner mächtigsten Harmonie im Stande gewesen wären, diesen überwältigenden Zauber zu schildern. Keine Wolke trübte den herrlichen saphirblauen Himmel und das Meer war so schön, daß es einem unermeßlichen Atlasteppiche glich; von einem zarten Lüftchen bewegt, blitzte der Gipfel jeder Welle, als wäre der Teppich mit blauen Edelsteinen besäet und bildete strahlende Streifen; und in weiter Ferne glänzte ein silbernes Licht und beleuchtete hier und dort schneeweiße Segel, welche auf dem Wasser schwammen wie die großen

---

[1]) Keine sterbliche Zunge kann sagen, was ich im Herzen fühlte.

Flügel vom Himmel gefallener Engel. Nie sah ich so viel Farbenglanz, ein solches Lichtmeer, solche Frische und Durchsichtigkeit, den Himmel und das Wasser so klar. Ich war Zeuge einer Schöpfungsaurora, wie die Phantasie der Dichter sie uns darstellt, so rein und strahlend, als wäre die irdische Morgenröthe nur ein blasser Widerschein jenes Lichtes. Ja, es war mehr als das Erwachen der Natur, das Wiedererwecken zu einem neuen Leben; es war ein Fest, ein Triumph, eine Verjüngung der Schöpfung, neubelebt von dem, sich im Unendlichen verbreitenden Odem Gottes.

Ich stieg hinunter, mein Fernglas zu holen und als ich wieder heraufkam, sah man Cadiz.

Auf den ersten Blick zweifelte ich, ob es wirklich eine Stadt sei; ich lachte und sah meine Reisegefährten an, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht geirrt. Cadiz erschien mir wie eine weiße Gypsinsel. Es ist ein großer weißer Flecken mitten im Meere, ohne einen dunkeln Schatten, ohne einen schwarzen Punkt; ein glatter, reiner weißer Flecken, der wie ein unangetasteter schneebedeckter Hügel, gegen den tiefblauen Himmel abstechend, sich in einer bewässerten Ebene erhebt. Die Stadt ist durch eine lange schmale Erdzunge mit dem Continente verbunden, auf allen andern Seiten wird sie vom Meere bespült, wie ein Schiff, das im Begriff ist, die Segel auszuspannen und nur noch durch seine Kette mit dem Ufer verbunden ist. Nach und nach unterschieden wir die Umrisse der Kirchthürme, die Mauern der Häuser, die Mündungen der Straßen. Je näher wir kamen, um so weißer erschien Alles und obgleich ich mit dem Fernglas aufmerksam

suchte, so fand ich in all dem Weiß kein einziges Fleckchen, nicht einmal an den Gebäuden, nicht um den Hafen, nicht in den entferntesten Vorstädten. Im Hafen, der nur wenige, weit auseinander stehende Schiffe barg, angelangt, stieg ich in ein Boot, ohne jedoch mein Gepäck mitzunehmen, da ich noch denselben Abend nach Malaga reisen wollte.

Cadiz ist die weißeste Stadt der ganzen Welt und Niemand kann mir darin widersprechen, denn wenn ich gleich nicht alle Städte gesehen habe, so kann es keine weißere Stadt geben als eine, die ganz und im höchsten Grade weiß ist. Cordova und Sevilla stehen in keinem Vergleich zu Cadiz, jene sind weiß wie Milch, dieses ist weiß wie Schnee. Um die Stadt zu beschreiben, könnte ich nichts Besseres thun, als auf blaues Papier mit einem weißen Stifte tausendmal das Wort „weiß" zu schreiben und als Randbemerkung: — Eindrücke von Cadiz. — Kurz, Cadiz bietet den sonderbarsten, reizendsten Anblick, den die menschliche Phantasie sich denken kann. Nicht nur die äußeren Mauern sind weiß, weiß sind auch die Treppen, weiß die Höfe, weiß die Wände der Läden, weiß die Gitter, weiß die Pfeiler, weiß die versteckteſten, dunkelsten Winkel der ärmsten Häuser der entlegensten Gassen. Ueberall wo die Spitze eines Pinsels eindringen kann ist Alles weiß von den Dächern bis zu den Kellern, selbst die Löcher, die Spalten und die Vogelnester an den Häusern. In jedem Hause befindet sich ein Vorrath von Kalk und weißer Farbe, und so oft das forschende Auge eines Bewohners ein Fleckchen entdeckt, greift er nach dem Pinsel und übermalt es. Diener, die das Geschäft des

Anstreichens nicht verstehen, werden in keinem Hause angenommen. Ein Kohlengeschmier auf einer Mauer ist eine Schändlichkeit, ein Eingriff in die öffentliche Ruhe, eine Grausamkeit. Ihr könnt die ganze Stadt durchlaufen, hinter alle Thüren schauen, die Nase in alle Winkel stecken und Ihr werdet nur weiß finden und immer wieder weiß, unaufhörlich weiß.

Cadiz gleicht nicht im Geringsten den andern andalusischen Städten, ist aber für den Fremden nicht weniger neu und ansprechend, obwohl die Häuser hoch und ohne die patios von Cordova und Sevilla sind. Da die Straßen lang und eng und zugleich schnurgerade sind und viele die ganze Stadt durchschneiden, so sieht man am Ende derselben, wie durch eine Thürspalte, einen schmalen Streifen Himmel, welcher der Stadt den Anschein gibt, als stünde sie auf dem Gipfel eines auf allen Seiten senkrecht abfallenden Berges. Außerdem haben die Häuser eine Menge Fenster und an jedem derselben ist, wie in Burgos, ein Glaskasten angebracht, welcher auf dem darunterliegenden Fenster ruht, und das darüberstehende unterstützt. In vielen Straßen sind die Häuser ganz mit Glas bedeckt und nur hin und wieder sieht man ein Stück der Mauer, so daß der Spaziergänger sich in den Gängen eines großen Museums glaubt. Hie und da zeigen sich zwischen zwei Häusern die zierlichen Zweige einer Palme; auf jedem Platze ist ein wahrer Ueberfluß an Grün; auf allen Fenstergesimsen Kästen mit frischem Grase und Blumentöpfen.

Wahrlich, ich hatte es mir nicht so lachend vorgestellt

dieses schreckliche, unglückliche Cadiz, welches im sechszehnten Jahrhundert von den Engländern eingeäschert und am Ende des achtzehnten bombardirt wurde; welches von der Pest verheert worden war und dann die Flotte von Trafalgar beherbergte; welches während dem Unabhängigkeitskriege der Sitz des revolutionären Ausschusses war; in der Revolution von 1820 Zeuge greulicher Gemetzel und im Jahre 1823 das Ziel der französischen Bomben; endlich Bannerträger der Revolution, welche die Bourbonen entthronte, immer unruhig, ungestüm und stets die erste Stadt, welche den Schlachtenruf ertönen ließ. Von so vielen Ereignissen, so vielen Kämpfen, sind nur noch einige in die Mauern eingedrungene Kanonenkugeln übrig geblieben, denn alle andern Spuren der Zerstörung verbarg der unerbittliche Pinsel, der über jede Verwüstung einen weißen Schleier zog. Und wie von den neuesten Kriegen, so bleibt uns auch von den Phöniziern, welche die Stadt gegründet und von den Karthagern, welche sie verschönert und vergrößert hatten, außer der Ueberlieferung keine Spur übrig. Zwei Tempel, einer dem Herkules, der andere dem Saturn geweiht, sollen hier gestanden haben, aber die Zeit raubte Cadiz mehr als nur seine alten Denkmäler. Nachdem Spanien seine Besitzungen in Amerika verloren hatte, starben Handel und Reichthum aus und Cadiz liegt müßig auf seinem einsamen Felsen und erwartet vergebens die vielen Schiffe, welche einst festlich geschmückt daherfuhren, um ihm den Tribut der neuen Welt darzubringen.

Ich hatte einen Empfehlungsbrief an unsern Consul bei mir und wurde höflich von ihm empfangen; er führte

mich auf die Spitze eines Thurmes, von welchem aus ich die ganze Stadt mit einem Blick übersehen konnte. Auf jedem Hause erhebt sich eine Terasse mit einem weißgetünchten Geländer umgeben. Fast auf allen Terassen steht ein kleiner Thurm, über welchem sich entweder abermals eine Terasse, eine kleine Kuppel oder eine Art Schilderhäuschen befindet. Auch hier ist Alles weiß und die Kuppeln, Spitzen und Zinnen stechen noch weißer gegen das lebhafte Blau des Meeres ab. Der Blick umfaßt die ganze Landenge, welche Cadiz mit dem Festlande verbindet und ein gutes Stück des fernen Ufers, auf welchem sich die Städte Puerta-Real und Puerta-Santa-Maria, sowie viele Dörfer und Kirchen erheben, und schweift über den Hafen hinweg, dem Ocean und dem prachtvollen Himmel zu, welcher an Klarheit und Licht mit dem Meere wetteifert.

Ich konnte mich an der merkwürdigen Stadt nicht satt sehen. Wenn ich die Augen halb schloß, schien sie mir mit einem ungeheuren Leintuche zugedeckt. Jedes Haus ist gebaut, wie wenn es als Sternwarte dienen müßte und sollte je einmal, wie in alten Zeiten, das Meer die Stadt überschwemmen, so könnte sich die ganze Bevölkerung bequem auf die Terassen zurückziehen. Es wurde mir erzählt, daß die Stadt vor einigen Jahren bei einer Sonnenfinsterniß mitten am Tage folgendes Schauspiel darbot: Die siebenzigtausend Einwohner von Cadiz hatten alle die Dächer bestiegen, um die seltene Erscheinung zu beobachten und die weiße Stadt hatte damit plötzlich hunderterlei Farben angenommen, denn die ganze Bevölkerung befand sich auf den Terassen. Ein dumpfer Lärm wie das Brausen des Meeres stieg zum Himmel

auf und ein unaufhörliches Bewegen der Arme, Fächer und Ferngläser gab der Menge das Ansehen, als erwarte sie einen Engel aus der Sonnensphäre. Im Augenblicke des Eintretens der Verfinsterung herrschte eine lautlose Stille, aber kaum war sie vorüber, so stieß die Menge einen Schrei aus, der wie Kanonendonner klang; und einige Minuten darauf erschien die ganze Stadt wieder weiß.

Nachdem ich vom Thurme herabgestiegen war, besuchte ich die Domkirche, ein großes Marmorgebäude aus dem sechszehnten Jahrhundert. Sie hält allerdings keinen Vergleich mit den Kirchen von Burgos und Toledo aus, doch ist sie von edler kühner Bauart und wie alle spanischen Kirchen sehr reich an allen möglichen Schätzen. Ich ging auch in das Kloster, wo Murillo, als er das Bild über dem Hochaltare malte, vom Gerüste fiel und die Verletzung davontrug, die seinen Tod herbeiführte. Dann eilte ich nach der Bildergallerie, welche einige Gemälde von Zurbaran enthält und warf einen Blick in den Stiercircus, der ganz aus Holz in wenigen Tagen erbaut worden war, um der Königin ein Schauspiel zu geben. Gegen Abend besuchte ich noch eine herrliche mit Orangenbäumen und Palmen bepflanzte Promenade längs des Meeres, wo ich die schönsten und elegantesten Damen von Cadiz sah. Trotz des Urtheils der Spanier fand ich den weiblichen Typus von Cadiz nicht weniger schön als den viel gefeierten von Sevilla. Die Frauen sind etwas größer, stärker und von noch dunklerer Hautfarbe. Ein feiner Beobachter behauptete sogar, sie erinnerten vielfach an den griechischen Typus, ich wüßte jedoch nicht in wie fern. Ab=

gesehen von der Größe fand ich nur den andalusischen Typus und er genügte, um mir manchen Stoßseufzer zu entlocken und mich so bald wie möglich wieder nach dem Schiffe zu treiben, wo ich Ruhe und Frieden zu finden hoffte.

Als ich das Deck bestieg, war es Nacht, der Himmel glänzte von Sternen und hie und da trug mir die Luft einige Töne der Musikbande zu, welche auf der Promenade von Cadiz spielte. Die Sänger schliefen, ich war allein; die vielen Lichter der Stadt, jene Musik und die Erinnerung an die lieblichen Gesichtchen der Damen von Cadiz stimmten mich schwermüthig. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte; ich ging hinunter, nahm mein Heft zur Hand und begann die Beschreibung von Cadiz. Aber ich konnte nur immer wieder die Worte: weiß, blau, Schnee, Glanz, Farben schreiben; hierauf zeichnete ich ein Frauenbild, schloß dann die Augen und träumte von Italien.

Malaga.

Tags darauf bei Sonnenuntergang fuhr das Schiff durch die Meerenge von Gibraltar. Wenn ich den Punkt jetzt auf der Karte suche, scheint er mir so nahe zu sein, daß, käme mir die Lust und wäre meine häusliche Bilanz nicht dawider, ich keinen Augenblick zögern würde, einzupacken und hinzureisen, um noch einmal den prächtigen Anblick der beiden Welttheile zu genießen. Damals aber glaubte ich mich unendlich weit von der Heimath entfernt. Ich hatte auf dem Decke einen Brief an meine Mutter geschrieben und gedachte ihn einem der Reisenden, welche in Gibraltar ausstiegen, mitzugeben; während ich die Adresse schrieb, lachte ich über meine Zuversicht. Es schien mir rein unmöglich, daß der Brief nach Turin gelangen werde. Von hier aus! — dachte ich; — von den Säulen des Herkules! — und ich sagte Säulen des Herkules, wie ich Cap der guten Hoffnung gesagt hätte.

„ . . . . . Ich befinde mich auf dem Dampfboote „Guadaira“ hinter mir liegt der Ocean, vor mir das mittelländische Meer, links Europa, rechts Afrika. Dort das Cap Tarifa und rechts die Berge der afrikanischen Küste, welche verwischt erscheinen wie eine graue Wolke;

dann sehe ich Ceuta; etwas weiter weg, wie ein weißer Flecken, Tanger und geradeaus vor dem Schiffe erhebt sich der Felsen von Gibraltar. Das Meer ist glatt wie ein Spiegel, der Himmel golden und rosenroth. Alles ist klar, schön und herrlich, und mein Geist ist voll von unbeschreiblich süßen, verwirrten, hohen Gedanken, welche, könnte ich sie mit Worten ausdrücken, ein freudiges Gebet sein müßten, dessen Anfang und Ende dein Name wäre . . . ."

Der Dampfer hielt im Meerbusen von Algesiras an; die Sängergesellschaft stieg in ein großes von Gibraltar gekommenes Schiff, während sie uns mit Fächern und Taschentüchern Abschied zuwinkte. Als wir weiterfuhren, dämmerte es schon. Und nun konnte das Auge nach allen Richtungen hin den ungeheuren Umfang des Felsen von Gibraltar ermessen. Anfangs glaubte ich, wir würden ihn in wenigen Augenblicken im Rücken haben, aber es gehörten Stunden dazu. Er wurde immer riesenhafter, je näher wir ihm kamen und alle Augenblicke bot er einen neuen Anblick dar. Abwechselnd bildete das Gestein das Profil eines riesigen Ungeheuers, die Form einer unmäßigen Stufenleiter, oder eines phantastischen Schlosses und dann wieder einen unförmigen Haufen, als wäre bei einem Weltenzusammenstoß ein gigantischer Aerolit aus einer zersplitterten Welt herabgefallen. Den Gipfel bildet eine hohe Spitze wie eine egyptische Pyramide und dahinter erscheint ein bergegroßer Höcker, rechts und links Abhänge, senkrecht gebrochene Felsen und lange Bergrücken, welche sich ins Thal verlieren. Es war Nacht; wie ein aus schwarzem Papier geschnittenes und gegen eine Glasscheibe

gehaltenes Bild, so stachen die dunklen Umrisse des Felsens deutlich gegen den vom Mond erhellten Himmel ab. Wir sahen die erleuchteten Fenster der englischen Kasernen, die Schilderhäuser auf dem Gipfel der luftigen Riffe und hie und da den undeutlichen Umriß eines Baumes, der über den riesigen Felsblöcken nur wie ein Büschel Gras erschien. Lange Zeit war es als bewegte sich das Schiff nicht, oder als folge uns der Felsen, der uns immer in unmittelbarer Nähe schien. Endlich fing er zwar an nach und nach kleiner zu werden, aber unsre Augen waren schon lange des Schauens müde, ehe er nachließ uns mit seinen phantastischen Verwandlungen zu verfolgen. Um Mitternacht sandte ich jener furchtbaren todten Wache Europas einen letzten Gruß zu und kroch in meine Koje.

Mit dem ersten Morgengrauen erwachte ich wenige Meilen unweit des Hafens von Malaga.

Vom Hafen aus gesehen bietet die Stadt Malaga einen angenehmen nicht ohne Erhabenheit verbundenen Anblick dar. Rechts erhebt sich ein hoher felsiger Berg, auf dessen Gipfel die ungeheuren Trümmer des Schlosses von Gibralfaro stehen, welche sich auf der einen Seite bis ins Thal hinunter erstrecken und durch den verzweifelten Widerstand, den hier die Araber gegen das Heer Ferdinands und Isabella's der Katholischen leisteten, berühmt wurden. Majestätisch erhebt sich über alle umliegenden Gebäude am Abhang des Berges die Domkirche, deren drei schöne Thürme hoch in die Luft ragen. Zwischen dem Schloß und der Kirche, vor dem Berge und auf dessen Seiten liegt eine Gruppe, eine Canaille, (wie Victor Hugo sagen würde), kleiner, vom Rauche geschwärzter

Häuser, welche dergestalt planlos übereinandergethürmt sind, daß man meinen sollte, sie wären wie Bruchsteine von oben herunter geworfen worden. Links von der Domkirche erstreckt sich längs des Meeres eine Reihe grau, lila und gelblich angestrichener Häuser hin, welche an die ligurische Riviera erinnern. Hinten ist die Stadt wie durch die Mauern eines Amphitheaters von grünen und röthlichen Hügeln eingeschlossen und rechts und links ziehen sich neue Berge, Hügel und Felsen unabsehbar dem Meere entlang. Der Hafen ist beinahe leer, das Meer ruhig, der Himmel wolkenlos.

Ehe ich ausstieg, verabschiedete ich mich vom Kapitän, der seine Reise bis Marseille fortsetzen sollte; ich grüßte den Steuermann und die Reisenden und sagte, ich würde genau denselben Tag wie das Schiff in Valenza ankommen, und folglich mit ihnen mich wieder einschiffen, um nach Barcelona und Marseille zu gehen; der Kapitän erwiderte: — wir erwarten Sie, — und der Kajütenjunge versprach einen Platz für mich frei zu halten. Wie oft habe ich seitdem an die letzten Worte der armen Leute gedacht!

In Malaga stieg ich mit dem Gedanken aus, noch am gleichen Tage nach Granada abzureisen. Das Innere der Stadt bietet nichts Bemerkenswerthes. Außer dem neuen Viertel, welches den früher vom Meer bedeckten Raum einnimmt und auf moderne Art mit breiten, geraden Straßen und großen, einförmigen Häusern gebaut ist, besteht die ganze Stadt aus einem Labyrinthe krummer Straßen und einer Menge farbloser Häuser mit patios ohne Anmuth. Hie und da gibt es große Plätze

mit Gärten und Brunnen, Säulen und Bogen von arabischen Gebäuden, aber kein einziges neues Denkmal, viel Schmutz und wenig Verkehr. Die Umgebung jedoch ist wundervoll und das Klima milder als in Sevilla.

Ich hatte in Malaga einen Freund, den ich sogleich aufsuchte und mit ihm den Tag verbrachte. Von ihm hörte ich, daß in Malaga eine literarische Akademie ist, welche aus mehr als achthundert Mitgliedern besteht, in welcher die Geburtstage aller großen Schriftsteller gefeiert werden und zweimal wöchentlich eine öffentliche Vorlesung über irgend ein wissenschaftliches oder literarisches Thema gehalten wird. Am Abend meiner Ankunft sollte ein großartiges Fest stattfinden. Schon einige Monate vorher hatte die Akademie die drei Dichter, welche die beste Ode über den Fortschritt, die beste Romanze über die Wiedereroberung Malaga's und die beste Satyre über ein allgemein verbreitetes Laster der modernen civilisirten Gesellschaft machen würden, den Preis dreier goldenen und in verschiedenen Farben emaillirten Blumen bestimmt. Ein Aufruf an alle Dichter Spaniens war erlassen worden, die Gedichte waren in Hülle und Fülle eingegangen, ein Schiedsgericht hatte sie geprüft und an jenem Abend sollten die Preise vertheilt werden. Ein großes Gepränge begleitet die Ceremonie. Der Bischof, der Gouverneur, der Marinekommandant, die Consuln, kurz die angesehensten Einwohner der Stadt wohnen der Feierlichkeit im Frack, mit Orden und Schärpen bei, sowie eine große Anzahl Damen in Balltoilette. Die drei schönsten Damen der Stadt erscheinen auf einer mit Blumen bekränzten, fest-

lich geschmückten Tribüne, jede hat eines der Couverte, welche die preisgekrönten Gedichte enthalten, in der Hand und ruft dreimal den Namen des betreffenden Dichters aus. Antwortet dieser, so wird er aufgefordert, seine Verse zu lesen und erhält die Blume, antwortet er nicht, so muß die Dame das Gedicht selbst lesen. In der ganzen Stadt sprach man von nichts Anderem als von der Akademie, man stritt sich, um die muthmaßlichen Namen der Sieger, prophezeite Wunder von den drei Gedichten und pries die Wiedereröffnung des Festes. Dieses poetische Fest, welches den Namen juegos floreales [1]) trägt, war seit zehn Jahren nicht mehr gefeiert worden. Ob dieses Wetteifern und dieses Gedränge der Dichtkunst und den Dichtern nützt oder schadet, überlasse ich dem Urtheil Anderer. Aber wenn auch der literarische Ruhm, den das Urtheil eines Schiedsgerichts und die Huldigung eines Bischofs und eines Gouverneurs ertheilen, zweifelhaft und vergänglich ist, so glaube ich doch, daß es einem Dichter im Augenblick mehr Freude machen muß, aus der Hand einer schönen Dame, unter den Blicken von fünfhundert Andalusierinnen, beim Klange einer lieblichen Musik, in Rosen- und Jasminduft gehüllt, eine goldene Blume zu empfangen, als auf einen wahren, dauerhaften Ruhm zu hoffen. — Nein? — Ach, seien wir doch aufrichtig!

Einer meiner ersten Wünsche war, ein Glas ächten Malagawein zu versuchen, um mich wenigstens für die häufigen Kopf- und Magenschmerzen zu entschädigen, die ich den schauderhaften Verfälschungen verdankte, die viel-

1) Blumenspiele.

fach unter der lügenhaften Empfehlung jenes Namens verkauft werden. Aber, entweder hatte ich mich bei der Bestellung nicht recht ausgedrückt, oder man hatte mich nicht verstehen wollen, der Wein, den man mir brachte, verbrannte mir den Magen und stieg mir in den Kopf. Dennoch konnte ich mich aufrecht gehend nach der Domkirche begeben, von da zum Schlosse Gibralfaro und noch sonst umherwandern, mir eine Vorstellung von den schönen Malageserinnen machen, ohne sie doppelt und verschwommen zu sehen, wie vielleicht Jemand boshafter Weise denken könnte.

Auf dem Wege gab mir mein Freund einige Auskunft über die als republikanisch bekannten Einwohner Malaga's, welche alle Augenblicke politische Kundgebungen machen. Es ist ein äußerst hitziges Volk, aber dabei veränderlich und lenksam, wie alle Völker, die viel empfinden, wenig denken und mehr aus leidenschaftlichem Charakter, als durch die Kraft der Ueberzeugung handeln. Für nichts und wieder nichts versammelt sich eine große Volksmenge und erhebt sich ein Tumult, welcher die Stadt drunter und drüber wirft; aber in den meisten Fällen genügt das entschlossene Einschreiten eines angesehenen Bürgers, eine tapfere That oder eine kühne Rede um den Aufruhr zu beschwichtigen und die Menge zu zerstreuen. Der Charakter des Volkes ist im Allgemeinen ein guter, aber es wird vom Aberglauben und der Leidenschaft leicht fortgerissen. Besonders der Aberglaube ist in Folge der großen Unwissenheit in Malaga mehr als in irgend einer andern Stadt Andalusiens eingewurzelt. Im Ganzen genommen ist Malaga weniger andalusisch als alle Städte

dieser Provinz, die ich gesehen habe. Sogar die Sprache ist verdorben, denn man hört daselbst ein noch schlechteres Spanisch als in Cadiz, wo es schon schlecht genug gesprochen wird.

Ich war noch in Malaga und schon flogen meine Gedanken durch die Straßen von Granada zu den Gärten der Alhambra und des Generalife. Einige Stunden nach Mittag reiste ich ab und offen gestanden ist dies die einzige Stadt Spaniens, welche ich ohne einen Seufzer verließ. Anstatt mich beim Abfahren des Zuges umzukehren und sie zu grüßen, wie ich es bei allen ihren Schwestern gethan, murmelte ich die Worte, welche Giovanni Prati auf Granada gesungen hatte als der Herzog von Aosta nach Spanien reiste:

»Non più Granata è sola
Sulle sue mute pietre!
L'innc in Alhambra vola
Sulle moresche cetre;« [1])

und jetzt, da ich sie niederschreibe, denke ich, daß Ruhe und Frieden eigentlich durch die Musik der Turiner Nationalgarde besser eingeflößt wird, als durch die maurischen Leiern und daß das Pflaster unserer Städte, obwohl auch stumm, doch solider und ebener ist, als die Steine von Granada.

---

[1]) Granada steht nicht mehr allein auf seinen stummen Steinen in der Alhambra schwebt die Hymne auf den maurischen Leiern.

Granada.

Keine Reise in ganz Spanien war für mich so abenteuerlich und unangenehm als diejenige von Malaga nach Granada.

Obwohl ich mich eigentlich schäme, meine Leser mit Kleinigkeiten zu unterhalten, so muß ich, um von mitleidigen Menschen genügend bedauert zu werden, doch vorausschicken, daß ich in Malaga nur ein leichtes andalusisches Frühstück zu mir genommen hatte, von welchem mir schon bei der Abreise nur eine verwischte Erinnerung blieb. Ich rechnete darauf, bei irgend einer Station aussteigen und in einen jener Säle gelangen zu können, welche von rechtswegen öffentliche Würgungsanstalten genannt werden sollten; der Reisende stürzt athemlos hin, ißt keuchend etwas und zahlt noch im Wegrennen, um dann vollgestopft, halb erstickt, bestohlen in den Wagen zurückzukehren und den Fahrplan, das Reisen und das Ministerium der Verkehrsanstalten, welches das Land verräth, Alle zusammen zum Teufel zu wünschen. Nun, ich reiste ab und die ersten Stunden waren herrlich. Das Land besteht aus hübschen Hügeln und grünen Feldern, welche von Landhäusern geziert und von Palmen und Cypressen gekrönt

sind. Im Wagen saß zwischen zwei schlummernden alten Käuzen eine kleine Andalusierin, welche mit spitzbübischem Lächeln um sich sah, als wollte sie sagen: — Nun, werfen Sie mir doch schmachtende Blicke zu. — Der Zug fuhr so langsam wie eine alte rumpelige Diligence und hielt immer nur wenige Augenblicke an den Stationen an. Bei Sonnenuntergang fing mein Magen an um Hülfe zu schreien und um den Reiz des Hungers noch zu steigern, war ich genöthigt, ein gutes Stück zu Fuß zu gehen. Der Zug hielt nämlich vor einer unsicheren Brücke, alle Reisenden mußten aussteigen und sich zu zwei und zwei auf das jenseitige Ufer des Flusses begeben, wo ein anderer Zug sie erwartete. Wir befanden uns mitten unter den Felsen der Sierra Nevada in einer öden Wildniß, so daß es uns schien, als hätte uns eine Räuberbande überfallen und führe uns nun gefangen fort. Als wir wieder in die Wagen gestiegen waren, fuhr der Zug mit seiner früheren schwindsüchtigen Kraft weiter und mein Magen schmachtete mehr als je. Nach langer Zeit kamen wir an einer mit Zügen verstellten Station an, wo sich ein großer Theil der Reisenden hinausstürzte, ehe ich Zeit fand den Fuß auf den Tritt zu stellen.

„Wo wollen Sie hin?" fragte mich ein Angestellter, der mich aussteigen sah.

„Zum Essen," antwortete ich.

„Aber gehen Sie nicht nach Granada?"

„Ja freilich."

„Dann haben Sie keine Zeit; der Zug fährt augenblicklich weiter."

„Aber die Andern sind auch ausgestiegen."

„Sie werden Alle gleich in Eile zurückkehren sehen.“

Die Güterzüge, welche vor mir standen, verhinderten mich die Station zu sehen, ich glaubte sie wäre weit weg und stieg nicht aus. Zwei, fünf, acht Minuten vergehen, die Reisenden kehren nicht zurück und der Zug rührt sich nicht. Ich steige aus, eile an die Station, sehe ein Kaffeehaus, trete in einen großen Saal .... Ums Himmels willen! Fünfzig Hungrige saßen um eine Tafel, mit der Nase auf dem Teller, den Armen in der Luft, den Augen auf die Uhr gerichtet, verschlangen und schrieen. Fünfzig Andere rauften sich um den Schenktisch und steckten ein, was sie fanden: Brod, Obst, Backwerk, während der Wirth und die Kellner wie Pferde schnaubend und schweißtriefend umherrannten und schrieen, über Stühle stolperten, gegen Herumstehende stießen und überall Fleischbrühe und Sauce verschütteten. Eine arme Frau, welche die Herrin des Kaffeehauses sein mußte und in einer Nische hinter dem belagerten Tische gefangen saß, fuhr aus Verzweiflung mit den Händen in die Haare. Bei diesem Anblick blieb ich wie versteinert stehen, doch gleich darauf ermannte ich mich und warf mich auch auf die Plünderung. Rechts und links erhielt ich Stöße und Hiebe, aber ohne mich irre machen zu lassen, suchte ich den Schenktisch zu erreichen. Da ertönte die Glocke und wurde von einem Schwall von Flüchen empfangen. Die Stühle fielen um, die Teller klirrten und es entstand ein fürchterliches Gedränge. Der Eine wollte in der Eile die letzten Brocken verschlingen, wobei er fast erstickte und ihm die Augen wie einem Erhängten zum Kopfe heraustraten; ein Anderer, der die Hand ausstreckte, um

eine Orange zu fassen, wurde dabei von einem Weglaufenden verdrängt, so daß er die Finger in eine Schüssel Rahm tauchte; ein Dritter lief mit einer großen dunkelbraunen Saucenschmarre auf der Backe im Zimmer umher um seinen Koffer zu suchen; wieder einem Andern, der sein Glas in einem Zug austrinken wollte, war der Wein in die Luftröhre geflossen, so daß er fürchterlich husten mußte. Die Angestellten an der Thüre schrieen: — Schnell: — und die Reisenden im Saale antworteten: — Ahògate! [1]) — die Kellner liefen denen nach, die nicht gezahlt hatten, wer zahlen wollte, fand keine Kellner, einige Damen waren auf dem Punkte in Ohnmacht zu fallen, die Kinder schrieen, kurz Alles ging drunter und drüber.

Es war ein Glück, daß ich meinen Wagen erreichte, ehe der Zug abfuhr.

Aber dort erwartete mich eine neue Qual. Den beiden Alten und der kleinen Andalusierin, welche des Einen Tochter und des Andern Nichte sein mußte, war es gelungen, mitten in dem schrecklichen Gedränge um den Schenktisch etwas zu erobern und steckten sich mit beiden Händen die Backen voll. Ich sah ihnen traurig zu und zählte die Bissen, wie der Hund neben dem Tische seines Herrn. Die Andalusierin merkte es, und indem sie mir etwas zeigte, was wie ein Fleischkloß aussah, machte sie eine anmuthige Bewegung mit dem Köpfchen, um mich zu fragen, ob ich es wolle.

---

[1]) Ersticke.

„O, ich danke!“ antwortete ich mit dem Lächeln eines Sterbenden; „ich habe gegessen!“

Lieber Engel, dachte ich gleich darauf, wenn du wüßtest, daß ich in diesem Augenblicke deine Fleischklöße den goldenen Aepfeln aus dem berühmten Garten der Hesperiden vorzöge.

„Nehmen Sie doch wenigstens einen Schluck Schnaps!“ sagte der Onkel.

Ich weiß nicht, war es ein kindlicher Groll gegen mich selbst, oder gegen jene guten Leute, — ein übrigens in ähnlichen Fällen auch bei Erwachsenen nicht ungewöhnlicher Groll, der mich bewog, auch dieses Mal zu antworten: — „Nein, danke, es könnte mir schaden.“

Der gute Alte maß mich von Kopf zu Fuß und dachte sich wohl dabei, daß ich nicht so zart aussehe, als ob mir ein Tropfen Schnaps schaden könnte; auch die Andalusierin lachte und ich wurde purpurroth vor Verlegenheit.

So wurde es Nacht und der Zug fuhr noch, ich weiß nicht wie viele Stunden lang, so langsam weiter, daß er kaum schneller ging als Sancho Panza's Roß. Jenen Abend fühlte ich zum ersten Male in meinem Leben die Qualen des Verhungerns. Um diese Qualen zu lindern, dachte ich mit Gewalt an alle Speisen, welche mir am meisten Widerwillen erregten, an rohe Liebesäpfel, Schneckenbrühe, geröstete Krebse, Fischsalat, aber o weh! eine höhnende Stimme rief tief in meinem Innersten: Hättest du sie, du würdest Gott dafür danken. Nun fing ich an meinen Magen mit allerhand zusammengesetzten Gerichten abzuschrecken; Rahm und Fische mit Rothwein

übergossen und einer Hand voll Pfeffer und eingemachten Früchten u. s. w. Ich Unglücklicher! Mein feiger Magen fand nicht einmal den Muth, sich vor diesem Durcheinander abzuwenden. Nun machte ich eine letzte Anstrengung: ich dachte mich in einem Gasthofe in Paris zur Zeit der Belagerung. Aus einer Schüssel mit scharfer Sauce zog ich eine kleine Maus langsam am Schwanze heraus, diese kam plötzlich wieder zu sich, biß mir in den Daumen und sah mich mit zwei giftigen kleinen Augen an. Ich hatte schon die Gabel erhoben und zögerte, ob ich sie laufen lassen, oder ohne Erbarmen essen sollte. Aber, Gott sei Dank, ehe ich diesen schrecklichen Scheidepunkt überschritt und eine That beging, deren ähnliche in keiner Belagerungsgeschichte vorkommt, hielt der Zug und ein Hoffnungsstrahl belebte meine schwachen Geister.

Ich weiß nicht, welches Dorf wir erreicht hatten; doch während ich den Kopf zum Fenster hinausstreckte, schrie eine Stimme: — Aussteigen nach Granada! — Ich stürzte zum Wagen hinaus und befand mich einem großen bärtigen Manne gegenüber, der mir den Koffer aus der Hand nahm und sagte, er werde ihn nach dem Eilwagen bringen, denn von diesem Dorfe aus bis einige Meilen vor das Imperial Granada geht keine Eisenbahn.

„Warten Sie!" rief ich mit bittender Stimme dem Unbekannten zu: „Wie viel Zeit haben wir bis zur Abfahrt?"

„Zwei Minuten!" antwortete er.

„Gibt es eine Schenke?"

„Dort."

Ich eilte nach der Schenke, verschlang ein hart-

gesottenes Ei und lief dem Eilwagen zu, indem ich rief: „Wie viel Zeit haben wir noch?"

„Noch zwei Minuten!" antwortete die Stimme von vorhin.

Wieder flog ich nach der Schenke, schluckte ein zweites Ei und sprang dann nach dem Eilwagen zurück, wo ich mich von Neuem erkundigte, wie viel Zeit mir noch bliebe.

„Noch eine Minute!"

Zum dritten Male erreichte ich keuchend die Schenke, nahm ein drittes Ei zu mir und rannte auch dieses Mal zurück, indem ich fragte: „Geht's?"

„Binnen einer halben Minute!"

Dieses Mal fluchte ich wie ein Lohnkutscher, lief noch ein letztes Mal nach der Schenke, verschlang ein viertes Ei und ein Glas Wein dazu und stürzte nach dem Eilwagen. Doch kaum hatte ich zehn Schritte gethan, als mir der Athem ausging und ich stehen blieb. Indem knallte die Peitsche. — „Halt" — schrie ich mit krächzender Stimme und winkte mit den Armen wie ein Ertrinkender.

»Que hay?« [1]) fragte der Kutscher.

Ich konnte nicht antworten.

»Se le ha quedado un uevo en la garganta!« [2]) antwortete für mich ein Unbekannter.

Alle Reisenden brachen in ein schallendes Gelächter aus, das Ei ging hinunter, ich lachte auch und erreichte

---

1) „Was gibts?"

2) Es ist ihm ein Ei im Halse stecken geblieben.

den Eilwagen, der sich sofort in Bewegung setzte. Als ich Athem geholt hatte, erzählte ich meinen Reisegefährten meine Leidensgeschichte, welche sie unterhielt und ihr Mitleid mehr erregte als ich nach dem grausamen Gelächter über meine Erstickung zu hoffen gewagt hatte.

Aber meine Leiden waren noch nicht zu Ende. Eine jener unwiderstehlichen Schläfrigkeiten, ähnlich denen, welche sich seiner Zeit in den langen Nachtmärschen mitten unter den Soldaten meiner bemächtigten, marterte mich bis zur Eisenbahnstation. Ich glaube eine, an einer Schnur von der Decke des Eilwagens herabhängende Kanonenkugel, wäre meinen unglücklichen Reisegefährten weniger lästig gewesen als mein armer Kopf, der nach allen Seiten hin wackelte, als wäre er nur noch mit einer Sehne am Halse befestigt. Rechts von mir saß eine Nonne, links ein Knabe, vor mir eine Bäuerin, und auf dem ganzen Wege theilte ich, mit dem einförmigen Gebambel eines Glockenschwengels, Kopfstöße an diese meine drei Opfer aus. Die arme Nonne ließ sich stoßen und schwieg, vielleicht um für sündliche Gedanken zu büßen; aber der Knabe und die Bäuerin murrten von Zeit zu Zeit: — Es una barbaridad! — Asì non se puede estar! — Tiene una cabeza de plomo! [1]) — Endlich erlöste uns der Scherz eines Mitreisenden alle vier von dieser Qual. Da die Bäuerin etwas lauter als bisher gemurrt hatte, rief eine Stimme aus der Ecke des Eilwagens: — Trösten Sie sich! Wenn er Ihnen den Kopf nicht schon

1) Das ist eine Grausamkeit! — So kann man nicht fortfahren! — Er hat einen Kopf wie Blei!

zerschlagen hat, so können Sie sicher sein, daß dies jetzt nicht mehr geschieht, denn Ihr Kopf muß hammerfest sein. — Alle lachten, ich erwachte und entschuldigte mich. Aber die drei Opfer waren so froh, von den unbarmherzigen Stößen erlöst zu sein, daß sie, anstatt sich mit einem bösen Worte zu rächen, mir im Gegentheil sagten: — Pobrecito! Ha descansado Usted muy mal! Se ha lastimado Usted la cabeza! [1])

Endlich erreichten wir die Eisenbahnstation, aber so launisch ist das Schicksal, daß jetzt, da ich allein im Wagen saß, und wie ein Pascha hätte schlafen können, ich kein Auge schließen konnte. Es wurmte mich, daß ich diese Reise des Nachts machte, daß ich nichts sah und den Anblick des entfernten Granada nicht genießen konnte. Und Martinez de la Rosa's liebliche Verse klangen mir wiederholt in den Ohren:

„O meine geliebte Heimat! Sehe ich dich endlich wieder! Ich sehe deine schönen Fluren, deine fruchtbaren Felder, deine glänzende Sonne, deinen klaren Himmel!"

„O ja, ich sehe das berühmte Granada wie es sich ausdehnt zwischen zwei Hügelreihen, wie seine Thürme sich erheben inmitten der ewig grünen Gärten, wie seine krystallhellen Flüsse seine Wälle küssen, wie die herrlichen Berge das Thal, in dem es liegt umgeben und wie die Gipfel der Sierra Nevada in der Ferne den Horizont abschließen."

„O, dein Andenken verfolgte mich überall, Granada!

[1]) Sie Aermster! Sie haben recht schlecht geruht! — Sie haben sich gewiß am Kopfe weh gethan!

Es trübte meine Freuden, meinen Frieden, meinen Muth und drückte mir auf Herz und Seele! An den kalten Ufern der Seine und der Themse dachte ich an die lieblichen Thäler des Darro und des Genil und seufzte, und wie oft, wenn ich ein fröhliches Lied anstimmte, wurde mein Schmerz heftiger und die unterdrückten Thränen erstickten meine Stimme!"

„Umsonst bot mir der Arno seine blumenbesäten Ufer dar, jene Heimat der Liebe und des Friedens. Die wasserreiche Ebene des ruhigen Genil — sagte ich — ist noch blumenreicher! Das schöne Granada ist mir doch theurer! — Und ich flüsterte diese Worte mit trostloser Stimme, und dachte an das Haus meiner Väter, und hob die schwermüthigen Augen gen Himmel."

„Was ist dein Zauber, dein unbeschreibliches Entzücken, o Vaterland, süßer Name, wie bist du uns theuer! Der schwarze Neger, der fern von seiner heimathlichen Wüste weilt, sieht mit trauriger Verachtung auf die grünen Felder; der rauhe Lappländer seufzt, seiner Muttererde entzogen, nach den ewigen Nächten und dem ewigen Schnee; und ich, ich, dem das glückliche Loos ward, in deinem seligen Schooße das Licht der Welt zu erblicken und hier erzogen zu werden, ich, den Gott mit so vielen Gaben segnete, ich hätte, fern von dir, dich vergessen sollen, Granada?"

Ich kam in Granada an, als es stockfinster war und ich nicht einmal den Umriß eines Hauses sehen konnte. Ein von zwei elenden Pferden gezogener Omnibus setzte mich an einem Gasthof ab, wo ich eine Stunde warten mußte bis man mir das Zimmer zurecht gemacht hatte

und endlich, gegen drei Uhr Morgens, konnte ich mich aufs Ohr legen. Aber mein Ungemach war noch nicht zu Ende. Als ich anfing einzuschlummern, hörte ich ein unbestimmtes Gemurmel im anstoßenden Gemache, und dann eine männliche Stimme, welche deutlich sagte: — O welch' ein Füßchen! — Wer eine Spur von Menschlichkeit besitzt, stelle sich diese Qual vor. Das Kissen war auf einer Seite etwas aufgetrennt, ich zupfte zwei Wollenflocken heraus, steckte sie mir in die Ohren und bemühte mich verzweiflungsvoll, indem ich in Gedanken alle meine Reiseunfälle noch einmal durchmachte, einzuschlafen.

Morgens ging ich zeitig aus, und spazierte in den Straßen bis zu einer Stunde, in der ich anständigerweise einen jungen Granadier, den ich in Madrid bei Fernandez Guerra kennen gelernt hatte, aufsuchen durfte. Er heißt Gongora und ist der Sohn eines vortrefflichen Archäologen und der Nachkomme des berühmten cordovischen Dichters Ludwig Gongora, von dem ich vorübergehend sprach. Der Theil der Stadt, den ich inzwischen sah, entsprach meinen Erwartungen nicht. Ich glaubte, wie in Cordova und Sevilla, geheimnißvolle Gäßchen und kleine weiße Häuser zu finden; und fand statt deren geräumige Plätze, einige schöne, gerade Straßen, und die übrigen, zwar krumm und enge, wie die Straßen jener Städte, aber von hohen Häusern eingefaßt, welche großentheils mit Liebesengeln, Kränzen, Vorhangdrappirungen und vielfarbigen Schleiern bemalt waren. Aber nirgends fand ich das orientalische Aussehen der übrigen Städte Andalusiens und der niedriger gelegene Theil von Granada ist beinahe ganz mit der Regelmäßigkeit moderner Städte gebaut.

Als ich durch diese Straßen ging ärgerte ich mich dergestalt, daß ich sicher mit umwölkter Stirne zu Herrn Gongora gegangen wäre, wenn ich nicht zufällig in meinem Hin- und Hergehen auf die berühmte Alameda gestoßen wäre, welche die schönste Promenade der Welt sein soll und mich für die unausstehliche Regelmäßigkeit der Straßen, welche dahin führen, zwiefach entschädigte. Die Alameda-Promenade ist so breit, daß fünfzig Wagen neben einander darauf fahren könnten, und von kleineren Wegen begrenzt, neben denen viele Reihen ungeheurer Bäume stehen, welche hoch oben eine weite Wölbung von dichtem Grün bilden, durch die kein Sonnenstrahl dringt. Aus zwei aus Stein gehauenen Brunnen an den beiden Enden des Mittelweges springen breite Wasserstrahlen in die Luft und fallen als feiner Regen hernieder. Zwischen den verschiedenen Wegen fließen krystallene Bächlein und in der Mitte liegt ein Garten voller Rosen, Myrthen, Jasmin und Springbrunnen. Auf der einen Seite fließt der Genil, dessen Ufer mit Lorbeerwäldern bedeckt sind, und in weiter Ferne erheben sich die schneebedeckten Berge, auf denen viele Palmen ihre phantastischen Wipfel abmalen. Ueberall ein lebhaftes, dichtes, reiches Grün, welches hie und da einen entzückenden Strich saphyrblauen Himmels durchblicken läßt.

Als ich von der Alameda zurückkehrte, traf ich eine große Anzahl Bauern an, welche zu zwei und zwei, oder zu mehreren, mit ihren Frauen und Kindern singend und scherzend aus der Stadt zogen. Ihre Tracht schien mir nicht anders zu sein, als diejenige der Bauern aus der Umgebung von Cordova und Sevilla. Sie tragen einen

Sammthut, einige mit sehr breiter, andere mit hoher aufgeschlagener Krempe; eine kleine Jacke, aus verschiedenfarbigen Tuchstreifen zusammengesetzt, eine rothe oder blaue Schärpe, enge, an der Seite zugeknöpfte Kniehosen und ein paar geschnürte lederne Gamaschen, welche der Länge nach das bloße Bein sehen lassen. Die Frauen sind wie in den andern Provinzen gekleidet, und nicht einmal in den Zügen fand ich einen merklichen Unterschied.

Ich suchte meinen Freund auf und fand ihn, in seine archäologischen Studien vertieft, unter einem Haufen alter Medaillen und geschichtlicher Steine vergraben. Er empfing mich mit liebenswürdiger andalusischer Freude und Höflichkeit und, nachdem wir die ersten Begrüßungen gewechselt hatten, sprachen wir einstimmig jenes Zauberwort aus, welches in allen Weltgegenden, in jedem Herzen einen Schwall großer Erinnerungen oder das Gefühl einer heimlichen Sehnsucht erweckt, das Wort, welches demjenigen, der schon an eine Reise nach Spanien gedacht, aber noch nicht den Entschluß zur Abreise gefaßt hat, das letzte Zögern überwinden hilft; das Wort, bei welchem Malern und Sängern das Herz pocht und den Frauen die Augen leuchten: Alhambra!

Und wir eilten zum Hause hinaus.

Die Alhambra erhebt sich auf einem hohen Hügel, der die Stadt überragt, und macht aus der Ferne den Eindruck einer Festung, wie übrigens fast alle orientalischen Paläste. Aber als ich mit Gongora die Straße de los Gomeles hinauf, nach dem berühmten Königsschlosse schritt, hatte ich die Mauern desselben noch nicht einmal von Ferne gesehen und wußte nicht, auf welcher

Seite der Stadt es liegt. Da die Straße de los Gomeles steigt und einen leichten Bogen beschreibt, so sieht man lange nichts als Häuser vor sich und könnte glauben, die Alhambra sei noch weit entfernt. Gongora sprach kein Wort; aber ich las in seinen Zügen, daß er sich auf mein Erstaunen, mein Entzücken freute. Er sah lächelnd zu Boden; auf alle meine Fragen antwortete er durch ein Zeichen, welches so viel bedeutete als: — Bald, bald; — und von Zeit zu Zeit hob er fast verstohlen die Augen, um zu ermessen, wie viel vom Weg wir noch zurückzulegen hätten. Und mich rührte seine Freude so sehr, daß ich ihn gern umarmt hätte, um ihm dafür zu danken.

Ein Thor versperrte uns den Weg; Gongora sagte: — „Da sind wir," — und ich trat ein.

Ich befand mich in einem Wald von riesenhaften Bäumen, welche rechts und links einen breiten Weg einfassen, der einen Hügel hinanführt und im Schatten des Waldes verschwindet; längs des Weges stehen die Bäume so dicht aneinander, daß ein Mann kaum zwischen ihnen durch könnte, und wo das Auge hinsieht, bemerkt es nur Stämme, welche den Weg wie eine fortlaufende Wand einfassen. Hoch über dem Pfade kreuzen die Bäume ihre Aeste und bilden ein Blätterdach, durch das kein Sonnenstrahl dringt. Und im dunkeln Schatten fließen überall murmelnde Bäche, singen Nachtigallen und weht eine frische Luft wie im Frühling.

„Wir sind schon in der Alhambra," sagte Gongora; „sehen Sie zurück, Sie werden die gezinnten Thürme der Umfassungsmauern erblicken."

„Aber wo ist der Palast?“ fragte ich.

„Das ist ein Geheimniß,“ antwortete er; „gehen wir weiter.“

Wir verfolgten einen Pfad, der dem großen Mittelweg entlang läuft und schlängelnd nach dem Gipfel des Hügels führt. Auch hier bilden die Bäume ein grünes Dach, das keine Hand breit Himmel sehen läßt, und das Gras, die Büsche, die Blumen bekränzen die beiden Seiten, wie zwei allerliebste, vielfarbige, wohlriechende Hecken, welche sich gegen einander neigen, als wollten sie sich, durch Farbenschönheit und süße Düfte angezogen, vereinigen.

„Bleiben wir einen Augenblick stehen,“ sagte ich, „ich will einen tiefen Zug von dieser Luft einathmen, ich glaube sie enthält verborgene Kräfte, welche, ins Blut gemischt, das Leben verlängern; dieser Luft entströmt Jugend und Gesundheit.“

„Hier ist das Thor!“ rief Gongora aus.

Ich kehrte mich um, als ob mir Jemand einen Rippenstoß gegeben hätte, und sah wenige Schritte vor mir einen dicken, viereckigen, von Zinnen gekrönten dunkelrothen Thurm. In der Mitte desselben öffnet sich eine Bogenthüre und über derselben sind ein Schlüssel und eine Hand eingehauen.

Mein Führer erklärte mir, daß dieses das Hauptthor der Alhambra, das Thor der Gerechtigkeit genannt wurde, weil die arabischen Könige unter jenem Bogen das Urtheil sprachen. Der Schlüssel bedeutet, jenes Thor sei der Schlüssel zur Festung und die Hand stellte die fünf Hauptgebote des Islam dar: Beten, Fasten,

Wohlthätigkeit ausüben, den heiligen Krieg führen und die Pilgerfahrt nach Mecca. Eine arabische Inschrift bezeugt, daß das Gebäude vor fünf Jahrhunderten vom Sultan Abul Hagag Jusuf erbaut worden ist, und eine andere lautet: „Es gibt keinen andern Gott als Allah und Mohammed ist sein Prophet. Es gibt weder Macht, noch Kraft, außer Allah!“

Wir traten durch das Thor und stiegen weiter einen eingemauerten Weg hinan, bis wir den Gipfel des Hügels erreicht hatten und uns auf einer, von einem Geländer umgebenen und mit Bäumen und Blumen bewachsenen Ebene befanden. Ich wandte mich gleich nach dem Thale zu, um die Aussicht zu genießen, aber Gongora faßte mich beim Arme und bewog mich nach der andern Seite zu schauen. Ich stand vor einem großen, halb zertrümmerten Palaste im Renaissance-Style, der von einigen kleinen, elend aussehenden Häusern umgeben war.

„Was soll das?“ rief ich aus. „Sie führen mich her um ein arabisches Königsschloß zu sehen, und ich sehe den Weg von einem modernen Palaste versperrt? Wer hat den schändlichen Gedanken gehabt, dieses Gebäude in die Mitte des Kalifengartens zu bauen?“

„Karl V.“

„Er war ein Vandale. Ich habe ihm die gothische Kirche, die er mitten in die Moschee von Cordova setzte, noch nicht verziehen; und diese Baracke da genügt, daß ich ihn trotz Krone und Scepter nicht leiden kann. Aber, mein Gott, wo ist die Alhambra?“

„Dort ist sie.“

„Wo, dort?"

„In jenen Häuschen."

„Spaß bei Seite!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

Ich kreuzte die Arme und sah ihn an; er lachte.

„Und also," rief ich aus; „ist dieser große Name Alhambra nur eine der gewöhnlichen lächerlichen Uebertreibungen der Dichter! Ich, Europa, die ganze Welt werden unwürdigerweise zum Besten gehalten! Und war es der Mühe werth, dreihundertfünfundsechzig Nächte hintereinander von der Alhambra zu träumen, um nun einige elende Nester und hie und da eine gebrochene Säule oder eine vom Rauche geschwärzte Inschrift zu sehen?"

„Wie mir dies Spaß macht!" antwortete Gongora lachend; „nun, so kommen Sie und überzeugen Sie sich, daß die Welt nicht zum Besten gehalten wird: sehen wir uns einmal eines dieser Nester näher an."

Wir traten durch eine kleine Thüre ein, durchschritten einen Gang und befanden uns in einem Hofe. Von einem Schauer ergriffen faßte ich Gongoras Hand und dieser fragte triumphirend:

„Sind Sie jetzt überzeugt?"

„Ich antwortete nicht, ich sah ihn nicht, ich war schon unendlich weit von ihm entfernt: schon hatte die Alhambra angefangen, mit ihrem geheimnißvollen tiefen Zauber auf mich zu wirken, mit jenem Zauber, dem Niemand entgehen, den Niemand beschreiben kann.

Wir waren im sogenannten patio de los Arrayanes (der Myrthen), welcher der größte des Gebäudes ist, und zugleich einen Saal, einen Hof und einen Garten bil=

det. Ein großes rechteckiges, von einer Myrthenhecke umgebenes Wasserbecken geht von einem Ende des patio zum andern und spiegelt die Bogen, das Laubwerk und die Inschriften der Mauern ab. Rechts vom Eingang beginnen zwei übereinanderstehende und von leichten Säulen getragene Reihen maurischer Bogen; auf der andern Seite des Hofes erhebt sich ein Thurm mit einem Thore, von wo aus man die inneren halbdunkeln Säle, und durch deren kleine Doppelfenster den blauen Himmel und den Gipfel der fernen Berge sieht. Bis zu einer gewissen Höhe vom Boden, sind die Mauern mit glänzenden Mosaiken geschmückt und über denselben mit fein gezeichnetem Laubwerk, welches aussieht als zittere und verändere es sich bei jedem Schritte. Hier und dort schlängeln und ziehen sich arabische Inschriften, welche Grüße, Sprüche und Legenden enthalten, wie Kränze zwischen dem Laubwerk und den Bogen entlang.

Neben der Eingangsthüre steht in kufischer Schrift: — Ewige Gesundheit! — Segen! — Wohlergehen! — Glück! — Gelobt sei Gott für die Gnade des Islam.

Wo anders ist zu lesen: — Ich suche meine Zuflucht beim Herrn der Morgenröthe. — Wieder wo anders: — Oh Gott! dir gebührt ewiger Dank und unsterbliches Lob. —

An andern Stellen stehen Verse aus dem Koran und ganze Gedichte zu Ehren der Kalifen.

Einige Minuten standen wir schweigend, man hörte keine Fliege summen. Bald darauf wollte Gongora in den Thurm eintreten, aber ich hielt ihn am Arme zurück und fühlte, wie er vor Ungeduld zitterte.

„Aber wir müssen uns beeilen," sagte er endlich, „sonst können wir vor Abend nicht mehr nach Granada zurückkehren."

„Ach, was geht mich Granada an!" antwortete ich; „was weiß ich von Abend und Morgen, oder von mir selbst; ich bin im Orient!"

„Aber Sie sind ja nur im Vorzimmer der Alhambra, mein lieber Araber!" sagte Gongora, indem er mich vorwärts schob; „kommen Sie doch, kommen Sie mit mir und Sie werden sich noch ganz anders im Orient glauben!"

So führte er mich gewaltsam bis an das Thor des Thurmes, wo ich mich umwandte, um noch einmal den Myrthenhof zu sehen — ein Ausruf des Erstaunens entglitt meinen Lippen. Zwischen zwei der kleinen Säulen des Bogenganges, der sich auf der entgegengesetzten Seite des Hofes, dem Thurme gegenüber, befindet, zeigte sich ein Mädchen, eine schöne braune Andalusierin, mit einem weißen Mantel, der, um den Kopf geschlungen, auf die Schultern herniederfiel; sie lehnte sich schwermüthig an das Geländer, und sah uns unverwandt an. Ich kann die phantastische Wirkung, welche jene Figur an diesem Orte hervorrief, nicht beschreiben; noch weniger die Anmuth, mit welcher sie der obere Bogen und die beiden Säulen einrahmten und die schöne Harmonie, in der sie mit dem ganzen Hofe stand, als wäre sie eine nothwendige Verzierung dieser Bauart und schon im Geiste des Architekten vorhanden gewesen, als er sich die Zeichnung erdachte. Sie schien eine Sultanin, welche ihren Herrn erwartet und dabei an einen andern Himmel und an eine andere

Liebe denkt. Und so fuhr sie fort uns anzuschauen und mein Herz fing an heftiger zu schlagen; fragend sah ich meinen Freund an, als erwartete ich von ihm die Bestätigung, daß ich mich nicht täuschte. Plötzlich lachte die Sultanin, senkte den Schleier und verschwand.

„Es ist eine Magd,“ sagte Gongora.

Ich stand wie versteinert.

In der That war es eine Magd des Alhambraverwalters, welche sich mit allen Fremden diesen Scherz erlaubt.

Wir traten in den Comares-Thurm, welcher gewöhnlich der Gesandten-Thurm genannt wird.

Das Innere des Thurmes bilden zwei Säle, von denen der eine sala de la Barca heißt. Ueber diesen Namen sind die Meinungen verschieden, die Einen sagen, er heiße so, weil er die Form eines Schiffes habe, Andere behaupten, daß er von den Arabern Saal der baraka (Segen) genannt und das Wort vom Volke nach und nach umgeändert wurde. Schon dieser Saal sieht aus wie ein übermenschliches Werk. Er bildet eine einzige wunderbare Verschlingung von Kränzen, Rosetten, Zweigen und Blättern, welche Decke, Bogen und Wände auf allen Seiten und nach allen Richtungen hin bedecken und dicht verdreht und verflochten sind, ja sogar übereinander liegen und doch zum Erstaunen deutlich von einander abstechen und, indem sie sich alle zugleich dem Blicke zeigen, ein großartig blendendes und zugleich anmuthig bezauberndes Bild bieten. Ich näherte mich der Wand, faßte den äußersten Punkt eines Laubwerkes

ins Auge und versuchte dessen Kreisen und Windungen die Mauer hinauf zu folgen. Es ist unmöglich; der Blick verliert sich, der Verstand ist verwirrt, denn alle Verschlingungen vom Bogen bis zur Decke scheinen sich zu bewegen und in einander verschwimmen zu sollen, damit das Auge den Faden ihres unauflösbaren Netzes verliert. Ihr könnt Eure ganze Willenskraft zusammennehmen, Eure Aufmerksamkeit nur auf eine Handbreit der Wand heften die Augen beinahe darauf legen, den Faden mit dem Finger verfolgen, es nützt nichts, nach einer Minute verwirrt sich die Zeichnung, ein Schleier breitet sich zwischen Euch und die Mauer und Euer Arm sinkt ermattet zurück. Die Wand scheint wie ein Tuch gewebt zu sein, sie ist kraus wie Brocat, durchbrochen wie eine Spitze, netzartig wie ein Blatt. Ihr könnt sie nicht in der Nähe betrachten, Ihr könnt Euch die Zeichnung nicht ins Gedächtniß prägen, es wäre, als wolltet Ihr die Bewohner eines Ameisenhaufens zählen; Ihr müßt Euch begnügen die Wände nur von ungefähr zu betrachten, dann Euch ausruhen und von Neuem bewundern, und während Ihr ruht, müßt Ihr an etwas Anderes denken und Euch unterhalten. Es war keine Verwunderung, sondern eine Art Schwindel, mit dem ich eine Zeit lang um mich blickte, bis ich mich an Gongora wandte, damit er mir auf dem Gesichte lesen könnte, was ich ihm sagen wollte.

„Besuchen wir das andere Nest," antwortete er lächelnd und nöthigte mich in den großen Gesandtensaal, welcher das ganze Innere des Thurmes einnimmt, zu treten. Der kleinere barca-Saal befindet sich nämlich in einem an den Thurm stoßenden Gebäude und gehört

eigentlich nicht dazu. Dieser zweite Saal bildet ein großes Viereck und empfängt das Licht von neun großen Bogenfenstern, welche auch die Thüren bilden und, da die Mauern so dick sind, beinahe wie Alkoven aussehen. Jedes derselben ist auf der Außenseite von einer kleinen Marmorsäule in zwei getheilt, welche zwei anmuthige kleine Bogen unterstützt, und diese sind ihrerseits von zwei kleinen Bogenfenstern überragt. Die Wände sind mit vielen unbeschreiblich feinen Mosaiken und Laubwerken bedeckt, und diese mit unzählbaren Inschriften verschlungen, welche sich wie breite gestickte Bänder über die Bogen der Fenster, die Kanten hinan, die Rahmen entlang und auch um die Nischen, welche früher Vasen mit Blumen und wohlriechendem Wasser enthielten, ziehen. Die Decke, welche sich hoch oben wölbt, ist aus kleinen weißen, blauen und vergoldeten Stückchen Cedernholz verfertigt, welche zu Kreisen, Sternen und Kronen zusammengefügt sind und viele kleinere Wölbungen, Zellen und runde Fenster umrahmen, durch die ein unbestimmtes Licht strahlt. Der Fries, welcher die Decke mit den Wänden verbindet, ist wie mit Stalaktiten, mit Stuckverzierungen in Form von Blumen und Guirlanden geschmückt. Der Thron stand im mittleren, der Thüre gegenüberliegenden Fenster. Von den Fenstern auf dieser Seite hat man die prächtige Aussicht auf das Daurothal, welches so ernst und still ist, als fühle es den Zauber der majestätischen Alhambra mit; von den übrigen Fenstern sieht man die Ringmauern und die Festungsthürme, und auf der Eingangsseite in der Ferne die leichten Bogen des Myrthenhofes und das Wasserbecken, in dem sich der Himmel spiegelt.

„Nun," fragte Gongora, „war es der Mühe werth, dreihundertfünfundsechzig Nächte hintereinander von der Alhambra zu träumen?" —

„Was mich soeben bewegte," antwortete ich, „ist wunderbar. Jener Hof, wie ich ihn von hier aus sehe, dieser Saal, diese Fenster, diese Farben, Alles, was mich umgibt, dünkt mir nicht neu; es entspricht einem Bilde, das ich, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht seit wann, unter vielen andern Gedanken im Herzen trug, und dessen Ursprung vielleicht ein Traumbild war! Im sechzehnten Jahre war ich verliebt, und wenn ich mit meiner kleinen Freundin allein im Garten war und wir im Schatten einer Hütte standen und uns einander in die Augen sahen, dann entglitt unwillkürlich unsern Lippen ein Ruf des Entzückens; wir erschraken, als käme er von einem Dritten, der unser Geheimniß entdeckt habe. Nun, damals wünschte ich gar oft, ein König zu sein und ein Schloß zu besitzen, aber wenn ich diesem Wunsche eine Form geben wollte, dann weilte meine Phantasie nicht in den großen, goldenen Schlössern unserer heimischen Gegend, sie flog in ferne Länder und dort baute sie sich auf dem Gipfel eines Berges ein Schloß nach eigener Art, wo Alles niedlich, klein und von einem geheimnißvollen Lichte beleuchtet war. Da waren lange, von tausend lieblichen, zarten Dingen verzierte Zimmerreihen, mit kleinen Fenstern, in denen nur wir beide Platz hatten, und dünne Säulen, hinter denen das kleine Mädchen kaum ihr Gesicht hätte verbergen können, um Verstecken zu spielen, wenn es meinen Schritt von Saal zu Saal hörte, oder meine Stimme unter dem Geplätscher der Springbrunnen im Garten er-

tönte. Wenn ich im Geiste diese Schlösser baute, so baute ich, ohne es zu wissen, die Alhambra. Damals habe ich etwas Aehnliches erdichtet, wie diese Säle, diese Fenster und den Hof, den wir von hier aus sehen. Ja, etwas so Aehnliches, daß ich um so lebhafter daran erinnert werde, je mehr ich um mich blicke und es mir ist, als kenne ich diesen Ort schon seit langer Zeit und doch sehe ich ihn heute zum ersten Male. Jeder träumt von der Alhambra, wenn er verliebt ist. Diese Baukunst drückt nicht die Kraft, nicht die Herrlichkeit, nicht die Größe aus, sie spricht von Liebe und Wollust. Von der Liebe mit ihren Geheimnissen, ihren Launen, ihren Kämpfen, ihrem Dankgefühl gegen Gott —, von der Wollust mit ihrer Schwermuth und ihrem Schweigen. Es gibt also eine nahe Verwandtschaft, ein harmonisches Band zwischen der Schönheit der Alhambra und den Menschen, die mit sechzehn Jahren geliebt haben, wo die Wünsche noch Träume und Visionen sind. Daher kommt der unbeschreibliche Zauber, den diese Schönheit ausübt und deßhalb ist die Alhambra, obwohl öde und verfallen, doch noch das entzückendste Königsschloß der Welt. Mit Thränen im Auge verläßt der Fremde die Alhambra, denn es ist ihm zu Muthe, als ob er seinen schönsten Jugendträumen, die in diesen Mauern zu neuem Leben erwachten, ein letztes Lebewohl zuriefe; als nähme er zum letzten Male Abschied von jenen theuern Zügen, die ihm nach jahrelanger Vergessenheit zwischen diesen Säulchen und Fenstern im Geiste erschienen sind. Wir sagen lebewohl allen Truggestalten der Jugend! wir sagen lebewohl jener Liebe, die nicht wiederkehrt."

„Das ist wahr!“ antwortete mein Freund; „aber was werden Sie erst sagen, wenn Sie den Löwenhof gesehen haben! Kommen Sie! Eilen wir!“

Raschen Schrittes verließen wir den Thurm, durchkreuzten wieder den Myrthenhof und befanden uns vor einer Pforte, welche der Eingangsthüre gegenübersteht.

„Halt!“ rief Gongora.

Ich blieb stehen.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Gerne.“

„Schließen Sie die Augen und öffnen Sie dieselben nicht, bis ich es Ihnen sage.“

„Nun, sie wären geschlossen.“

„Aber merken Sie sich; es liegt mir viel daran, wenn Sie sie öffnen, so würde ich es sehr bedauern!“

„Ich gebe Ihnen mein Wort!“

Gongora nahm mich bei der Hand und führte mich weiter: ich zitterte vor Erwartung.

Nach ungefähr fünfzig Schritten blieben wir stehen. Gongora rief mit bewegter Stimme: — Sehen Sie! — Ich blickte um mich — und ich schwöre beim Haupte meiner Leser: zwei Thränen rollten über meine Wangen.

Wir befanden uns im Löwenhofe.

Ich glaube nicht, daß, wäre ich denselben Augenblick wieder hinausgeführt worden, wo ich eingetreten war, ich sagen könnte, was ich gesehen hatte. Ein Säulenwald, unzählige Bogen und Marmorverzierungen, eine unergründliche Schönheit, undenkliche Zartheit, wunderbarer Reichthum, etwas unaussprechlich luftiges, durchsichtiges, wellenförmiges, als wäre das Ganze ein einziges Spitzenzelt. Es

macht den Eindruck eines Gebäudes, das beim ersten Windhauche zusammenfallen müßte, wie ein Kartenhaus. Die merkwürdigsten Lichteffekte blenden das Auge und auf allen Seiten wird dasselbe von vielerlei Anblicken und geheimnißvollen Schatten getäuscht. Ein Durcheinander, eine launenhafte Unordnung kleiner Dinge verbindet hier die Majestät eines Königsschlosses, mit dem heiteren Aussehen eines Gartenhauses. Ueberall herrscht eine liebliche, hinreißende Anmuth, eine wonnevolle Ausschweifung, als wäre es die Schöpfung der leidenschaftlichen Phantasie eines Mädchens, der Traum eines Engels, oder das Werk des Wahnsinns.

Der Hof ist nicht geräumiger als ein großer Festsaal, er bildet ein längliches Viereck und hat Mauern so hoch wie ein einstockiges andalusisches Haus. Ein leichter Bogengang zieht sich rings herum und ruht auf schlanken Marmorsäulen, welche in symmetrischer Unordnung zu zwei oder zu drei stehen und beinahe kein Postament haben, so daß sie eher wie aus dem Boden gewachsene Bäume aussehen; diese Säulen tragen verschieden gebaute, hohe, schmale Kapitäler, welche wie kleine Pfeiler aussehen und über denen sich kleine anmuthig gebaute Bogen erheben. Letztere ruhen kaum auf einem Stützpunkt, sie scheinen eher wie Vorhänge über den Säulen zu hängen und diese wie herabwallende Bänder und Kränze zu tragen. In der Mitte der beiden Schmalseiten treten Gruppen von Säulen hervor, welche auf jeder Seite einen kleinen viereckigen Tempel bilden. Diese bestehen aus je neun Bogen und sind von farbigen Kuppeln überragt. Die Mauern der beiden Tempelchen und die äußere der Bogen=

gänge erscheinen wie Spitzen aus Gyps; man glaubt, sie seien gesäumt, ausgeschnitten, von einer Seite zur andern durchbrochen, durchsichtig wie Maschenstiche. Bei jedem Schritte bieten sie eine neue Zeichnung; hier Laubwerk und Blumen, da Sterne, dort Schilder oder Schachfelder und vieleckige Bildungen, welche alle mit außerordentlich feinen Verzierungen ausgefüllt sind. Am Rande sind sie gezackt, gezahnt, gefältelt, oder sie enden in Bändern, welche um die Bogen flattern, oder bilden Stalaktite, Franzen, Zotteln und Schleifen, welche aussehen als müßten sie sich beim geringsten Luftzuge bewegen und durcheinander gerathen. Breite arabische Inschriften schmücken Mauern, Bogen und Kapitäler. Mitten im Hofe erhebt sich ein großes Marmorbecken, welches von zwölf Löwen getragen wird; rings herum läuft ein gepflasterter Kanal, in den sich vier andere kleine Kanäle ergießen, welche von den vier Seiten des Hofes aus ein Kreuz bilden, den Bogengang durchfließen, in die umliegenden Säle treten und sich mit andern Wasserleitungen verbinden, welche durch das ganze Gebäude fließen. Hinter den Tempelchen und auf den beiden andern Seiten beginnen lange Zimmerreihen mit großen offenen Thüren, durch welche ein dunkler Hintergrund erscheint, auf dem die kleinen weißen Säulen des Hofes wie vor dem Eingange einer Grotte abstechen. Der Säulenwald scheint sich bei jedem Schritte zu bewegen und in Unordnung zu gerathen, um sich anders zu stellen; hinter einer Säule, die allein stand, erscheinen zwei, drei oder eine ganze Reihe; einige verschwinden, andere vereinigen und trennen sich wieder von Neuem. Wir blicken in die

Tiefe der Säle und Alles scheint den Platz gewechselt zu haben; die Bogen der gegenüberliegenden Seite scheinen unendlich weit weg, die Säulen versetzt, die Tempel anders gestaltet; dann sehen wir durch die Mauern und entdecken neue Bogen, neue Säulen, hier von der Sonne beleuchtet, dort im Schatten, hier kaum sichtbar beim trüben Lichte, das durch den Gyps strahlt, dort fast im Dunkel verloren. So wechseln die Ansichten, die Entfernungen, die Täuschungen, die Geheimnisse in einem fort; es ist ein Spiel der Baukunst, der Sonne und unserer eigenen erregten fieberhaften Phantasie.

Was mochte dieser patio sein — meinte Gongora, — als die innern Mauern der Bogengänge von Mosaiken strahlten, die Kapitäler von Gold strotzten, die Decke und die Gewölbe mit allerlei Farben bemalt, die Pforten mit seidenen Vorhängen geschlossen, die Nischen mit Blumen geziert waren und unter den Tempeln und in den Sälen wohlriechende Wasser flossen, aus den Nasenlöchern der Löwen zwölf Wasserstrahlen aufsprangen und in das Becken herniederfielen und die Luft erfüllt war von wonnevollen arabischen Düften.

Wir blieben länger als eine Stunde im Hofe und merkten es kaum; ich that was Alle an dem Orte thun, Spanier und Fremde, Männer und Frauen, Dichter und prosaische Naturen: ich glitt mit der Hand über die Mauern, berührte die Säulen und umfaßte sie hintereinander mit beiden Händen wie die Taille eines kleinen Mädchens, ich versteckte mich hinter ihnen, zählte sie, sah sie von allen Seiten an, durchschritt den Hof nach allen Richtungen hin, wollte mich überzeugen, ob ein leise in

den Rachen eines Löwen gesprochenes Wort wirklich klar aus dem Rachen aller andern wiederhalle; ich suchte auf dem Marmor die Blutspuren der poetischen Legenden und ermüdete Auge und Geist an den Arabesken. Auch einige Damen befanden sich im Löwenhofe, sie unterhielten sich mit allerhand Kindereien, sie steckten den Kopf zwischen die Zwillingssäulen, verbargen sich in den dunkeln Ecken, setzten sich auf den Boden und blieben lange unbeweglich träumend mit dem Haupte auf die Hand gestützt. Unter ihnen befand sich eine weißgekleidete, welche hinter den fernen Säulen, wo sie sich ungesehen wähnte, einen nachlässig majestätischen Gang annahm, um einer schwermüthigen Sultanin zu gleichen und dann mit einer Freundin kicherte; es war entzückend! Mein Freund sagte: „Gehen wir," ich antwortete: „Gehen wir," und konnte mich nicht rühren. Es war nicht nur das Gefühl süßen Erstaunens, welches mich festbannte, ich zitterte vor Freude und eine unüberwindliche Lust trieb mich, Alles zu berühren, ich hätte gerne in die Mauern und Säulen hineinsehen, als wären sie von einer geheimnißvollen Substanz gemacht, in deren Mark ich die Ursache des Zaubers, den jener Ort ausübt, finden könnte. In meinem ganzen Leben habe ich nie so viel artige Albernheiten, so viel schöne Thorheiten, so viele Lügen, so viele liebliche, sinnlose Sachen gedacht oder gesagt und werde auch nie mehr wiederholen, was ich in jener Stunde dachte und sagte.

„Aber Sie müssen bei Sonnenaufgang hierherkommen," sagte Gongora, „Sie müssen Abends kommen, Sie müssen des Nachts kommen, wenn der Mond scheint,

um diese Wunder von Farben, Licht und Schatten zu sehen! Es ist zum verrückt werden!"

Endlich begaben wir uns nach den übrigen Sälen. Im Osten liegt ein langer, schmaler Saal, von reicher, kühner Bauart, welcher den Namen: der Gerechtigkeit trägt. Drei große Bogenthüren führen vom Hofe aus in diesen Saal, dessen Wände mit verwirrtem Laubwerk und kostbaren Mosaiken bedeckt sind und dessen Decke mit Spitzen, Knäufen und erhabenen Verzierungen aus Gyps überladen ist. Diese hängen den Bogen entlang, die Wände herab, häufen sich hier und dort auf wie Berge und erniedrigen sich wie Thäler, treten von einander ab, oder drängen und überragen sich gegenseitig, als stritten sie um den Raum, wie die Blasen siedenden Wassers. An vielen Stellen sind noch die Spuren der früheren Farben sichtbar, welche der Decke das Aussehen einer mit hängenden Blumen und Früchten bedeckten Wölbung gaben. Der Saal enthält drei kleine Alkoven und in jedem derselben befindet sich ein arabisches Gemälde, welchem die Zeit und die außerordentliche Seltenheit der noch vorhandenen Pinselarbeiten der Araber einen ungeheuren Werth geben. Die Bilder sind auf Leder gemalt, das an der Wand befestigt ist. Auf dem mittleren sind auf Goldgrund zehn Männer abgebildet, welche vermuthlich zehn Könige von Granada darstellen; weiß gekleidet, mit einer Kapuze auf dem Kopfe und die Hand am Säbel sitzen sie auf gestickten Kissen. Die Malereien der beiden andern Alkoven stellen Schlösser, Frauen und Ritter, Jagd- und Liebesscenen dar, deren Bedeutung schwer zu fassen ist. Aber die Gesichter der zehn Könige entsprechen

wunderbar den Vorstellungen, welche wir uns von diesen Menschen machen: dieselbe Olivenfarbe, dieselben aufgeworfenen Lippen, dieselben schwarzen Augen mit aufmerksamem, geheimnißvollem Blick, welche uns immer aus den dunkeln Winkeln der Alhambrasäle entgegenzuleuchten scheinen.

An der Nordseite des Hofes liegt ein anderer Saal, welcher nach zwei großen Marmorplatten, die den Fußboden bilden, de las dos Hermanas [1]) genannt wird. Dieser ist der hübscheste Saal der Alhambra. Er ist klein, viereckig mit einer von jenen Kuppeln bedeckt, welche die Spanier halbe Orangen nennen; die Kuppel ist von im Kreise stehenden Säulen und Bogen getragen und über und über wie eine Tropfsteingrotte mit unzählbaren Spitzen und Einschnitten verziert, die vergoldet und bemalt sind und so leicht aussehen, als schwebe das Ganze in der Luft und müsse sich bei der leisesten Berührung wie eine Wolke zerreißen, oder verschwinden wie Seifenblasen. Die Wände dieses Saales sind wie diejenigen aller übrigen aus Gyps und mit unglaublich dichtem, zartem Laubwerke bedeckt. Welch wunderbares Erzeugniß menschlicher Erfindung und Geduld! Je mehr wir schauen, um so mehr drängen und kreuzen sich die Linien, aus einer Figur entsteht eine andere, aus dieser eine dritte, und alle drei zusammen bilden eine vierte, die uns entgangen war, und diese theilt sich plötzlich in zehn andere, die wir vorher nicht gesehen hatten, und dann treten sie wieder zusammen und verwandeln sich von Neuem; wir entdecken

[1]) Der beiden Schwestern.

immer neue Zusammenstellungen, denn wenn die ersten wieder hervortreten, so sind sie schon vergessen und scheinen wieder neu. Wer dieses Labyrinth ergründen wollte, könnte Gesicht und Verstand darüber verlieren; eine Stunde reicht kaum hin, um den Rahmen eines Fensters, die Verzierungen eines Pfeilers, die Laubwerke eines Frieses genau zu betrachten; um sich die Zeichnung einer der prachtvollen Cedernholzthüren in diesem Saale einzuprägen, braucht es fast einen halben Tag. An den beiden Seitenwänden des Saales befinden sich zwei kleine Alkoven, und in der Mitte ein Becken mit einer Röhre für den Springbrunnen, der mit dem Kanal zusammenhängt, welcher den Hof durchschneidet und nach dem Löwenbrunnen geht. Der Eingangsthüre gegenüber befindet sich wieder eine Thüre, welche in einen langen schmalen Saal, den Orangensaal, führt, und aus diesem führt eine dritte Thüre in ein kleines Gemach, welches den Namen Lindaraja-Cabinet trägt; dasselbe ist ebenfalls von Verzierungen überfüllt und nach einem Garten zu mit einem hübschen doppelbogigen Fenster versehen.

Wer mit einem Blick die ganze Schönheit dieser zauberhaften Architektur genießen will, muß, aus dem Schwesternsaale kommend, den Löwenhof durchkreuzen, und in den sogenannten Abencerrages-Saal treten, der auf der Mittagsseite demjenigen der beiden Schwestern gegenüberliegt und beinahe die gleiche Form und die gleichen Verzierungen wie dieser hat. Von diesem Saale aus durchfliegt der Blick den Löwenhof, den Saal der beiden Schwestern, den Orangensaal und dringt bis in das Lindaraja-Cabinet, wo er durch die Bogen jenes allerliebsten Fensters

das dichte Grün des Gartens gewahr wird. Durch die Entfernung verkleinert, sehen die beiden Fensteröffnungen so leuchtend wie zwei große weitgeöffnete Augen am Ende der vielen dunkeln Säle aus, und erwecken die Vermuthung, daß dahinter noch andere paradiesische Geheimnisse verborgen seien.

Nachdem wir den Abencerrages-Saal gesehen hatten, besuchten wir die Bäder, welche sich zwischen dem Saal der beiden Schwestern und dem Myrthenhofe befinden. Wir stiegen eine Treppe hinab, durchschritten einen engen Gang und traten in einen prächtigen Saal, der den Namen de los Divanes trägt, in welchem die Schönen der Könige beim Klang der Zither auf persischen Teppichen ruhten, nachdem sie in den anstoßenden Gemächern gebadet hatten. Dieser Saal wurde auf den Trümmern des früheren neu aufgebaut und von spanischen Künstlern mit Laubwerk verziert, vergoldet und bemalt, wie er ursprünglich war, so daß man ihn gleichsam als einen vollkommen unangetasteten Saal aus der Zeit der Araber betrachten kann. In der Mitte steht ein Brunnen, an zwei entgegengesetzten Seiten befinden sich zwei Alkoven, in welchen die Frauen ruhten, höher oben die Tribüne, wo die Musikanten saßen. Die Wände sind mit allerlei lebhaften Farben wie eine mit Gold durchwirkte chinesische Tapete gestreift, gescheckt, gefleckt, gesprenkelt, und enthalten jene unzähligen Figuren und nie endenden Verflechtungen, welche den geduldigsten Mosaikarbeiter der Welt verrückt machen könnten.

Und dennoch arbeitete ein Maler in jenem Saale! Seit Monaten war er beschäftigt die Wände abzumalen

Es war ein Deutscher. Gongora kannte ihn und fragte: „Das ist eine Arbeit zum Tode ermüdend, nicht wahr?“ Jener antwortete:

„Es scheint mir nicht,“ und beugte sich wieder über sein Werk.

Ich betrachtete ihn wie einen Wundermenschen.

Wir traten in die kleinen gewölbten Badezimmer, welche von oben durch blumen- und sternförmige Oeffnungen beleuchtet sind. Die großen Wannen sind aus einem einzigen Marmorblocke gehauen und zwischen die beiden Wände gedrängt. Die Gänge, welche von einem Badzimmer zum andern führen, sind so niedrig, daß ein Mann kaum hindurch kann, aber herrlich kühl. Als ich vor eines jener kleinen Zimmer trat, übermannte mich plötzlich ein trauriger Gedanke.

„Was blicken Sie so finster drein?“ fragte mein Freund.

„Ich denke,“ antwortete ich, „wie wir Sommer und Winter in Häusern wohnen, die wie Kasernen aussehen; in Zimmern im dritten Stocke, die entweder dunkel oder von einem blendenden Lichtstrom durchflossen sind, ohne Marmor, ohne Wasser, ohne Blumen, ohne Säulen; ich denke, daß wir das ganze Leben so verbringen müssen und in unsern vier Wänden sterben werden, ohne ein einziges Mal die Wollust dieser Zauberschlösser genossen zu haben; ich denke, daß man auch in diesem elenden Erdenleben unendlich viel genießen kann und daß mir aller Genuß entgeht! Ich denke, daß ich vor vier Jahrhunderten als König von Granada hätte auf die Welt

kommen können und daß ich statt dessen als armer Teufel geboren bin.

Mein Freund lachte und indem er mich mit dem Daumen und Zeigefinger in den Arm kniff, sagte er:

„Denken Sie nicht an das. Denken Sie eher wie viel Schönes, Liebliches, Entzückendes jene Wannen gesehen haben müssen; an die Füßchen, die in ihrem wohlriechenden Wasser geplätschert haben, an das lange Haar, das auf dem Rande lag, an die großen, schwermüthigen Augen, welche durch die Oeffnungen der Wölbung nach dem Himmel blickten, während der rasche Schritt des ungeduldigen Kalifen unter den Bogen des Löwenhofes ertönte und die hundert Wasserstrahlen des Schlosses geschwätzig murmelten: — O komm', komm', komm'! — und ein vor Ehrfurcht zitternder Sklave in einem duftdurchströmten Saale die Fenster mit rosenrothen Vorhängen verschloß."

„Ach, lassen Sie mich in Ruhe!" rief ich achselzuckend.

Wir durchschritten den Garten des Lindaraja-Kabinets, dann einen geheimnißvollen Hof, den patio de la Reja und durch eine lange ins Feld schauende Gallerie erreichten wir die Spitze eines der äußersten Thürme der Alhambra. Unter einem ringsum offenen Dache schwebt hier ein Erker wie ein Adlernest über dem Abgrund und verdient seinen stolzen Namen el mirador de la reina. [1])

Ohne zu fürchten von Jemand Lügen gestraft zu werden, kann ich sagen, daß es auf Erden keinen zweiten

---

1) Der Aussichtspunkt der Königin.

Anblick gibt wie derjenige, welcher sich von dort oben dem Auge entfaltet.

Eine unendlich weite Ebene breitet sich wie eine von jungem hellgrünen Gras bedeckte Wiese vor den Blicken aus. Nach allen Richtungen hin von Cypressen-, Pinien-, Eichen- und Pappelreihen durchkreuzt, von dichten Orangenhainen übersät, welche in der Entfernung wie kleine Gebüsche aussehen, unterbrochen von großen Gemüse- und Obstgärten, die so dicht mit Fruchtbäumen bepflanzt sind, daß sie grün überwachsenen Hügeln gleichen; und inmitten dieser unendlichen Ebene der Fluß Genil, der wie ein breites Silberband durch die Wälder und die Gärten glitzert; ringsum waldige Hügel und hinter diesen riesenhohe phantastisch geformte Felsen, ähnlich einer Ringmauer mit riesenhaften Thürmen, welche dieses irdische Paradies von der übrigen Welt abschließt; und gerade zu meinen Füßen die Stadt Granada, die sich theils in der Ebene ausdehnt, theils an den Abhang des Hügels gebaut ist. Die Stadt ist wie besät mit Gruppen von Bäumen, welche wie riesige Federbüsche die Häuser überragen, hin- und herschwanken, als wollten sie sich ausdehnen, verbinden und so die ganze Stadt bedecken. Ganz nahe vor uns liegt das tiefe Darrothal, welches ein wunderbar reicher Pflanzenwuchs bedeckt, ja fast überfüllt, denn er erhebt sich wie ein grüner Berg, über den ein ganzer Wald von riesenhaften Pappeln ragt, deren Gipfel dicht unter den Fenstern des Thurmes schwanken und beinahe mit der Hand zu erreichen sind; rechts auf dem andern Ufer des Darro auf einem Hügel, der kühn und schlank wie

eine Kuppel gen Himmel ragt, inmitten eines Kranzes luftiger Gärten in Lorbeer-, Pappel- und Granatenwäldern beinahe versteckt, erhebt sich der Palast des Generalifen und rechts auf der andern Seite dehnt sich ein wunderbares, unglaubliches Schauspiel wie die Vision eines Traumes aus: Die schneeweiße Sierra Nevada, nach den Alpen die höchsten Berge Europas, weiß bis wenige Meilen vor den Thoren Granadas, ja weiß bis an die Hügel, wo riesenhafte Granaten und Palmen wachsen und sich in herrlicher Pracht ein fast tropischer Pflanzenwuchs ausbreitet. Und über diesem unermeßlichen Paradiese, welches die lachendste Anmuth des Orients und die ernsteste Schönheit des Nordens in sich vereinigt, welches Europa und Afrika verbindet, indem es Hymen die schönsten Wunder der Natur zollt und alle Wohlgerüche der Erde in einem einzigen Duft gen Himmel sendet, über diesem gesegneten Thale strahlt der Himmel und die Sonne Andalusiens, die im Westen sinkend die Gipfel der Sierra Nevada in himmlisches rosenroth kleidet, die Wände der Berge mit allen Regenbogenfarben und dem Widerschein der klarsten bläulichen Perlen übergießt und ihre Strahlen in tausend goldenen, purpurnen und grauschimmernden Schattirungen an den Felsen bricht, welche das Thal umschließen und in einem Feuermeere untergehend, eine leuchtende Krone als Gruß auf die sinnenden Thürme der Alhambra und die bekränzten Zinnen des Generalifen legt. Sagt mir ob die Welt etwas Erhabeneres, Herrlicheres, Berauschenderes besitzt, als dieses Liebesfest zwischen Himmel und Erde, vor dem seit neun Jahrhunderten Granada vor Wollust zittert und vor Stolz erbebt.

Das Dach des mirador de la reina ist von kleinen maurischen Säulen getragen, zwischen denen sich Bogen ausbreiten, welche dem ganzen Zelte ein äußerst launenhaft liebliches Aussehen geben. Die Rückenwand ist mit Fresken bemalt und längs den Friesen stehen die Anfangsbuchstaben Isabella's und Philipps V. mit Amoretten und Blumen verflochten. Hier oben athmet Alles Liebe und Seligkeit. Es weht eine reine Luft wie auf der Spitze eines Berges, Myrthen und Rosen duften von ferne und kein anderes Geräusch dringt herauf als das Murmeln des Darro, der durch die harten Kiesel seines felsigen Bettes bricht und der Gesang von vielen tausend, im dichten Grün des Thales verborgenen Vögeln. Es ist ein wahres Versteck für liebende Herzen, ein schwebender Erker um darin zu träumen, ein luftiges Kämmerlein, um Gott für sein Glück zu danken.

„Ach, Gongora!“ rief ich aus, nachdem ich das entzückende Schauspiel eine Weile betrachtet hatte; „ich gäbe zehn Jahre meines Lebens dahin, wenn ich mit einem Zauberstäbchen die lieben Meinen hier heraufbeschwören könnte.“

Gongora zeigte mir eine breite schwarze Stelle an der Mauer, auf welcher von den Besuchern der Alhambra unzählige Namen mit Bleifeder und Kohle geschrieben oder mit dem Messer eingekratzt waren.

„Was steht hier?“ fragte er.

Ich näherte mich der Stelle und rief entzückt aus:

„Chateaubriand!“

„Und hier?“

„Byron!“

„Und hier?“

„Victor Hugo!“

Als wir vom mirador de la reina herabstiegen, glaubte ich die Alhambra gesehen zu haben und war so unvorsichtig, es meinem Freunde zu sagen. Er hätte mir gewiß Prügel gegeben, wenn er einen Stock bei sich gehabt hätte; da er aber keinen hatte, maß er mich mit einem fragenden Blicke, als wollte er sagen: „Bist du verrückt?“

In den Myrthenhof zurückgekehrt, besuchten wir die Säle, welche auf der andern Seite des Comaresthurmes liegen; die meisten davon sind halb zerstört, etliche verändert, etliche ganz kahl, ohne Boden und ohne Dach; aber dennoch alle sehenswerth, theils wegen den Erinnerungen, die sie erwecken, theils um den Bau des ganzen Gebäudes zu begreifen. Die frühere Moschee wurde von Karl V. in eine Kapelle verwandelt und ein großer arabischer Saal in ein Oratorium. Hier und da befinden sich noch Ueberbleibsel von Arabesken und an der Decke geschnitztes Cedernholz. Die Gallerien, Höfe und Vorhallen scheinen zu einem abgebrannten Palaste zu gehören.

Als ich auch diesen Theil der Alhambra gesehen hatte, glaubte ich wirklich, daß mir nichts Sehenswerthes mehr übrig bliebe und war abermals unvorsichtig genug, Gongora es auszusprechen. Er führte mich jedoch in die Vorhalle des Myrthenhofes vor einen an der Mauer befestigten Plan der Alhambra und sagte;

Schauen Sie und Sie werden bemerken, daß alle Säle, Höfe und Thürme, die wir bis jetzt gesehen haben, nicht den zwanzigsten Theil jenes Raumes einnehmen, welchen die Mauern der Alhambra umfassen; wissen Sie,

daß wir folgendes noch nicht besucht haben: die Ueberbleibsel von drei Moscheen, die Trümmer des Kadihauses, den Wasserthurm, die Thürme der Infantinnen, der Gefangenen, des Candil,[1]) der Picos,[2]) der Dolche, der Siete suelos,[3]) den Hauptmannsthurm, den Hexenthurm, den Thurm der Köpfe, der Waffen, der Hidalgen, der Hühner, den Würfelthurm, den Huldigungsthurm, den Segelthurm und den Pulverthurm, die Ueberbleibsel des Mondejarhauses, das Militärviertel, das eiserne Thor, die inneren Mauern, die Cisternen, die Promenaden. Sie müssen wissen, daß die Alhambra kein Schloß, sondern eigentlich eine Stadt ist, und daß ein Mensch sein Leben damit verbringen könnte, Arabesken zu untersuchen, Inschriften zu lesen, alle Tage eine neue Aussicht auf die Hügel und die Berge zu entdecken, und sich einmal in jeder der vierundzwanzig Stunden des Tages zu begeistern."

Und ich glaubte die Alhambra gesehen zu haben!

An diesem Tage wollte ich nichts mehr sehen und der Himmel weiß wo mir der Kopf stand, als ich ins Gasthaus zurückkehrte. Tags darauf kehrte ich bei Sonnenaufgang nach der Alhambra zurück. Ich besuchte sie auch des Abends und alle Tage, die ich noch in Granada blieb, fuhr ich fort mit Gongora, mit andern Freunden, mit Lohndienern oder auch allein hinzugehen und die Alhambra schien mir immer größer und schöner. Ich durchschritt von Neuem jene Höfe und Säle und verbrachte

---

[1]) Der Lampe.

[2]) Der Zacken.

[3]) Der sieben Stockwerke.

viele Stunden zwischen den Säulen sitzend oder an die kleinen Fenster gelehnt. Meine Freude wurde immer lebhafter, ich entdeckte immer neue Schönheiten und überließ mich mehr und mehr den anmuthigen köstlichen Bildern meiner Phantasie, die mich schon am ersten Tag umgaukelt hatten. Ich weiß nicht, welche Wege mich meine Freunde führten, um in die Alhambra zu gelangen, ich erinnere mich nur, daß ich alle Tage neue Mauern, Thürme und einsame Straßen sah. Es schien mir oft, als hätte die Alhambra den Platz gewechselt oder sich verwandelt, oder ringsum hätten sich wie durch Zauber neue Gebäude erhoben und die früher gesehenen ihr ursprüngliches Aussehen verändert. Wer kann die Schönheit dieses wunderbaren Ortes beschreiben, wenn die Sonne untergeht? Den phantastischen Wald vom Mond beschienen? Die unendliche Ebene und die schneebedeckten Berge in sternhellen Nächten? Die großartigen Umrisse jener herrlichen Thürme und der himmelhohen Bäume am sternbedeckten Himmel? Das lang anhaltende Rauschen dieses wunderbaren Pflanzenwuchses, welcher das Thal füllt und die Abhänge der Hügel bedeckt, wenn ein erfrischender Wind die Luft bewegt? Es waren Schauspiele, vor denen sogar meine Freunde, die von Granada gebürtig und von Kindheit an daran gewöhnt sind, verstummten, so daß wir lange Wege schweigend zurücklegten, Jeder in Gedanken vertieft und das Herz voll süßer Wehmuth, bis uns die Augen feucht wurden und wir voll Liebe und Dankbarkeit das Angesicht zum Himmel wandten.

Als ich am Tage meiner Ankunft in Granada um Mitternacht nach Hause kam, fand ich statt Ruhe und

Stille den patio wie einen Ballsaal erleuchtet, Leute an den Tischchen, die Gefrorenes aßen, andere die schwatzend und lachend auf den Gallerien promenirten, so daß ich eine Stunde warten mußte, ehe ich zu Bette gehen konnte. Doch verbrachte ich diese Stunde recht angenehm. Während ich eine an der Wand hängende Karte Spaniens betrachtete, trat ein Mann mit kupferrothem Gesichte und einem Schmeerbauche, der ihm bis auf die Knie herabhing, an mich heran und sein Käppchen berührend fragte er, ob ich Italiener sei. Ich bejahte es, und er fügte lächelnd hinzu: — „Ich auch, ich bin der Herr des Gasthofes."

„Das freut mich um so mehr, da ich sehe, daß Sie hier sehr gut gedeihen."

„Guter Gott . . . ." antwortete er in einem Tone, der schwermüthig klingen sollte, „ja . . . ich beklage mich nicht; aber . . . . glauben Sie mir, lieber Herr, so gut die Geschäfte auch gehen mögen, so fühlt man, fern von seiner Heimat, hier (und dabei legte er die Hand auf seinen ungeheuren Leib) hier immer eine Leere!"

Unwillkürlich schaute ich seinen Schmeerbauch an.

„Eine große Leere," wiederholte der Wirth; „das Vaterland vergißt man nie . . . . Aus welcher Provinz sind Sie, mein Herr?"

„Aus Ligurien. Und Sie?"

„Aus Piemont. Ligurien, Piemont, Lombardei, das sind Länder!"

„Es sind ohne Zweifel schöne Länder, aber am Ende können Sie sich auch über Spanien nicht beklagen. Sie wohnen in einer der schönsten Städte der Welt, Sie besitzen eines der schönsten Gasthäuser der Stadt, Sie haben

es das ganze Jahr von Fremden überfüllt und dann sehe ich, daß Sie sich einer beneidenswerthen Gesundheit erfreuen dürfen."

„Aber die Leere!"

Ich betrachtete von neuem seinen Schmeerbauch.

„Ja, ja, mein Herr; aber Sie irren, wenn Sie mich nach dem Aeußern beurtheilen. Sie wissen nicht, was ich fühle, wenn ein Italiener herkommt. Es ist wohl eine Schwäche . . . . ich weiß nicht . . . . aber ich möchte ihn den ganzen Tag bei Tische sehen und wenn meine Frau mich nicht daran verhindern würde, ich wäre im Stande, ihm auf meine Rechnung ein Dutzend Zwischenspeisen bereiten zu lassen . . . . so mir nichts, dir nichts."

„Um welche Zeit ißt man morgen zu Mittag?"

„Um fünf Uhr. Uebrigens . . . . hier ißt man wenig . . . . heiße Länder . . . . Alle fürchten, sich zu überladen . . . . die Nationalität thut nichts zur Sache . . . . es ist Regel . . . . Aber haben Sie den andern Italiener, der hier ist, noch nicht gesehen?"

So sprechend, schaute er umher und ein Mann, der uns von einer Ecke des Hofes aus betrachtete, näherte sich. Nach wenigen Worten ließ uns der Wirth allein. Es mochte ein Mann in den Vierzigen sein, er war ärmlich gekleidet, sprach durch die Zähne und rieb sich fortwährend krampfhaft die Hände, als kostete es ihn Ueberwindung, mit der Faust nicht um sich zu schlagen. Er sagte, er sei Lombarde, Chorsänger und erst gestern mit andern am Operntheater für den Sommer engagirten Künstlern in Granada eingetroffen.

„Ein schmutziges Land!“ rief er ohne Einleitung aus und sah sich um, als wolle er eine Rede halten.

„Sie bleiben nicht gerne in Spanien?“ fragte ich.

„In Spanien? Ich? Verzeihen Sie, es klingt, wie wenn Sie mich fragten, ob ich gerne in der Galeere bliebe.“

„Warum denn?“

„Warum? .... Aber sehen Sie nicht, was die Spanier für ein unwissendes, eingebildetes, abergläubisches, blutdürstiges, betrügerisches, schurkenhaftes, oberflächliches, elendes Volk sind?“

Hierauf blieb er einen Augenblick unbeweglich mit fragendem Ausdruck und den Halsadern bis zum Zerspringen geschwollen, stehen.

„Verzeihen Sie,“ antwortete ich, „aber Ihr Urtheil scheint mir nicht ganz gerecht, um demselben beizustimmen. Was die Unwissenheit betrifft, so ist es nicht an uns Italienern, an uns, die wir noch Städte haben, in denen man den Schullehrern Steine nachwirft und wo die Professoren, welche den Schülern das Zeugniß „Schlecht“ geben, Dolchstößen ausgesetzt sind; es ist nicht an uns, Andern die Splitter aus dem Auge zu ziehen. Was den Aberglauben betrifft, wehe uns! In den italienischen Städten, in denen die Volksbildung am meisten verbreitet ist, sehen wir ja noch wegen einem Madonnenbilde, an welchem ein altes Weib auf der Straße Wunder entdeckt haben will, unsägliche Verwirrungen entstehen .... und bezüglich der Verbrechen, gestehe ich offen, daß, wenn ich in Gegenwart eines spanischen Auditoriums die statistischen Tabellen über die Verbrechen in beiden Ländern

gegenüberstellen müßte, ohne sie vorher gesehen zu haben, ich gewaltig Angst hätte .... damit will ich nicht sagen, daß wir, Alles in Allem genommen, nicht besser daran seien als Spanien; ich meine nur, daß ein Italiener, wenn er die Spanier beurtheilt und gerecht sein will, nachsichtig sein muß."

„Verzeihen Sie, das finde ich nicht .... ein Land ohne politische Richtung, ein Land, das der Anarchie zum Opfer fällt, ein Land ... nennen Sie mir einen großen Spanier der Jetztzeit."

„Ich wüßte nicht .... es gibt überall nur wenige große Männer!"

„Nennen Sie mir einen Galileo."

„O, einen Galileo haben sie nicht, keinen einzigen."

„Nennen Sie mir einen Ratazzi."

„Auch den haben sie nicht."

„Nennen Sie mir .... ach, sie haben ja gar nichts. Und dann, finden Sie das Land schön?"

„Verzeihen Sie, in diesem Punkte weiche ich nicht; Andalusien, um von einer einzigen Provinz zu sprechen, ist ein Paradies; Sevilla, Cadiz, Granada sind herrliche Städte."

„So? — Ihnen gefallen die Häuser von Sevilla und Cadiz, wo kein Mensch längs der Mauer gehen kann, ohne von Kopf zu Fuß weiß zu werden? Gefallen Ihnen die Straßen, die man nach einem guten Essen kaum passiren kann? Und finden sie die andalusischen Frauen, mit Augen, als wären sie nicht recht bei Trost, schön? Gehen Sie, Sie sind zu nachsichtig, es ist doch kein ernstes Volk. Sie haben Don Amedeo berufen

und jetzt wollen sie ihn nicht mehr; und das, weil sie nicht werth sind von einem „civilisirten Menschen“ regiert zu werden.“

„Sie finden also gar nichts Gutes in Spanien?“

„Gar nichts.“

„Aber warum bleiben Sie denn hier?“

„Ich bleibe . . . weil ich zu essen bekomme.“

„Das ist doch etwas.“

„Aber wie esse ich?. Wie ein Hund! Wer kennt die spanische Küche nicht?“

„Entschuldigen Sie: anstatt in Spanien wie ein Hund zu essen, warum essen Sie nicht in Italien wie ein Mensch?“

Hier war der arme Künstler etwas in Verlegenheit und um ihm herauszuhelfen, bot ich ihm eine Cigarre an, die er ohne weiteres annahm und anzündete. Er war nicht der einzige Italiener in Spanien, der auf diese Weise vom Lande und dessen Einwohnern sprach und sogar die Reinheit des Himmels und die Anmuth der Andalusierinnen bestritt. Ich begreife das Vergnügen nicht, auf diese Weise zu reisen, das Herz gegen jedes wohlwollende Gefühl zu verschließen, Alles zu tadeln und gering zu schätzen, und das Gute, das sich in einem fremden Lande findet, als aus dem eigenen gestohlen zu betrachten. Als ob man dieses nur rühmen könne, indem man Alles Andere heruntersetzt. Ich ärgere mich nicht nur über die Leute, welche auf diese Weise reisen, sondern ich bemitleide sie, denn sie berauben sich selbst vieler Genüsse und Freuden. Es scheint mir wenigstens so, wenn ich Andere nach mir selbst beurtheile. Wo ich auch hinkomme,

ist das erste Gefühl, das mir Leute und Dinge einflößen, eine gewisse Sympathie, ein unwillkürlicher Wunsch, nichts Tadelnswerthes zu finden, das Bedürfniß, das Schöne vor meinen Augen zu verschönern, das Unangenehme mir möglichst selbst zu verbergen und die Fehler zu entschuldigen, damit ich mir selbst und Andern aufrichtig sagen kann, ich sei mit Allen und mit Allem zufrieden. Um diesen Zweck zu erreichen, bedarf ich keiner Anstrengung, Alles kehrt mir unwillkürlich seine angenehme Seite zu und meine wohlwollende Einbildungskraft färbt auch die andern Seiten rosenroth. Ich weiß wohl, daß man auf diese Weise keine kritischen Abhandlungen schreiben kann oder den Ruf eines tiefdenkenden Menschen erlangt; aber ich weiß auch, daß man mit leichtem Herzen reist und daß dann das Reisen unendlich wohlthuend ist.

Tags darauf besuchte ich den Generalife, welcher so zu sagen die Villa der arabischen Könige war, und dessen Namen mit demjenigen der Alhambra verbunden ist, wie der Name Alhambra mit Granada. Vom früheren Generalifen ist heutzutage nur noch wenig vorhanden. Es ist ein unter Myrthen und Lorbeeren halb verborgener einfacher weißer Palast mit wenigen Fenstern und einer Bogengallerie, welche von einer Terasse überragt ist. Er erhebt sich auf einem anmuthigen Berge auf dem rechten Darroufer, dem Alhambrahügel gegenüber. Vorn am Palaste befindet sich ein kleiner Garten, und andere Gärten führen, terassenförmig übereinander liegend, bis zur Spitze des Berges, auf der sich noch eine Altane erhebt und diese bildet die Grenze des Generalifen. Die Wege der Gärten, die breiten Treppen, welche dieselben ver-

binden und die Blumenbeete sind mit hohen von Bogen überragten Spalieren umgeben und von Lauben aus gebogenen und zu hübschen Mustern verflochtenen Myrthenreisern unterbrochen. Auf jeder Terasse stehen kleine weiße, von Schlingpflanzen beschattete Häuschen, welche von malerisch symmetrischen Orangen- und Cypressengruppen umgeben sind. Das Wasser fließt noch so reichlich, wie zur Zeit der Araber und macht den Ort unbeschreiblich anmuthig, kühl und belebt. Auf allen Seiten hören wir Gemurmel von Bächen und Quellen; wir biegen um die Ecke eines Weges und stoßen auf einen Wasserstrahl; wir treten an ein Fenster und sehen einen Springbrunnen, der bis ans Gesimse reicht; wir gehen unter eine Baumgruppe und bekommen die Spritzer eines kleinen Wasserfalls ins Gesicht; wo wir uns hinwenden, springt, fließt, regnet es Wasser, welches murmelnd durch Gras und Büsche glänzt. Von der hohen Altane streift der Blick über all die Gärten, die sich stufenweise nach unten senken, dann dringt er in den grünen Abgrund, der die beiden Berge trennt, umfaßt die ganze Ringmauer der Alhambra mit ihren Kuppeln und Tempelchen, den entfernten Thürmen und den Pfaden, die sich durch ihre Ruinen schlängeln; er breitet sich über die Stadt Granada aus, über die Ebene, die Hügel und schweift dann bis an die Gipfel der Sierra Nevada, die so nahe scheinen als wären sie in einer Stunde zu erreichen. Während Ihr dieses Schauspiel bewundert, hört Ihr auf allen Seiten das Rauschen von hundert Wasserstrahlen und zugleich den leisen Ton der fernen Stadtglocken, der wellenweise von Zeit zu Zeit heraufdringt. Ein herrlicher

Duft, wie aus dem irdischen Paradiese umgibt Euch und ein mit Wonne erfüllendes Entzücken durchzieht Eure Seele.

Auf dem Gipfel eines noch höheren Berges hinter dem Generalifen, der jetzt öde und kahl ist, erhoben sich zur Zeit der Araber noch andere königliche Schlösser und Gärten, welche durch breite, von Myrthen eingefaßte Wege untereinander verbunden waren. Nun sind alle diese von Wäldern, Quellen und Blumen bekränzten Wunder der Baukunst, diese feenhaften Lustschlösser, diese herrlichen, duftenden Nestchen der Liebe und Wonne verschwunden und nur hie und da zeugt ein Trümmerhaufen oder ein Stück Mauer von verschwundener Pracht.

Anderswo würden solche Ruinen unendlich traurige Gefühle erwecken, aber neben diesem herrlichen Schauspiel der Natur, welches von den wunderbarsten menschlichen Werken nie hätte übertroffen werden können, wird man nicht schwermüthig gestimmt.

Als ich in die Stadt zurückkehrte, blieb ich an dem einen Ende der Carrera del Darro, vor einem Hause stehen, das mit Wappenschildern, Rüstungen, Engel und Löwen darstellenden Reliefs reich geschmückt ist. Auf der Ecke befindet sich ein Erker und über diesem theils auf der einen, theils auf der andern Mauer, las ich in großen Buchstaben geschrieben, die folgende räthselhafte Inschrift:

Esperando la del cielo,

welches buchstäblich übersetzt heißt: — Diejenige vom Himmel erwartend. — Ich war neugierig, den Sinn dieser Worte zu erfahren und schrieb sie auf, um den

gelehrten Vater meines Freundes zu befragen. Dieser gab mir zwei Erklärungen, von denen die eine ziemlich gewiß, aber nicht sehr romantisch, die andere romantischer, aber sehr zweifelhaft ist. Letztere ist folgende: Das Haus gehörte Don Fernando von Zafra, dem Sekretär der katholischen Könige, der eine schöne Tochter hatte. Ein junger Hidalge aus einer feindlichen Familie, oder von niedererem Adel als die Familie Zafra, verliebte sich in die Tochter, wurde wieder geliebt und bat um ihre Hand, welche ihm jedoch verweigert wurde. Des Vaters Versagung fachte aber das Liebesfeuer der jungen Leute nur noch mehr an; die Fenster des Hauses sind niedrig und so gelang es dem Geliebten in einer Nacht hinaufzuklettern und in das Zimmer des Mädchens zu steigen. Ob er beim Eintreten einen Stuhl umgeworfen, gehustet oder einen leisen Freudenschrei ausgestoßen hat, weiß Niemand, aber so viel ist gewiß, daß Don Fernando von Zafra Geräusch hörte, herbeieilte, den Jüngling gewahr wurde und vor Wuth blindlings auf den Unglücklichen sprang, um ihn zu ermorden. Aber der Jüngling entfloh und Don Fernando, der ihm nacheilte, stieß auf einen seiner eigenen Pagen, der die Liebschaft befördert hatte. Im Augenblick hielt er diesen für den Verführer und ohne Erklärungen und Bitten anzuhören, ließ er ihn fesseln und sofort am Erker des Hauses aufhängen. Die Ueberlieferung erzählt, daß, während das arme Opfer: — Gnade! Gnade! — schrie, der beleidigte Vater auf den Erker deutend ausgerufen habe: — dort wirst du bleiben, esperando la del cielo! — Und diese Antwort ließ er selbst

in die Mauer hauen, allen Verführern und Kupplern zum ewigen Schrecken.

Den übrigen Theil des Tages widmete ich den Kirchen und Klöstern. Die Domkirche von Granada verdient noch mehr als diejenige von Malaga, welche ebenfalls schön und prächtig ist, im Einzelnen beschrieben zu werden. Doch mir scheint, ich habe an Kirchenbeschreibungen genug geleistet. Sie wurde 1529 von den katholischen Königen auf die Ruinen der ersten Moschee gegründet; doch blieb sie unvollendet. Sie hat eine große Façade, in der sich drei mit Statuen und Reliefs geschmückte Thüren befinden und wird von zwanzig riesigen, je aus einem Bündel dünner Säulen bestehenden Pfeilern in fünf Schiffe getheilt. Die Kapellen enthalten Gemälde von Boccanegra, Bildhauerarbeiten von Torrigiani, Grabmäler und werthvolle Verzierungen. Die von zwanzig korinthischen Säulen getragene Hauptkapelle ist besonders schön. Die Säulen bilden zwei Reihen, von denen die erste ungeheure Statuen der zwölf Apostel, die zweite einen Fries, der mit Kränzen und Engelsköpfen geschmückt ist, trägt. Darüber befindet sich eine Reihe hübscher farbiger Fenster, welche die Leidensgeschichte Christi darstellen und aus dem Friese, der sie krönt, erheben sich zehn kühne Bogen, welche die Wölbung der Kapelle bilden. In den von den Säulen getragenen Bogen sind sechs große Gemälde von Alonso Cano zu bewundern, die sein vollendetstes, schönstes Werk sein sollen.

Da ich einmal den aus Granada gebürtigen Alonso Cano genannt habe, der nebenbei gesagt, einer der ersten spanischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts und ob-

wohl Schüler der sevillanischen Schule und nicht Gründer einer eigenen, wie manchmal behauptet wird, doch nicht weniger originell, als seine größten Zeitgenossen ist, — so will ich auch einige Züge seines Charakters und Lebens erzählen, welche außerhalb Spanien sehr wenig bekannt und doch bemerkenswerth sind. Alonso Cano war der streitlustigste, zornigste, heftigste spanische Maler. Sein Leben verbrachte er in beständigem Streite. Er war Geistlicher und vom Jahre 1652 bis 1658 verging kein Tag, an dem er nicht mit den Kanonikern des Domes zu Granada Streit gehabt hätte; er bekleidete das Amt eines Rechnungsführers in dieser Kirche, weil er entgegen den bestehenden Bestimmungen nicht Subdiakonus werden wollte. Ehe er Granada verließ, zertrümmerte er eigenhändig eine Bildsäule des heiligen Antonius von Padua, die er im Auftrag eines Kanzleirichters verfertigt hatte, weil dieser zu bemerken wagte, daß der verlangte Preis ihm etwas zu hoch scheine. Als er zum Zeichenlehrer des Kronprinzen ernannt wurde, der, wie es scheint nicht zum Maler geboren war, ärgerte er denselben auf solche Weise, daß dieser sich veranlaßt sah, den König anzurufen, in Folge dessen Cano seines Amtes enthoben wurde. Als er aus besonderer Gnade wieder nach Granada zum Kapitel der Domkirche gesandt wurde, war der alte Groll gegen die Domherren noch so tief eingewurzelt, daß er für sie keinen einzigen Pinselstrich machen wollte. Außerdem nährte er einen blinden, fast thierischen, unauslöschlichen Haß gegen die Juden und hatte sich in den Kopf gesetzt, daß wenn er mit einem Juden auf irgend eine Weise in Beziehung komme, oder nur

einen Gegenstand sah, den ein Jude vorher berührt hatte, es ihm zum Unheil gereichen müsse. In dieser fixen Idee benahm er sich oft höchst seltsam. Wenn er auf der Straße an einen Juden stieß, zog er sogleich den verpesteten Rock aus und ging in Hemdärmeln nach Hause. Wenn er zufällig entdeckte, daß ein Diener während seiner Abwesenheit einen Juden in seinem Zimmer empfangen hatte, so jagte er den Diener fort, warf die Stiefel, mit denen er die vom Juden entweihten Dielen betreten hatte, fort und ließ sogar manchmal den ganzen Boden aufreißen und wieder neu machen. Sterbend gerieth er sogar noch in Händel. Als seine letzte Stunde geschlagen hatte und der Beichtvater ihm ein mit dem Beile zugehauenes Crucifix entgegenhielt, das er küssen sollte, schob er es mit der Hand weg und sagte: — Vater, gebt mir ein glattes Kreuz, damit ich Jesum Christum anbeten kann wie er ist und wie ich ihn im Geiste sehe. — Trotz alledem hatte er ein gutes Herz, war barmherzig, verabscheute jede gemeine Handlung und liebte die Kunst, in der er unsterblich wurde, mit reiner, tiefer Liebe.

Nachdem ich die Kapellen bewundert hatte und die Kirche verlassen wollte, kam mir der Gedanke, daß es gewiß noch etwas zu sehen gebe. Ein Lohndiener bemerkte mich, näherte sich mir, wie es Alle machen, von der Seite wie ein Meuchelmörder und fragte mich mit geheimnißvoller Stimme: »Chiere Usted algo?« [1])

„Ich möchte gerne wissen, ob in der Domkirche noch etwas anderes Sehenswerthes sei, als was man von hier sieht.“

[1]) Wünschen Sie etwas?

»Como!« rief der Lohndiener aus, »todavia no ha visto Usted la capilla real?« [1])

„Was gibt es in der königlichen Kapelle?“

»Que hay? Caramba! Nada ménos que los sepulcros de Ferdinando é Isabel la Catolica!« [2])

Das wars was ich wollte, die katholischen Könige mußten ja in Granada begraben liegen; in Granada, wo sie den letzten großen Ritterkrieg des Mittelalters fochten und wo sie Christoph Columbus den Auftrag gaben, die Schiffe auszurüsten, die ihn nach der neuen Welt brachten. Eilends folgte ich dem hinkenden Lohndiener nach der königlichen Kapelle; ein alter Küster öffnete uns die Thüre zur Sakristei und ehe er mich in den Raum treten ließ, in welchem sich die Gräber befinden, führte er mich vor einen Glasschrank voller Kostbarkeiten und sagte:

„Sie müssen wissen, daß Isabella die Katholische ihre Kostbarkeiten versetzte, um Christoph Columbus das nöthige Geld zur Ausrüstung seiner Schiffe zu verschaffen, denn sie wußte nicht, wo sie es sonst hernehmen sollte, da die Staatskassen leer waren.“

„Ja, nun?“ fragte ich schnell, denn da ich seine Antwort vermuthete, schlug mein Herz heftiger.

„Nun,“ antwortete der Küster, „die Schachtel, in welche die Königin ihre Kostbarkeiten legte, um sie zu versetzen, ist diese hier.“

---

[1]) Wie? Sie haben die königliche Kapelle noch nicht gesehen?

[2]) Was es gibt? Zum Teufel! Nichts weniger als die Gräber Ferdinands und Isabella's der Katholischen!

So sagend öffnete er den Schrank, nahm die Schachtel heraus und reichte sie mir.

O, starke Seelen mögen darüber sagen was sie wollen, mich rührt der Anblick solcher Gegenstände sehr! Ich habe die Schachtel berührt, welche die Kostbarkeiten enthielt, mit deren Werth Columbus Amerika entdecken konnte. Außerdem enthält jener Schrank noch König Ferdinands Schwert, Isabella's Krone und Scepter, ein Meßbuch und noch einigen Schmuck des Königs und der Königin.

Nachdem ich diese Gegenstände bewundert hatte, traten wir in die Kapelle. Löwen, Engel, Wappenschilder und eine Menge kleinerer Verzierungen, welche einen prächtigen Anblick gewähren, erheben sich zwischen dem Altare und einem hohen Eisengitter. Dieses trennt jenen vom übrigen Raume, sowie von zwei großen marmornen Grabmälern, die zu beiden Seiten des Eingangs stehen und selbst mit kleinen Bildsäulen und kostbaren Reliefs verziert sind. Rechts liegen die in Stein gehauenen Bildsäulen Ferdinands und Isabella's in ihren königlichen Gewändern, mit Krone, Schwert und Scepter, links diejenigen zweier anderer spanischer Fürsten.

Der Küster zündete eine Fackel an und deutete auf eine Fallthüre in der Mitte des Ganges, welcher die beiden Denkmäler trennt. Wir hoben sie auf und stiegen die enge Treppe hinunter bis an ein kleines unterirdisches Gemach, in welchem sich fünf mit Eisen beschlagene Metallsärge befinden, von denen jeder zwei gekrönte Anfangsbuchstaben trägt. Der Küster senkte die Fackel und indem er alle

fünf Särge hintereinander mit der Hand berührte, sagte er mit langsamer, feierlicher Stimme:

„Hier ruht die große Königin Isabella die Katholische."

„Hier ruht der große König Ferdinand V."

„Hier ruht der König Philipp I."

„Hier ruht die Königin Johanna, die Irrsinnige."

„Hier ruht Doña Maria, ihre Tochter, welche mit neun Jahren starb."

„Gott schenke ihnen allen seinen heiligen Frieden!"

Und damit stellte er die Fackel auf die Erde, kreuzte die Arme und schloß die Augen, um mir Zeit zu einem stillen Gebete zu lassen.

Wer alle religiösen Gebäude Granada's beschreiben wollte, würde dabei erlahmen; die prächtige Karthause, der Monte-Sacro, welcher die Märtyrergrotte enthält, die Kirche vom heiligen Hieronymus, in welcher der große Feldherr Gonzalo von Cordova begraben liegt; das Kloster San Domingo, von der Torquemada-Inquisition gebaut; dasjenige des Engels, welches Gemälde von Murillo und Cano enthält und sonst noch viele andere; aber ich befürchte, der Leser wird schon viel müder sein als ich und so will ich ihm eine Menge Beschreibungen ersparen, die ihm doch wahrscheinlich nur eine undeutliche Vorstellung der Gebäude geben würden.

Doch ich erwähnte das Grabmal des großen Feldherrn Gonzalo von Cordova und ich kann nicht umhin, wenigstens eine merkwürdige Urkunde mitzutheilen, welche sich auf ihn bezieht und mir in der Kirche des heiligen Hie-

ronymus vom Küster, der ein großer Bewunderer aller Thaten dieses Helden ist, vorgewiesen wurde.

Die Urkunde ist in Anekdotenform gehalten und lautet wie folgt:

„Jeder Schritt des großen Feldherrn Don Gonzalo von Cordova war ein Angriff, jeder Angriff ein Sieg. Sein Grabmal im Kloster der Hieronymiten zu Granada wurde mit zweihundert von ihm eroberten Fahnen geschmückt. Seine neidischen Mitbewerber und besonders die Schatzmeister des Königreichs Neapel überredeten den König im Jahre 1506 von Gonzalo Rechenschaft zu verlangen über den Gebrauch der großen Summen, welche er von Spanien für die Kosten des italienischen Krieges erhalten hatte. Der König war in der That klein genug, seine Zustimmung zu geben und sogar der Conferenz beizuwohnen.

Gonzalo empfing dieses Begehren mit großer Verachtung und nahm sich vor, den Schatzmeistern und dem Könige eine derbe Lektion zu geben über die Art und Weise, mit welcher man einen Reichseroberer behandelt und achtet.

Er antwortete mit großer Gleichgiltigkeit und Unbefangenheit, daß er am nächsten Tag seine Rechnung ablegen und dabei zeigen würde, wer der Schuldner sei, er oder der Fiskus. Letzterer reklamirte hundertdreißigtausend Dukaten, welche der General als erste Rate erhalten hatte; ferner achtzigtausend Thaler der zweiten Rate, drei Millionen der dritten, elf Millionen der vierten, dreizehn der fünften; und so fuhr der würdige, näselnde und lang-

weilige Sekretär, welcher diese wichtige Verhandlung leitete, fort zu berichten.

Der große Gonzalo hielt Wort; er erschien bei der zweiten Conferenz, zog ein großes Buch heraus, in welches er seine Rechtfertigung eingeschrieben hatte und fing an mit lauter klarer Stimme folgendes vorzulesen:

Zweihunderttausend siebenhundert und sechsunddreißig Dukaten und neun Reales den Mönchen, Nonnen und Armen, damit sie Gott anflehen sollen, um den Sieg der spanischen Waffen.

Hundert Millionen für Schaufeln, Hacken und Piken.

Hunderttausend Dukaten für Pulver und Kugeln.

Zehntausend Dukaten für wohlriechende Handschuhe, um die Soldaten vor dem Gestank der auf dem Kampfplatze liegenden feindlichen Leichen zu bewahren.

Hundertsiebenzigtausend Dukaten um neue Glocken zu gießen, weil die alten vom ewigen Läuten zu den, über den Feind errungenen Siegen unbrauchbar geworden waren.

An jedem Schlachtentage je fünfzigtausend Dukaten an Branntwein für die Soldaten.

Anderthalb Millionen Dukaten, um Gefangene und Verwundete zu unterhalten.

Eine Million für Dankmessen und Te Deum dem Allmächtigen.

Dreihundert Millionen für den an die Verwundeten und Todten geleisteten Beistand.

Siebenhunderttausend vierhundert und neunzig Dukaten für Spione.

Hundert Millionen für die Geduld, die ich gestern

gezeigt habe, als der König von demjenigen seine Rechnung verlangte, der ihm ein Königreich geschenkt hat.

Dies ist die Rechnung des großen Feldherrn, deren Original sich in den Händen des Grafen von Altimira befindet.

Ein zweites Exemplar hievon befindet sich in Autographie im Militärmuseum zu London, wo es mit großer Sorgfalt aufbewahrt wird.

Nachdem ich diese Urkunde gelesen hatte, kehrte ich nach dem Gasthofe zurück und machte auf dem Wege einige boshafte Vergleiche zwischen Gonzalo von Cordova und den jetzigen spanischen Generalen, welche zu berichten mir gewichtige Gründe verbieten.

In dem Gasthofe wohnte ich alle Tage sonderbaren Scenen bei. Es befanden sich dort viele Studenten, welche von Malaga und andern andalusischen Städten gekommen waren, um in Granada ihr Doktor-Examen zu machen. Sie aßen alle an der Tafel. Eines Morgens that uns einer von ihnen, ein Bürschchen von wenig mehr als zwanzig Jahren beim Frühstück kund, daß er um zwei Uhr Nachmittags das Examen des kanonischen Rechts bestehen müsse, und, da er sich nicht sehr sicher fühle, er entschlossen sei, sein Rednertalent mit einem Glase Wein aufzufrischen. Gewohnt, sonst nur gewässerten Wein zu trinken, war es sehr unvorsichtig von ihm, ein Glas Xeres auf einen Zug zu leeren. Sein Gesicht veränderte sich sofort auf so außerordentliche Weise, daß, hätte ich der Veränderung nicht selbst beigewohnt, ich geglaubt haben würde, es stünde ein ganz anderer Mensch vor mir.

— Jetzt ist es genug! — riefen ihm die Freunde zu.

Er aber, der plötzlich stark, feurig und übermüthig geworden war, warf seinen Gefährten einen mitleidigen Blick zu und befahl dem Kellner mit einer vornehmen Geberde, ihm noch ein Glas einzuschenken.

— Du wirst dich betrinken, — rief man ihm zu.

Als Antwort goß er das zweite Glas hinunter. Da überkam ihn plötzlich eine große Redelust. Bei Tische befanden sich etwa zwanzig Personen und in kurzer Zeit knüpfte er mit allen Gespräche an und deckte eine Menge Seiten seines früheren Lebens, sowie seine Pläne für die Zukunft auf. Er sagte, er wäre aus Cadiz, nehme jährlich achttausend Franken Zins ein, und wolle den diplomatischen Beruf wählen, weil er mit seinem Einkommen und einer kleinen Erbschaft, die er von einem Onkel erwarte, überall anständig auftreten könne; daß er beschlossen habe mit dreißig Jahren zu heirathen und zwar eine Frau von seiner Größe, denn seiner Ansicht nach müsse die Frau gerade so groß sein wie der Mann, damit keiner sich über den andern erheben könne; daß er sich schon als Knabe in die Tochter des amerikanischen Consuls verliebt habe, die schön wie eine Blume und fest wie ein Tannenzapfen sei, aber sie habe ein rothes Mal hinter einem Ohre, welches ihr schlecht stehe, obwohl sie es mit der Mantille sehr gut zu verbergen weiß. Er zeigte uns mit der Serviette, wie sie es mache und schwatzte wieder von etwas Anderem: Don Amedeo sei zu unschuldig, um über Spanien regieren zu können; zwischen den Dichtern Zorilla und Espronceda habe er immer den Espronceda vorgezogen; es sei eine Albernheit, Cuba an Amerika abzutreten; und er pfeife auf das Examen des canonischen

Rechts und wolle jetzt noch ein halbes Glas Xeres trinken, weil dieser der erste Wein Europas sei.

Er trank das dritte Glas trotz dem guten Rathe und der Mißbilligung seiner Freunde und nachdem er unter dem Gelächter der Zuhörer noch mehr geschwätzt hatte, schwieg er plötzlich, sah eine Dame, die ihm gegenüber saß, starr an, neigte den Kopf und schlief ein. Ich glaubte wirklich, er würde an dem Tage nicht beim Examen erscheinen können, doch ich irrte mich. Ein Stündchen darauf wurde er geweckt, und nachdem er sich in seinem Zimmer die Augen ausgewaschen hatte, ging er noch ganz schläfrig auf die Universität, bestand das Examen und wurde dem Xeres und der spanischen Diplomatie zu Ehren promovirt.

In den folgenden Tagen besuchte ich die arabischen Gebäude, richtiger gesagt die Ruinen der Gebäude, welche außer der Alhambra und dem Generalife von dem früheren Glanze Granadas zeugen. Da es die letzte Festung des Islam war, so ist Granada diejenige Stadt Spaniens, welche die meisten Andenken an die maurische Dynastie besitzt. Auf dem Hügel Dinadamar (Thränenquelle) stehen die Trümmer von vier Thürmen, welche sich neben einer großen Cisterne erhoben. In diese ergossen sich die Wasser der Sierra, welche zum Gebrauche des höheren Stadttheils dienten. Daselbst befanden sich Bäder, Gärten und Villen, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist, und dort umfaßte das Auge auf einen Blick die Stadt mit ihren Minareten, mit ihren Terassen, und den weißen Moscheen inmitten von Palmen und Cypressen. In der Nähe steht ein großes,

arabisches Thor, Elvira genannt, und unweit davon sind noch die Ruinen von verschiedenen Kalifenpalästen zu sehen. Neben der Alameda-Promenade erhebt sich ein viereckiger Thurm, in dem sich ein großer mit arabischen Inschriften verzierter Saal befindet. In der Nähe des Klosters von San Domingo sieht man noch Spuren von Gärten und Palästen, welche früher durch einen unterirdischen Gang mit der Alhambra verbunden waren. In der Stadt ist die Alcaiceria, ein fast unveränderter arabischer Markt, welcher aus einigen geraden engen Straßen besteht, zu deren Seiten sich Bude an Bude reiht und welcher wirklich das Aussehen eines asiatischen Bazars hat. Kurz, der Fremde kann in Granada keinen Schritt thun, ohne einen Bogen, ein Stück Laubwerk, eine Säule, einen Haufen Steine anzutreffen, welche an die phantastische Vergangenheit der Sultansstadt erinnern.

Wie oft lief ich stundenlang in der heißen Tageszeit durch diese engen kühlen Gassen, wenn mir die Sonne auf das Gehirn brannte und ich keine lebende Seele antraf! In Granada sowie in den meisten andalusischen Städten wachen die Menschen eigentlich erst des Nachts auf und entschädigen sich dann für die Tagesgefangenschaft indem sie auf den öffentlichen Promenaden umherbummeln, aber immer mit einer gewissen Hast und Aufregung, als suche Einer den Andern um wichtige Geschäfte zu besprechen. Das dichteste Gedränge ist immer auf der Alameda; auch ich verbrachte meine Abende am liebsten dort; mein Freund Gongora sprach mir von arabischen Gebäuden, ein anderer, ein Literat, unterhielt mich mit Politik, ein dritter junger Mann wußte immer etwas von den

Frauen zu erzählen und zu meiner großen Freude traf ich oft alle drei beisammen.

Ueber das Volk von Granada etwas sagen zu sollen, wäre wirklich eine Verlegenheit für mich, denn ich habe es nicht gesehen. Am Tage traf ich Niemand auf der Straße und des Nachts sah ich nichts; die Theater waren nicht geöffnet und wenn ich Jemand in der Stadt hätte antreffen können, trieb ich mich in den Sälen und auf den Wegen der Alhambra herum. Uebrigens hatte ich so viel zu thun, um alles Sehenswerthe während meines kurzen Aufenthaltes zu besuchen, daß mir die Zeit fehlte, um, wie ich es in den andern Städten gethan, in den Straßen und Kaffeehäusern mit Leuten aus dem Volke Gespräche anzuknüpfen.

Nach dem jedoch, was ich hörte, soll das Volk von Granada keinen besonders guten Ruf haben. Es sei hinterlistig, heftig, rachsüchtig und leicht mit dem Messer bereit, was auch durch die Stadtchronik der Zeitungen keineswegs geleugnet wird. Obwohl man es verschweigt, so ist es doch allgemein bekannt, daß die Volksbildung in Granada noch unter Sevilla und andern weniger bedeutenden Städten steht und daß Alles, was Sonne und Erde nicht hervorbringen können, aus Trägheit und Unwissenheit ganz vernachlässigt wird. Granada ist mit keiner bedeutenden Stadt durch eine Eisenbahn verbunden; es lebt allein inmitten seiner Gärten und der Berge, die es umgeben; es genießt die Früchte, welche die Erde unter seinen Augen hervorbringt und wiegt sich voll Eitelkeit auf seine Schönheit und voll Stolz auf seine Geschichte verweichlicht ein. Es faulenzt, schläft, phanta-

sirt und wenn ihm Jemand seine Lage vorwirft, so begnügt es sich mit der Antwort: — Ich habe Spanien den Maler Alonso Cano gegeben, den Dichter Luis de Leon, den Geschichtsschreiber Ferdinand von Castillo, den Kanzelredner Luis de Granada und den Minister Martinez de la Rosa; ich habe meine Schuldigkeit gethan, laßt mich in Ruhe! — Und ähnliche Antworten geben fast alle südlichen Städte Spaniens. Leider sind sie schöner als weise und fleißig, stolzer als gesittet. Ach, wer diese Städte kennt, kann nicht genug ausrufen: — Wie schade!

„Da Sie nun alle Wunder der arabischen Kunst und des Pflanzenwuchses gesehen haben, bleibt Ihnen nur noch die Vorstadt des Albaicin übrig, um sagen zu können, daß Sie ganz Granada kennen. Bereiten Sie sich auf eine neue Welt vor, vergessen Sie Ihren Geldbeutel nicht und folgen Sie mir. —

So sprach mein Freund Gongora am letzten Tag meines Aufenthaltes in Granada. Ein republikanischer Zeitungsschreiber, Melchior Almago, Redakteur der »Idea,« ein angenehmer liebenswürdiger junger Mann, gab sein Mittagessen und einen Endartikel, den er den ganzen Morgen im Kopfe hatte, auf, um uns zu begleiten. Wir erreichten bald den Audiencia-Platz und hier zeigte mir Gongora ein enges, einen Hügel hinansteigendes Gäßchen und sagte; — Hier beginnt der Albaicin — und Herr Melchior berührte ein Haus mit seinem Stock und ergänzte: — Hier beginnt die republikanische Erde. —

Wir schlugen diese Gasse ein, dann eine zweite, eine dritte, wir stiegen immer höher und ich sah nichts außergewöhnliches, obwohl ich neugierig um mich blickte. Enge

Straßen, elende Häuser, auf den Stufen und vor den Thüren schlafende alte Weiber, Mütter, die ihre Kinder ablausten, gähnende Hunde, gackernde Hühner, zerlumpte Kinder, die schreiend umherliefen und andere Dinge mehr, die man schließlich in allen Vorstädten trifft; sonst sah ich in diesen Straßen nichts. Und doch — allmälig, je höher wir kamen, veränderten sich Häuser und Menschen: die Mauern hatten weniger Fenster, die Dächer wurden niedriger, die Thüren kleiner, die Bewohner zerlumpter. In der Mitte der Straße floß, nach arabischer Sitte, ein Wasserablauf in einem gemauerten Bette. Hier und da erschienen Ueberbleibsel von arabischem Bauwerk, Stücke kleiner Säulen über den Thüren und um die Fenster und in den Ecken der Plätze Brunnen aus der Zeit der Maurenherrschaft. Hier wurde die Vergangenheit wieder zur Gegenwart und alle hundert Schritte war es uns, als seien wir um fünfzig Jahre dem Zeitalter der Kalifen näher gerückt. Von Zeit zu Zeit berührten mich meine Begleiter mit dem Ellbogen und sagten: Sehen Sie jene Alte — dieses Kind — den Mann dort. — Und ich schaute und fragte: — Was sind das für Menschen? — Wäre ich unvorbereitet hingekommen, ich hätte geglaubt in einem afrikanischen Dorfe zu sein; denn obwohl ich mich ganz in der Nähe vom Centrum Granadas befand, so waren doch die Gesichter, die Kleidung, die Geberden, die Sprache, die Blicke, Alles ganz verschieden von den Menschen, die ich bisher gesehen hatte. Bei jeder Straßenwendung blieb ich stehen und sah meine Begleiter verwundert an, welche jedoch lächelnd bemerkten: — Das ist noch lange nichts, hier sind wir

im gesitteten Theil des Albaicin, das ist das pariser Viertel der Vorstadt; gehen wir nur weiter.

Wir gingen weiter; die Straßen, ganz in den Felsen gehauen, sahen aus wie vertrocknete Wildbäche; und die wild durcheinander geworfenen Felsblöcke bildeten überall Erhebungen und Vertiefungen; einige Gassen waren so steil, daß kein Maulthier hinaufgekommen wäre, andere kaum breit genug, um einen Mann durchzulassen; etliche waren von einer Menge am Boden hockender Weiber und Kinder versperrt; einige mit Gras bewachsen und öde, aber alle sahen so düster, wild und fremd aus, daß das elendeste unserer Dörfer nicht damit zu vergleichen wäre; denn jenes Elend trägt die Züge eines andern Geschlechtes und die Farben eines andern Welttheils. Wir gingen in einem wahren Straßen-Labyrinthe weiter, schritten von Zeit zu Zeit durch einen arabischen Bogen oder traten auf einen hochgelegenen kleinen Platz, von welchem der Blick das weite Thal, die schneebedeckten Berge und einen Theil der darunterliegenden Stadt umfaßt, bis wir endlich in eine Straße gelangten, welche steiniger und enger als alle bisher gesehenen war und in welcher wir stehen blieben um Athem zu schöpfen.

— Hier — sagte der junge Archäologe, beginnt der wahre Albaicin. Sehen Sie jenes Haus an. — Ich schaute hin und sah ein niederes, vom Rauche geschwärztes, halb zertrümmertes Haus mit einer Thüre, die aussah wie ein Kellerfenster, vor welcher sich einige alte Weiber unter einem Haufen Lumpen bewegten; bei unserem Erscheinen hoben sie die schläfrigen Augen auf und mit den

knöchernen Händen räumten sie den Unrath, der den Eingang versperrte, von der Schwelle hinweg.

„Treten wir ein," sagte mein Freund.

„Eintreten?" fragte ich.

Hätte man mir gesagt, daß sich hinter jener Mauer ein Wunderhof wie derjenige, welchen Victor Hugo beschreibt, befände, ich hätte es sofort geglaubt. Keine Thüre hat mir je wie diese ein gebieterisches Hinweg zugerufen. Ich könnte keinen passenderen Vergleich finden, als den mit dem offenen Munde einer Riesenhexe, der verpestete Fieberluft ausathmet. Dennoch faßte ich den Muth und trat ein.

O Wunder! Ich befand mich im Hofe eines arabischen Hauses, ringsum lief ein Bogengang mit anmuthigen kleinen Säulen, auf denen leichte Bogen ruhten, die Doppelfenster sowie die kleinen Thüren waren mit jenen unbeschreiblichen Verzierungen, welche die Alhambra auszeichnen, geschmückt; die Balken und Bretter der Decke waren geschnitzt und bemalt und es fehlten weder die Nischen für Blumentöpfe, noch die Urnen für Wohlgerüche, noch das Wasserbecken in der Mitte des Hofes; Alles trug die Spuren geschwundenen Reichthums und erinnerte an das köstliche Leben einer wohlhabenden Familie. Und in einem solchen Hause wohnten jene armen Leute!

Nach diesem besuchten wir noch andere Häuser und in allen fand ich irgend ein Stück arabischer Baukunst oder Bildnerei. Hier, erklärte mir Gongora, war ein Harem — da die Frauenbäder — dort oben das Kämmerchen einer Favoritin; — und ich starrte mit neugierigen Augen die mit Arabesken verzierten Mauerstücke, und alle Säulen der Fenster an, als erwartete ich von ihnen die Lösung

des Räthsels, einen Namen, ein Zauberwort, mit welchem ich in einem Augenblicke das zertrümmerte Gebäude wieder aufbauen und die schönen Araberinnen wieder herauf beschwören könnte. Doch wehe! inmitten der Säulen und unter den Bogen der kleinen Fenster sah ich nur Lumpen und eingeschrumpfte Gesichter.

In einem der Häuser trafen wir im Hofe einige Mädchen, welche unter der Aufsicht eines alten Weibes im Schatten eines Baumes nähten. Sie arbeiteten alle zusammen an einem großen schwarz und grau gestreiften Tuche, welches wie ein Teppich oder eine Bettdecke aussah. Ich näherte mich und fragte eine der Näherinnen: »Que es esto?« [1])

Alle schauten auf und breiteten das Tuch aus, damit ich ihre Arbeit besser betrachten könne. Kaum hatte ich sie gesehen, so rief ich aus: — Ich kaufe sie. — Alle lachten laut auf, denn es war ein dreieckiger Mantel mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf durchzustecken, wie ihn die andalusischen Bergbewohner tragen; er war an den beiden kürzeren Seiten und um die Oeffnung mit Wolle in lebhaften Farben gestickt. Die Stickerei, welche grüne, blaue, weiße, rothe und gelbe phantastische Vögel und Blumen darstellt, ist grob, wie von einem Kinde gemacht, und die Schönheit der Arbeit besteht allein in der wunderbaren Farbenzusammenstellung. Ich könnte den Eindruck, welchen der Anblick dieses Mantels macht, nicht anders ausdrücken, als wenn ich sage, er lache den Beschauer an, erwecke in ihm ein heiteres Gefühl und daß ich mir nichts Anmuthigeres, Festlicheres, kindlich Launen-

[1]) Was ist das?

hafteres vorstellen kann. Jedermann sollte eine solche Arbeit besitzen, um sie anzusehen, wenn er schlecht gelaunt ist und sich aufheitern möchte, oder wenn er einer Dame eine schöne Zeile in ihr Stammbuch schreiben muß, oder wenn er Jemand erwartet, den er mit einem fröhlichen Lächeln empfangen will.

„Wann wird diese Stickerei beendet sein?“ fragte ich eines der Mädchen.

»Hoy mismo,« [1]) antworteten alle zusammen

„Und wie viel ist der Mantel werth?“

»Cinco . . . .« [2]) stotterte eine.

Die Alte durchbohrte sie mit einem Blicke, welcher so viel bedeutete als: — du Gans! — und antwortete schnell: »Seis Duros«. [3])

Sechs Duros sind dreißig Franken; es schien mir nicht viel und ich griff nach dem Geldbeutel.

Aber Gongora warf mir einen Blick zu, welcher so viel hieß als: „Unsinn!“ und indem er mir den Arm zurückhielt, sagte er: „Warten Sie, seis duros ist eine Unverschämtheit!“

Die Alte warf ihm ebenfalls einen Blick zu, als wollte sie sagen: — „du Räuber!“ und antwortete: „Ich kann ihn nicht billiger geben.“

Gongora antwortete ihr ebenfalls durch einen Blick: — „Lügnerin“ — aber sagte ganz höflich: „Geht, Ihr könnt ihn schon zu vier Duros verkaufen, von den Leuten des Landes verlangt Ihr nicht mehr.“

---

[1]) Noch heute.

[2]) Fünf . . . .

[3]) Sechs Duros.

Die Alte blieb bei ihrer Forderung und während einer geraumen Zeit fuhren wir fort uns gegenseitig mit den Augen die Benennungen Esel, Betrüger, Preller, Lügner, Geizhals an den Kopf zu werfen, bis ich den Mantel für fünf Duros erhielt; ich zahlte, ließ meine Adresse zurück und von der Alten gesegnet und Gott befohlen, gingen wir weiter, aber noch lange Zeit verfolgten uns die großen schwarzen Augen der Stickerinnen.

Und Straße ein, Straße aus führte unser Weg zwischen Häusern hindurch, die immer elender, zwischen Gesichtern, die immer brauner und zwischen Lumpen, die immer ekelhafter wurden. Und immer gelangten wir noch nicht an das Ende der Vorstadt, so daß ich endlich meine Begleiter bat: „Haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob und wo Granada seine Grenzen hat? Darf ich wissen, wo wir hingehen und wie wir nach Hause kommen werden?“ Meine Begleiter lachten und schritten weiter.

„Aber gibt es denn noch etwas Merkwürdigeres?“ fragte ich an einer gewissen Stelle.

„Merkwürdigeres?“ antwortete Einer. „Dieser zweite Theil der Vorstadt gehört noch zum gesitteten Lande; dies ist, wenn nicht das Pariser doch wenigstens das Madrider Viertel des Albaicin; jetzt kommt es noch ganz anders, gehen wir nur.“

In einer langen Straße lagen viele halbnackte Weiber umher, welche uns anglotzten, als wären wir Leute aus dem Monde. Hierauf überschritten wir einen kleinen Platz, auf welchem sich Kinder und Schweine friedlich im Schmutze wälzten. Wir gingen noch durch zwei oder drei andere Gäßchen, bergauf, bergab, inmitten der Häuser

und Lehmmauern, zwischen Bäumen oder Felsen, bis wir endlich an einen einsamen Ort, am Abhange eines Hügels gelangten, von wo aus ich vor mir den Generalife, rechts die Alhambra und unter mir ein tiefes dichtbewaldetes Thal sah.

Es dämmerte schon, wir sahen keine Seele und hörten keine Stimme.

„Hört hier die Vorstadt auf?“ fragte ich.

Beide lachten und sagten: „Schauen Sie dort hin.“

Ich wandte mich um und sah eine unendliche Reihe Häuser längs einer Gasse, die sich im Walde verlor. Was sage ich, Häuser? — nein, in die Erde gegrabene Höhlen sah ich mit einem Stückchen Mauer davor, mit Löchern statt der Fenster und Thüren, und zur Seite allerhand wildwachsende Pflanzen. Wahre Gruben für wilde Thiere, in welchen es von Zigeunern zu hunderten bei kaum bemerkbarer Beleuchtung wimmelte. Ein Volk, das im Innern des Berges lebt und ärmer, schwärzer, wilder ist als alle Menschen, die ich bisher gesehen. Eine andere, selbst den meisten Granadiern unbekannte Stadt, in welche die Polizeidiener nicht gelangen und die den Angestellten der Volkszählung verschlossen ist. Ihre Bewohner wissen nichts von Gesetz und Regierung, sie leben, aber Niemand weiß wie, noch wie viele ihrer sind; der Stadt, Spanien, den modernen Sitten sind sie fremd, sie haben Sprache, Gesetze, Gewohnheiten ganz für sich und sind abergläubisch, falsch, diebisch, faul, grausam.

„Knöpfen Sie Ihren Rock zu und geben Sie auf Ihre Uhr Acht,“ sagte Gongora; „so, nun wagen wir uns vorwärts.“

Noch hatten wir keine hundert Schritte zurückgelegt, als uns ein halbnackter, wie die Wände seiner Höhle schwarzer Knabe gewahr wurde, der sofort einen Schrei ausstieß, einigen andern Jungen ein Zeichen gab und von ihnen gefolgt auf uns lossprang. Nach den Knaben kamen die Weiber, nach den Weibern die Männer und dann Greise, Greisinnen und eine Menge Kinder; in wenigen Augenblicken hatte uns die Horde umzingelt. Meinen beiden Freunden, die sogleich als Granadier erkannt wurden, gelang die Flucht und ich blieb allein im Gedränge zurück. Im Geiste sehe ich noch jene Fratzen, höre ihre Stimmen und fühle die Griffe ihrer Hände. Sie geberdeten sich, schrieen und schwatzten tausend Dinge, die ich nicht verstand, zogen mich am Rockschoße, an der Weste, den Aermeln, umringten mich wie Ausgehungerte und hauchten mich an, daß mir der Athem verging. Die meisten waren halbnackte, abgezehrte, zerlumpte Gestalten, mit zerzaustem, staubigem Haare, kurz schauderhaft anzuschauen; ich dachte an Don Rodrigo im Trauma inmitten der Pestkranken. [1]) Was will das Volk? fragte ich mich; wo habe ich mich hinführen lassen? Wie werde ich hier herauskommen? Ich fürchtete mich beinahe und sah unruhig um mich. Nach und nach fing ich an zu verstehen.

„Ich habe eine Wunde an der Schulter,“ sagte einer; „ich kann nicht arbeiten, geben Sie mir eine Kleinigkeit.“

„Ich habe ein gebrochenes Bein,“ sagte ein Anderer.

---

1) Aus den „Verlobten“ von Manzoni.

„Ich habe einen lahmen Arm."

„Ich habe eine schwere Krankheit durchgemacht."

»Un cuarto, señorito!« [1])

»Un real, caballero!« [2])

»Una peceta para todos!« [3])

Diese letzten Worte wurden mit einem Beifallsgeschrei aufgenommen: »Una peceta para todos!«

Mit klopfendem Herzen zog ich den Beutel aus der Tasche; Alle stellten sich auf die Fußspitzen; die Nächsten steckten die Nase hinein; die Hinteren stützten das Kinn auf den Kopf der Vorderen; die Entfernteren streckten mir die Arme entgegen.

„Halt," rief ich, „wer steht bei Euch im höchsten Ansehen?"

Indem sie auf eine einzelne Person deuteten, antworteten sie Alle einstimmig: »Esta!« [4])

Es war ein grauenhaftes altes Weib, mit einem schrecklichen Gesichte, in welchem nur die Nase und das Kinn hervortraten, mit einem großen wie ein Federbusch aufrechtstehenden Büschel weißer Haare und einem Munde der wie ein Briefkasten aussah; sie hatte nicht viel mehr als ein Hemd an und war schwarz und dürr wie Pergament. Sie sah aus wie eine Mumie. Diese näherte sich mir lächelnd, machte Verbeugungen und streckte mir die Hände entgegen, um die meinigen zu ergreifen.

---

1) Ein cuarto, mein Herrchen!

2) Ein real, mein Herr!

3) Eine peceta für Alle!

4) Diese.

„Was wollt Ihr?“ rief ich und trat einen Schritt zurück.

»La ventura!« riefen Alle.

„Nun so weissagt mir,“ antwortete ich und streckte meine Hand aus.

Die Alte hielt meine arme Hand mit ihren Fingern fest, die aussahen wie zehn formlose Knochen, berührte sie mit ihrer spitzen Nase, hob dann den Kopf, sah mich starr an, deutete mit einem Finger auf mich und, indem sie allerhand Geberden machte und bei jedem Satze anhielt, als sage sie Verse her, sprach sie mit begeisterter Stimme:

»Tu has nacido en un dia señalado.

— Y el dia que morirás será un dia señalado tambien.

— Tu tienes un caudal asombroso.« [1])

Hier murmelte sie etwas von Geliebten, Hochzeit, Glück, von dem ich nur verstand, daß sie glaubte, ich wäre verheirathet und fügte dann hinzu:

— El dia que te casaste hubo en tu casa muchos dares y tomares.

— Y otra se quedó llorando.

— Y cuando tu la vees te se abren las alas del corazon. [2])

---

[1]) Du bist an einem denkwürdigen Tage geboren. — Und dein Todestag wird auch ein denkwürdiger Tag sein. — Du besitzest eine Unmasse Schätze.

[2]) An deinem Hochzeitstage gab es große Feste in deinem Hause. — Und eine andere Frau weinte. — Und wenn du sie siehst, öffnen sich die Flügel deines Herzens.

Und so fuhr sie fort mir zu sagen, daß ich Geliebte und Freunde, Schätze und Freuden besitze, die mich alle Tage, in allen Weltgegenden erwarteten. Während die Alte sprach, schwiegen Alle, als glaubten sie wirklich an ihre Worte. Endlich schloß sie die Prophezeiung mit einer Abschiedsformel und diese mit ausgebreiteten Armen und einem tanzartigen Sprunge. Ich gab die peceta, worauf die Menge in Freudengeschrei und Gesänge ausbrach, allerhand sonderbare Geberden und Sprünge machte und mich mit Stößen und Handschlägen auf die Schulter wie einen alten Freund begrüßte, bis es mir gelang, rechts und links Püffe austheilend, mich heraus zu winden und zu meinen Freunden zurückzukehren. Doch es drohte uns eine neue Gefahr. Die Nachricht von der Ankunft eines Fremden hatte sich verbreitet, die Stämme hatten sich erhoben und die ganze Zigeunerstadt war in Aufregung. Aus den nahen Häusern, den fernen Hütten, vom Hügel, vom Thale her, strömten Knaben, Frauen mit Kindern auf dem Rücken, alte Männer am Stock, Krüppel, Kranke, Betrüger und siebenzigjährige Prophetinnen, welche weissagen wollten, kurz von allen Seiten eine große Zahl Bettler auf uns zu. Es war schon Nacht und kein Augenblick zu verlieren; wie Schulbuben liefen wir davon und der Stadt zu. Da brach hinter uns ein Höllengeschrei aus und die besten Läufer liefen uns nach. Nach einem kurzen Laufe befanden wir uns in Sicherheit, zwar müde, außer Athem und mit Staub bedeckt, aber doch gerettet.

„Wir mußten um jeden Preis fliehen," sagte Herr

Melchior lachend, „denn wir liefen Gefahr, ohne Hemd nach Hause zu kommen."

„Und Sie müssen wissen," fügte Gongora hinzu, „daß wir bis jetzt nur die Thore des Zigeunerfleckens, nur den gesitteten Theil, ich will nicht sagen, das Paris, noch das Madrid, aber wenigstens das Granada des Albaicin gesehen haben. Wenn wir erst weiter gegangen wären und Sie das Uebrige gesehen hätten!"

„Aber wie viele Tausende zählen diese Menschen?" fragte ich.

„Das weiß kein Mensch."

„Wovon leben sie?"

„Das begreift Niemand."

„Welche Obrigkeit erkennen sie an?"

„Nur eine: los reyes, [1]) die Häupter der Familien oder Häuser, diejenigen, welche das meiste Geld besitzen und die meisten Jahre zählen. Sie verlassen ihre Vorstadt nie, sind völlig unwissend, und Alles, was außerhalb ihres Kreises liegt, ist ihnen unbekannt. Die Dynastieen fallen, die Regierungen wechseln, die Heere kämpfen und nur ein Wunder bringt die Nachricht bis zu ihren Ohren. Fragt sie, ob Isabella noch auf dem Throne ist oder nicht, sie wissen es nicht. Fragt sie, wer Don Amedeo ist, sie haben seinen Namen nie nennen hören. Sie kommen auf die Welt und verlassen dieselbe wieder wie die Fliegen; sie leben jetzt, wie vor Jahrhunderten und vermehren sich, ohne ihre Grenze zu überschreiten. Unwissend und unbekannt sehen sie in ihrem ganzen Leben nur das Thal, welches

---

[1]) Die Könige.

sich zu ihren Füßen ausbreitet und die Alhambra, die über ihnen thront."

Wir gingen wieder dieselben Straßen zurück, durch die wir gekommen waren; sie waren jetzt still und einsam und kamen uns endlos vor. Berg auf, Berg ab, Gasse ein, Gasse aus, kamen wir endlich auf den Audiencia-Platz inmitten der Stadt Granada und der gesitteten Welt. Als ich die Kaffeehäuser und die erleuchteten Läden sah, war es mir, als sei ich nach einjährigem Aufenthalt in einer Wildniß zum städtischen Leben zurückgekehrt.

Am Abend des folgenden Tages reiste ich nach Valencia ab. Ich erinnere mich, daß, als ich kurz vor der Abreise meine Rechnung zahlen wollte, ich dem Wirthe bemerkte, daß er mir eine Kerze zu viel aufgeschrieben habe und daß ich ihn lächelnd frug: „Diese werden Sie mir wohl schenken?" Er ergriff die Feder und indem er einen Real von der Summe abzog, sagte er mit einer Stimme, welche gerührt scheinen sollte:

„Beim Teufel, wir sind ja Landsleute."

Valencia.

Die Reise von Granada nach Valencia toda de un tiron, [1]) wie man in Spanien sagt, zu machen, ist eines jener Vergnügen, die ein verständiger Mensch nur einmal in seinem Leben unternimmt. Ich fuhr Abends von Granada ab und erreichte den folgenden Morgen Menjibar, ein Dorf auf dem linken Ufer des Guadalquivir, zwischen Jaen und Andujar, nachdem ich im Eilwagen eine sehr schlechte Nacht verbracht hatte. Von hier aus bis nach Alcazar de San Juan geht eine Eisenbahn, aber der halbe Tag, den diese Fahrt beansprucht, war keineswegs erquicklich. Der Zug fuhr durch eine aller Pflanzenwelt baare Ebene, die Sonne brannte fürchterlich und die Wagen hatten keine Vorhänge. Auf der Station Alcazar mußte ich bis spät Abends auf einen andern Zug warten. Dann fuhr ich noch die ganze Nacht und erreichte die ersehnte Stadt Valencia erst am folgenden Tag um die Mittagsstunde, wo die Natur, wie Emilio Praga sagen würde, vor dem schrecklichen Gedanken schaudert, daß der Sommer noch vier Monate dauern wird.

---

[1]) Ganz in einer Tour.

Man muß jedoch zugeben, daß die Gegend, durch welche man bei Beginn und am Schlusse dieser Reise kommt, so schön ist, daß man sich oft über die Aussicht freuen könnte, wenn nicht jedes zarte Gefühl vom überwältigenden Schlafe und von der schweißbadenden Hitze verdrängt würde. Es folgen sich ganz unerwartet so viele malerische Punkte, so viele plötzliche Veränderungen und außerordentliche Ueberraschungen, so viele wunderbare, phantastische Bilder, daß diese Reise trotz allen Beschwerden in der Erinnerung des Fremden einen angenehmen Eindruck hinterläßt. Ihr wähnt, nicht nur einen Theil Spaniens durchreist zu haben, sondern einen ganzen Meridian der Erdkugel mit allen seinen verschiedenen Ländern. Zuerst durchkreuzt Ihr beim Mondenschein die Vega von Granada, wo sich die prunkvolle Pflanzenwelt wie ein stürmisches Meer um Euch erhebt und Euch mit ihren grünen Wellen zu überschwemmen und zu verschlingen droht, als müßtet Ihr Euch einen Weg durch diesen Wald von Gärten bahnen. Gleich darauf tretet Ihr in eine öde steile Gebirgsgegend: weit und breit werdet Ihr keine Menschenwohnung gewahr; Ihr fahrt hart am Rande von Abgründen vorbei, begleitet zeitweise die Wildbäche in ihrem Laufe und dringt in tiefe Schluchten ein, wo Ihr glaubt in einem Felsenlabyrinthe verloren zu sein. Dann umgeben Euch von neuem grüne Hügel und blumige Felder, diejenigen von Hoch-Andalusien, bis auch diese plötzlich verschwinden und Ihr Euch inmitten der Felsenberge der Sierra Morena befindet. Diese überhängen Euer Haupt auf allen Seiten und verschließen Euch ringsum die Aussicht, wie die Wände eines furchtbaren Abgrunds.

Habt Ihr die Sierra Morena hinter Euch, so breiten sich die öden Ebenen der Mancia vor Euren Blicken aus. Auf diese folgt die blumenreiche Ebene von Almansa, wo alle möglichen Pflanzen gedeihen und das Land wie mit einem Teppich mit den mannichfaltigsten Farben ausstatten. Nach der Almansaebene öffnet sich endlich eine wonnevolle Oase, ein Gott gesegnetes Eden, das Königreich von Valencia. Von den Grenzen bis zur Hauptstadt dehnen sich Gärten, Weinberge und dichte Orangenwälder aus; weiße, von Terassen gekrönte Villen und freundliche, buntbemalte Dörfer lachen dem Reisenden zu; Palmen und Granatbäume wachsen in Reihen, Gruppen und Dickichten; die Aloë, das Zuckerrohr und der Kaktus bilden lange Hecken und rechts und links erheben sich lange Hügelketten und kegelförmige Anhöhen, welche mit Gemüse-, Obst- und Blumengärten angepflanzt sind. Ueberall herrscht ein üppiger Pflanzenwuchs, der jede Leere ausfüllt, jede Höhe überragt, jeden Vorsprung bekleidet, der sich erhebt, schwebt, verflechtet und die Aussicht raubend, beinahe die Straße versperrt. Ueber all das Grün verwundert, von all der Schönheit ermüdet, von der Merkwürdigkeit der Landschaft fast verwirrt, denkt man unwillkürlich, es müsse das Feuer eines unterirdischen Vulkans sein, das der Erde ein so fieberhaftes Gedeihen verleiht.

Ein riesenhafter Stiercircus auf der rechten Seite der Eisenbahn, ist das erste Gebäude, welches dem Fremden bei seinem Eintritt in Valencia auffällt. Er besteht aus vier übereinanderliegenden Logenreihen, die auf starken Pfeilern ruhen und ist ganz aus Backsteinen gebaut; dabei erinnert er entfernt an das Colosseum.

Wenn wir an die Balladen denken, welche die Herrlichkeiten Valencias besungen haben, so scheint es uns beim ersten Eintreten, als entspräche die Stadt unsern Erwartungen nicht; andererseits entspricht sie aber auch dem unheimlichen Aussehen nicht, welches wir uns eingedenk ihres Rufes vorstellen, da sie eine aufrührerische, kriegerische Stadt sein soll, eine Anstifterin aller Bürgerkriege, welche den Pulverdampf lieber riecht, als den Duft ihrer Orangenwälder. Sie ist auf einer großen blumenreichen Ebene des rechten Ufers des Guadalaviar erbaut, welcher sie von ihren Vorstädten trennt. Sie befindet sich etwas entfernt von der Rhede, welche ihr als Hafen dient und besteht aus krummen Straßen, deren Häuser hoch, unförmlich und vielfarbig sind, so daß sie bei weitem nicht so freundlich aussehen, wie die Straßen der andalusischen Städte; auch der liebliche orientalische Duft, welcher die Phantasie so angenehm umspielt, fehlt gänzlich. Dem linken Ufer des Flusses entlang dehnt sich eine prächtige Promenade mit breiten Wegen und schönen Gärten aus. Von der Stadt gelangt man durch das Cid-Thor dahin. Dieses besteht aus zwei starken gezinnten Thürmen und trägt den Namen des Helden, weil derselbe im Jahre 1094 durch dieses Thor in die Stadt trat, nachdem er die Mauren aus Valencia vertrieben hatte. Der Dom ist ein großes von Verzierungen und Schätzen überladenes Gebäude, steht aber nicht im Vergleich zu den meisten andern Domkirchen Spaniens. Er erhebt sich auf demselben Platz, wo zur Römerzeit ein Tempel der Diana, zur Zeit der Gothen eine dem heiligen Salvador geweihte Kirche und unter der Herrschaft der Araber eine Moschee

stand. Diese wurde vom Cid abermals in eine Kirche verwandelt und im Jahre 1101 von den Arabern wieder in eine Moschee. Bis endlich nach der letzten Vertreibung der Feinde König Don Jaime zum dritten Male eine Kirche daraus machte. Unter vielen hervorragenden Palästen sind folgende sehenswerth: der Audiencia-Palast, welcher ein schönes Denkmal des sechszehnten Jahrhunderts ist und in welchem sich die Cortes des Königreichs Valencia versammelten; die casa de ayuntamiento, zwischen dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert erbaut, wo Don Jaime's Schwert, die Schlüssel der Stadt und die maurische Fahne aufbewahrt werden; sodann die Lonja oder Börse der Kaufleute, mit einem großen Saale, der von vierundzwanzig gewundenen Säulen in drei Schiffe getheilt wird. Die Bogen der Wölbungen erheben sich in kühner Biegung und die Architektur des ganzen Saales ist freundlich, harmonisch und dem Auge angenehm. Ferner besitzt die Stadt noch eine Bildergallerie, welche nicht die geringste Spaniens ist.

Doch offen gestanden beschäftigte ich mich in den paar Tagen, die ich in Valencia zubringen mußte, um auf mein Schiff zu warten, mehr mit der Politik als mit der Kunst. Ich erfuhr an mir selbst die Wahrheit der Worte, welche ich vor meiner Abreise von Italien von einem berühmten Italiener, der Spanien so gut wie seinen eigenen Herd kennt, gehört hatte: „Jeder Fremde, der auch nur kurze Zeit in Spanien wohnt, wird, ohne daß er sich's versieht, nach und nach von der Landespolitik mit fortgerissen, so daß er sich aufregt und den Kopf darüber zerbricht, als wäre Spanien seine Heimath oder

als hinge das Schicksal seines Vaterlandes von demjenigen Spaniens ab. Die Leidenschaft in diesem Lande ist so glühend, der Nationalkampf so hitzig und in diesem Kampfe wird die Zukunft, das Heil, das Leben des Volkes so offen aufs Spiel gesetzt, daß es einem Menschen, der nur im Geringsten lateinisches Blut in den Adern hat, unmöglich ist, ein gleichgiltiger Zuschauer zu bleiben. Wir regen uns auf, politisiren mit Allen, interessiren uns für die Ernennungen, mischen uns bei jeder politischen Demonstration unter die Menge, brechen auch wohl deswegen mit einem Freunde und suchen alle diejenigen auf, die derselben Ansicht sind wie wir, kurz wir verwandeln uns vollständig. Während wir aber nach und nach zu Spaniern werden, vergessen wir das übrige Europa, als wäre es an den Antipoden und denken schließlich nur noch an Spanien, als ob wir das Land regieren müßten und dessen Interessen einzig in unserer Hand lägen. So ging es auch mir. In jenen Tagen war das conservative Ministerium gescheitert und die Radikalen hatten günstigen Wind; ganz Spanien war in Aufregung; Statthalter, Generale, Beamte von allen Graden und allen Verwaltungen wurden gewechselt; ein neuer Menschenschwarm nahm jubelnd die Amtsstuben der Ministerien ein, Zorilla sollte ein neues Zeitalter der Wohlfahrt und des Friedens einweihen; Don Amedeo hatte vom Himmel eine glückliche Eingebung erhalten, die Freiheit hatte gesiegt, Spanien war gerettet. Als ich die Musikbande vor dem Hause des neuen Statthalters bei schön gestirntem Himmel inmitten einer frohen Menschenmenge spielen hörte, empfand auch ich einen Hoffnungsstrahl, daß endlich Don

Amedeos Thron die Wurzeln ausbreiten werde; ich bedauerte aber nur zu bald, mich getäuscht zu haben. Die Komödie, welche Zorilla in seiner Villa aufführte als er um keinen Preis den Vorsitz im Ministerium annehmen wollte und Freunde und Deputationen wegschickte, bis er, der Weigerung müde, endlich nachgab und in Ohnmacht fallend die Stelle annahm, gab mir damals eine hohe Meinung von seiner Charakterstärke und ließ mich für die neue Regierung das Beste hoffen.

Das Interessanteste, was ich in Valencia sah, ist der Markt. In ganz Spanien sind die valencianischen Bauern am künstlerischsten und komischsten gekleidet. Um auf unsern Maskenbällen eine schöne Erscheinung abzugeben, brauchten sie nur denselben zu besuchen, wie sie an Fest- und Markttagen in den Straßen von Valencia und auf dem Lande umhergehen. Zuerst möchte der Fremde lachen, er kann sich durchaus nicht denken, daß dies wirklich spanische Bauern seien. Sie sehen theilweise aus wie Griechen, theils wie Beduinen, Taschenspieler, Seiltänzer oder halb entkleidete Frauen, stumme Personen eines Trauerspiels oder einfach lustige Leute, die Andern einen Spaß machen wollen. Sie tragen ein weites Hemd, welches als Jacke dient, ein sammtenes Wams von beliebiger Farbe, das vorn offen steht, ein paar leinene Zuaven-Hosen, die bis ans Knie reichen und wie das Röckchen einer Tänzerin flattern, eine rothe Schärpe um den Leib, ein paar weißwollene gestickte Gamaschen, welche das Knie blos lassen und ein paar hanfene Sandalen, wie diejenigen der katalonischen Bauern. Fast alle sind geschoren wie die Chi=

nesen und als Kopfputz tragen sie ein rothes, blaues, gelbes oder weißes Tuch, das wie eine Düte umgewunden und an den Schläfen oder dem Genicke geknüpft wird. Darüber tragen sie manchmal noch einen Sammthut, wie derjenige der Bauern anderer Provinzen Spaniens. Alle tragen wenn sie in die Stadt gehen auf dem Arme oder um die Schultern, wie einen Shawl oder Mantel, eine lange schmale, wollene Capa, welche meistens weiß und roth gestreift und mit Maschen, Fransen und Rosetten verziert ist. Man kann sich leicht den Anblick vorstellen, welchen ein Platz bietet, auf dem etwa hundert also gekleidete Männer versammelt sind; es ist wie eine Fastnachtsscene, ein Fest, eine heitere Farbenzusammenstellung, welche an den Schall einer Musikbande erinnert; der Eindruck ist malerisch und freundlich, prächtig und lächerlich zugleich, dazu geben ihm die finstern Gesichter und erhabenen Geberden einen Anschein von Ernst, welcher die lächerliche Schönheit noch steigert.

In Spanien gibt es ein uraltes Sprichwort, welches also lautet: in Valencia ist das Fleisch Gras; das Gras Wasser; die Männer sind Weiber und die Weiber gar nichts. Doch abgesehen von dem Theile, der Fleisch und Gras betrifft und ein spanisches Wortspiel ist, ist es sehr ungerecht und durchaus unwahr. Die Männer, besonders im niedern Volke, sind groß und stark und haben so gut wie die Catalonier und Aragonier ein gutes Aussehen, nur mit lebhafter glänzenden Augen; die Frauen sind, mit der Zustimmung aller Spanier und Fremden, die klassischsten Schönheiten des Landes. Die Valencianer sagen: Aquí se

quedó el tipo de la belleza griega,[1]) weil sie wohl wissen, daß die Griechen und Carthager früher den östlichen Strand der Halbinsel bewohnt haben. Ich wage weder ja noch nein zu sagen, denn ein Urtheil zu fällen über die Frauen einer Stadt, in der man nur wenige Stunden verbracht hat, wäre meiner Ansicht nach eine Freiheit, die sich nur der Verfasser eines Reisehandbuches herausnehmen darf. Aber ein entschiedener Unterschied zwischen der andalusischen und der valencianischen Schönheit fällt Jedem sofort auf. Die Valencianerin ist größer, stärker, nicht so braun, sie hat regelmäßigere Züge, sanfte Augen und ihr Gang, ihre Bewegungen sind langsamer und beinahe matronenhaft. Sie ist kein Pfefferkorn wie die Andalusierin, bei deren Anblick ein unschuldiger Jüngling sich in den Finger beißen muß, um damit die verwirrte Empörung seiner Wünsche zu beschwichtigen, sie ist eine Frau, die wir mit ruhiger Bewunderung betrachten und während wir sie ansehen »notre tète se relève, notre maintien s'ennoblit,« wie La Harpe vom Apollo vom Belvedere sagt. Anstatt von einem andalusischen Häuschen zu schwärmen, in welchem wir sie vor den Augen der Welt verbergen möchten, wünschen wir uns vielmehr einen Marmorpalast, in dem Herren und Damen ihr huldigen müßten.

Nach der Aussage aller andern Spanier ist das Volk von Valencia über alle Maßen wild und grausam. Wer sich einen Feind bei Seite schaffen will, der findet für wenige Thaler einen Mann, der die Mordthat so gleichgiltig

[1]) Hier blieb der Typus der griechischen Schönheit zurück.

unternimmt, als müsse er einen Brief auf die Post tragen. Ein valencianischer Bauer, der ein Gewehr in den Händen hat, ist im Stande auf einsamer Straße zu seinem Begleiter zu sagen: Voy á ver si acierto, [1]) und auf den ersten besten Unbekannten zu schießen. Auch Folgendes wird erzählt, was vor nicht langer Zeit geschehen sein soll. In den spanischen Städten und Dörfern unterhalten sich die Knaben und Burschen untereinander, indem sie ein Stiergefecht aufführen. Einer macht den Stier und theilt Stöße aus, ein anderer vertheidigt sich mit einem Stocke, den er wie eine Lanze unter dem Arme trägt und reitet zugleich auf einem Dritten. Einige junge Valencianer wollten nun das Spiel dem wahren Stierkampfe ähnlicher und für Zuschauer und Künstler etwas interessanter machen. Die Neuerung aber bestand darin, daß sie statt des Stockes ein langes spitzes Messer, eine jener furchtbaren navajas gebrauchten und dem Burschen, welcher den Stier darstellte, zwei kürzere gaben, welche er wie zwei Hörner zu beiden Seiten des Kopfes festhalten sollte. Unglaublich aber wahr, das Spiel wurde mit Messerstichen ausgeführt, viel Blut vergossen, einige Knaben wurden getödtet, andere tödtlich verwundet oder verstümmelt und dennoch artete das Spiel nicht in Rauferei aus, kein einziges Mal wurden die Kunstregeln übertreten und Niemand erhob die Stimme gegen dieses Gemetzel.

Relata refero, [2]) aber ich bin weit entfernt, Alles zu

[1]) Ich will sehen, ob ich treffe.

[2]) Ich wiederhole was ich gehört habe.

glauben, was von den Valencianern erzählt wird; aber so viel ist gewiß, daß, wenn auch die öffentliche Sicherheit keine Mythe ist, wie nach poetischen Berichten unserer Zeitungen in der Romagna und in Sicilien, so ist sie doch, nach dem Leben bei weitem nicht das höchste Gut, dessen man sich in Valencia erfreut. Schon am Abend meiner Ankunft wurde ich davon überzeugt. Da ich den Weg zum Hafen nicht wußte, frug ich eine Ladenjungfer darnach. Diese rief verwundert aus:

„Sie wollen zum Hafen gehen, Caballero?"

„Nun ja."

»Ave Maria purisima, in dieser Stunde zum Hafen gehen?" Und dann wandte sie sich an eine Gruppe Frauen, welche vor der Thüre stand und sagte in valencianischem Dialect:

„Frauen, antwortet Ihr ihm. — Dieser Herr will wissen, welche Straße zum Hafen führt."

Die Frauen riefen einstimmig: „Gott bewahre ihn!"

„Aber vor was?"

„Wagen Sie es nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Es gibt tausend Gründe."

„Sagt mir nur einen."

„Sie könnten ermordet werden."

Dieser eine Grund genügte mir, wie Jeder sich denken kann und ich fragte nicht weiter.

Obwohl ich wenig mit dem Volke umging, so kann ich doch sagen, daß ich hier wie überall als Fremder nur Höflichkeit, als Italiener aber eine freundschaftliche Aufnahme fand. Sogar diejenigen, welche von einem frem=

den Könige überhaupt und von dem Prinzen des savoyischen Hauses besonders, nichts wissen wollten, hatten die Artigkeit mir vorher zu sagen: — Berühren wir dieses Thema nicht. — Wenn der Fremde, den sie fragen, aus welchem Lande er sei, antwortet: — Ich bin ein Franzose, — so lächeln sie verbindlich, als wollten sie sagen: — Wir kennen uns. — Demjenigen, welcher antwortet: — Ich bin ein Deutscher oder ein Engländer, — nicken sie freundlich zu, als wollten sie sagen: — Ich verneige mich. — Demjenigen aber, welcher antwortete: — Ich bin ein Italiener! — reichen sie herzlich die Hand, als wollten sie sagen: — Wir sind Freunde und sehen ihn neugierig an, wie wir einen Menschen zum ersten Male betrachten, von dem wir gehört haben, daß er uns gleichen soll.

Es war Mitternacht, ich lehnte mich an das Geländer des Dampfbootes Genil, welches zur Abfahrt gerüstet war. Ich sah schwermüthig nach dem beleuchteten Valencia zurück. Nie werde ich sie vergessen, die schönen Hügel Valencias, die lachenden Ufer des Guadalquivir, die Feengärten von Granada, die weißen Häuschen von Sevilla, die herrlichen Thürme von Toledo, die lärmenden Straßen von Madrid und die ehrwürdigen Mauern von Zaragoza. Und Ihr, liebenswürdige Gastgeber und höfliche Reisegefährten, die Ihr meine schwermüthigen Stunden mit Eurer Heiterkeit verkürztet, tief im Herzen werde ich immer ein dankbares, freundschaftliches Gefühl für Euch hegen; die Bilder aus Spanien werde ich wie die herrlichsten Jugenderinnerungen aufbewahren und daran denken wie an den schönsten Traum meines Lebens.

Auch einige junge Spanier hatten sich eingeschifft, um nach Marseille zu fahren und von jenem Hafen aus eine Reise nach den Antillen zu unternehmen, wo sie einige Jahre bleiben sollten. Einer von ihnen weinte abseits. Plötzlich stand er auf, sah nach dem Ufer zwischen zwei geankerten Schiffen hindurch und rief in Verzweiflung aus: „Ach, Gott! ich hoffte sie würde nicht kommen!"

Bald darauf näherte sich ein Kahn, eine weiße Gestalt von einem in die Capa gehüllten Manne gefolgt, stieg aus, eilte die Treppe hinauf und warf sich schluchzend in die Arme des Jünglings, der ihr entgegen gesprungen war.

Im gleichen Augenblicke rief der Steuermann: „Meine Herren, das Schiff fährt ab!"

Ein herzzerreißender Auftritt erfolgte; man mußte die beiden jungen Leute mit Gewalt trennen und das Mädchen halb ohnmächtig ins Boot tragen, welches sich etwas entfernte, dann aber wiederholt hielt.

Der Dampfer fuhr ab.

Da warf sich der junge Mann in Verzweiflung gegen das Geländer und rief schluchzend: „Adieu, Liebe! Adieu!

Die weiße Gestalt hob die Arme und antwortete vielleicht; aber ihre Stimme tönte nicht herüber. Das Boot entfernte sich und verschwand.

Einer der jungen Leute sagte leise zu mir: — „Sie sind verlobt."

Es war eine schöne aber traurige Nacht. Valencia verschwand bald. Ich dachte, daß ich Spanien vielleicht nie wieder sehen würde und weinte. — — — —

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

